



Friedrich von Bodenstedt. XVVL

geboren 22. April 1819 zu Peine im Hannoverschen
gestorben 18 April 1892 in Wiesbaden. NWV

studierte an den U. zu Göttingen, München
u. Berlin Literaturgeschichte u. Linguistik
wurde 1841 Erzieher des jungen Fürsten
Gallizin in Moskau u. fand hier Musse, sich
mit den slavischen Sitten u. Sprachen vertraut
zu machen. Von Moskau ging er 1844 nach
Tiflis 1847 nach Deutschland. d. Übersetzer
Russischer Dichter. Redakteur München
Triest, Berlin, Paris, Frankfurt, Bremen
bis er auf Einladung Königs Max von Bayern
nach München übersiedelte 1854.
Prof d slavischen Sprachen. 1858. Alt Eng.
1866 folgte er einem Ruf des Herzogs von
Meiningen, um die Leitung der Hofbühne
zu übernehmen. 1867 vom Herzog in den
Adelstand erhoben, bis 1873 [illegible], Berlin
[illegible] 1877. 1880 America Reise U.S. lebte in
Wiesbaden seit seiner Rückkehr

Meyers Lex. vol 5 p. 176

Kaukasus; Puschkin Nachlass, Puschkin
Werke; Turgeneff, Lieder des Mirza-Schaffi

G. B. Ward 1/14/28

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.



PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

Das Curatorium:

Dr. Rudolf v. Gneist,
Wirkl. Geh. Oberjustizrath,
ordentl. Professor an der Königl. Universität
zu Berlin.

Prof. A. v. Werner,
Director der Königl. Akademie der Künste
zu Berlin.

Dr. C. Werder,
Geh. Regierungsrath, Professor an der
Königl. Universität zu Berlin.

Dr. H. Brugsch,
Kaisl. Legationsrath und Professor.

Adolf Hagen,
Stadtrath.

STATUT:

§. 1. Jeder Litteraturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an eine beliebige Buchhandlung oder an das Bureau des Vereins für Deutsche Litteratur in Berlin W., Steglitzerstr. 90, direct zu übermitteln.

§. 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines Serienbeitrages von Achtzehn Mark Reichs-Währung, der vor oder bei Empfang des ersten Bandes der Serie zu entrichten ist. (Für die Serie I—IV betrug derselbe 30 Mark pro Serie.)

§. 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie vier Werke aus der Feder unserer beliebtesten und hervorragendsten Autoren. Die Bände haben durchschnittlich einen Umfang von 20—26 Bogen, zeichnen sich durch geschmackvolle Druckausstattung und höchst eleganten Einband aus und gelangen in Zwischenräumen von 2—3 Monaten zur Ausgabe.

§. 4. Die Vereins-Publikationen gelangen zunächst nur zur Versendung an die Vereinsmitglieder und werden an Nichtmitglieder erst später und auch dann nur zu bedeutend erhöhtem Preise (à Band 6—8 Mk.) abgegeben. Der sofortige Umtausch eines neu erschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes, ist gestattet.

§. 5. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Serie der betreffenden Buchhandlung resp. dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§. 6. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler **Dr. Hermann Paetel** in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band von Serie V an ist elegant in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie das Bureau des Vereins in Berlin, W., Steglitzerstrasse 90, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.

In den bisher erschienenen Serien I—XIII gelangten nachstehende Werke zur Versendung:

Serie I

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Löher, Franz v., Kampf um Paderborn 1597—1604.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Serie II

Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.

Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.

Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo-Studien.

Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.

Heyse, Paul, Giuseppe Giusti, Gedichte.

Hoyns, Georg, Die alte Welt.

Richter, H. M., Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Thiere.

Goldbaum, W., Entlegene Culturen.

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Vambéry, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Thierwelt.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

Lenz, Oscar, Skizzen aus Westafrika.

Strodtmann, Ad., Lessing. Ein Lebensbild.

Vogel, H. W., Lichtbilder nach der Natur.

Woltmann, Alfred, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Serie V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Theil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

Werner, Reinhold, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Serie VI

Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

Schmidt, Max, Der Leonhardsritt, Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

Kreyssig, Friedrich, Literarische Studien und Charakteristiken.

Serie VII

Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Neményi.

Serie VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Theil.)

Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann, J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Serie IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekr. Werk.)

Gottschall, Rudolf v., Literarische Todtenklänge u. Lebensfragen.

Serie X

Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben.

Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

Lotheissen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre.

Serie XI

Gneist, Rudolf, Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güssfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse aus den Jahren 1859—1885.

Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Serie XII

Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

Herrmann, Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirthschaft.

Büchner, Ludwig, Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Theil.)

Serie XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilhelm, Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

Bodenstedt, Friedrich, Erinnerungen aus meinem Leben.

Serie XIV

Unter der Presse:

Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Geschäftsführender Director:

Dr. Hermann Paetel,

Verlagsbuchhändler in Berlin, W., Steglitzerstrasse 90.



G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Erinnerungen

aus meinem Leben.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Zweite Auflage.



Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1888.

Inhalt.

I.

In der Heimath.



In der Heimath.

Wenn man von Braunschweig nach Hannover fährt, oder von Hannover nach Braunschweig, und sich in der einen Richtung etwa eine halbe, in der andern eine ganze Stunde lang gewundert hat über die einschläfernde Nüchternheit der gleichmäßig flachen Gegend, sieht man plötzlich hinter Pappeln, Linden und anderen Bäumen einen etwas schwerfälligen Spitzthurm über Häuser mit rothen Ziegeln zu sehr bescheidener Höhe aufsteigen. Das Bahnhofsgebäude, vor welchem der Zug anhält, sieht aus wie ein kleines Landhaus. Der Schaffner ruft mit hannoverscher Reinheit der Aussprache: „Station Peine! Fünf Minuten Aufenthalt!" Ungefähr ebensoviel Personen wie er Minuten genannt, steigen aus und ein, ein gellendes Pfeifen folgt, und der Zug braust weiter.

Wir sind in meiner Vaterstadt, die freilich zu der Zeit, an welche sich die nachfolgenden Erinnerungen knüpfen, mir weit schöner und großartiger erschien als heute, obgleich sie damals kaum halb so groß war und noch keine Ahnung davon hatte, dereinst durch Schienenstränge in den großen Weltverkehr hineingezogen zu werden.

Ich habe ihren „Schützenplan“ in harmloser Jugend als ein irdisches Paradies besungen, ihre Töchter — wenigstens einige davon — als Engel, und ihr alljährlich sich wiederholendes „Freischießen“ — ein Volksfest, zu welchem die ganze Umgegend herbeiströmte — in blühenden Versen mit den olympischen Spielen verglichen, und einigen dieser Gedichte ist sogar die Ehre zu theil geworden, in dem „Peiner Wochenblatt“ abgedruckt zu werden. Ich habe die großen Theerfässer, vermittels welcher wir das „Osterfeuer“ darstellten, in Wirklichkeit und im Liede mit angezündet und auch geholfen, sie in den fast zwölf Fuß tiefen Abgrund beim Pferdemarkte hinabzurollen, und damals kam mir meine Vaterstadt sammt Umgegend nichts weniger als nüchtern vor.

Mein erster poetischer Erguß, dessen ich mich erinnere, und der sich erhalten hat, fällt in mein neuntes Lebensjahr und knüpft sich an eine Begebenheit, wobei es sich für mich um Sein oder Nichtsein handelte.

Mein Vater hatte mich früh ans kalte Baden gewöhnt, wogegen sich meine empfindliche Haut anfangs sehr sträubte. An warmen Tagen fand ich selbst Vergnügen daran, im kühlen Wasser herumzuplätschern; allein er pflegte mich schon in früher Morgenstunde mitzunehmen, wenn die Wiesen, durch welche der kleine heimathliche Fluß — der mir damals als ein mächtiger Strom erschien — sich schlängelte, vom Thau noch ganz naß waren, und die Luft oft so rauh, daß mich in meinem dünnen Jäckchen schon bei dem Gedanken fror, mich ganz entkleiden zu müssen. Aber mein Vater machte nicht viel Umstände mit mir, und wenn ich zähneklappernd zögerte, ins Wasser zu springen, so warf er mich hinein wie eine junge Katze. Daher empfand ich jedesmal ein heimliches Grausen, wenn es zum Baden ging, und es dauerte lange, bis mir das Wasser ein freundliches Element wurde. Auch mit dem

Schwimmen, wozu mein Vater mich eifrig antrieb, wollte es nicht schnell genug vorwärts gehen. Ich konnte nicht schwimmen, wenn ich mich unbehaglich fühlte und unter strenger Aufsicht mußte, wollte es aber doch gern lernen, um meinem Vater eine Freude zu machen, und ging deshalb zu wärmerer Tageszeit öfter allein zum Baden, um mich im Schwimmen zu üben. Bei einer solchen Gelegenheit gerieth ich einmal in eine tiefere Stelle im Flusse, wo ich gewähnt hatte, festen Fuß fassen zu können, und statt dessen versank und sicher ertrunken wäre, wenn mich nicht ein rüstiger junger Mann, der auf der Wiese beschäftigt war, gerettet hätte. Die Wiesen gehörten zum sogenannten Telgt, einer kleinen Meierei vor der Stadt, und mein Retter war der Sohn des Landwirths vom Telgt, Specht mit Namen. Ich hatte schon viel Wasser geschluckt, als er mich herauszog, und es muß ziemlich lange gewährt haben, bis ich wieder zu mir kam, denn es hatten sich inzwischen nicht bloß meine Angehörigen, sondern auch viele andere Leute um mich versammelt. Was mir dann in den Stunden der Genesung das junge Herz bewegte, drückte ich in folgenden Versen aus:

Ich rief nach Dir,
Du halfest mir!
In tiefer Fluth gebettet,
Ward ich durch Dich gerettet.
Auf der Wiese ward das Gras gemäht,
Da hat mich Specht vom Telgt erspäht.
Er sprang herab
Ins Wassergrab
Und zog mich von des Todes Thür.
Mein Gott, ich danke Dir dafür,
Daß mir die Sonne wieder scheint
Und meine Mutter nicht mehr weint!

Die ersten poetischen Anregungen, deren ich mich entsinnen kann, bestanden in den alten Liedern, welche meine Mutter

mir in traulichen Dämmerstunden vorsang, ohne Begleitung und mit ungeschulter, aber wohltönender und zum Herzen dringender Stimme. Ich versuchte unwillkürlich oft selbst solche Lieder hervorzubringen, aber es wollte mir nicht gelingen, und ich bewunderte meine bei uns wohnende Großmutter (mütterlicherseits), eine schlichte, sinnige Frau, die immer geschäftig noch in ihren alten Tagen alle ihr denkwürdig erscheinenden Erlebnisse mit Leichtigkeit in Verse brachte, und dazu mit der Scheere allerliebste Bildchen aus Papier schnitt. Wahrscheinlich ist ihr Beispiel nicht ohne Einfluß darauf geblieben, daß es mich trieb, auch mein erstes für mich denkwürdiges Erlebniß zu besingen. Darüber zu brüten fand ich im Bette Zeit genug; dennoch erschien es mir als ein großes Wunder, daß bei meinem Brüten etwas herauskam, während alle früheren poetischen Anläufe fruchtlos geblieben waren.

Das ziemlich mühelose Gelingen meines ersten Gedichts spornte mich bald zu weiteren Versuchen an, aber das Wunder wollte sich nicht wiederholen. Vergebens strengte ich mein aufgeregtes Gehirn an, neue Texte zu den Melodien zweier allbekannter Lieder zu ersinnen, die ich oft gehört hatte und deren Anfänge lauteten: „Beschattet von der Pappelweide“ und „Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus.“ Erst viel später, als jene Zeit schon wie ein Traum hinter mir lag, begriff ich, warum ich in dem einen Falle glücklicher gewesen war, als in dem andern. Ich begriff dann auch ganz die Wahrheit des Goetheschen Wortes, von welch großem Vortheil es sei, schon früh auf das aufmerksam gemacht zu werden, worauf man selbst erst nach langem Irren kommt. Jene Verse waren mir leicht aus dem Kopfe gesprungen als Nachklang eines tiefgehenden Erlebnisses. Ich sage absichtlich Nachklang, nicht Ausklang, denn sie erschöpften den Gegenstand nicht, weil ich noch nicht poetisch sprechen, nur stammeln

konnte. Aber was ich stammelte, enthielt doch das Wesentlichste von dem, was ich zu sagen hatte, und suchte die klare Vorstellung, der es entsprang, zu poetischem Ausdruck zu bringen. Bei meinen anderen Versuchen hingegen fehlten mir meist solche klare Vorstellungen, und deshalb gelangen sie mir selten.

Der Zauber der Natur wirkte mächtig auf mich, zu mächtig, denn ich verlor mich oft darin, alles Andere darüber vergessend. Wir hatten verschiedene Gärten, und in dem kleinsten, der dicht hinter unserm Hause lag, war jedem von uns Kindern ein umgrenztes Stückchen Landes angewiesen, das wir selbst bearbeiten, besäen, bepflanzen und in Ordnung halten mußten. Ich lag meiner Gärtnerei mit großem Eifer ob, und erinnere mich heute noch lebhaft der unbeschreiblichen Aufregung, die mich, ich weiß nicht mehr in welchem Kinderjahre, überwältigte, als ich zum ersten Male meinen Namen, nach eigener Zeichnung, in Kresse aus der schwarzen Erde hell emporgrünen sah. Er sah aus wie hingehaucht; es war nur ein zarter Ansatz zu dem, was werden sollte, wenn die Kresse erst voll emporschoß; aber der Name war doch schon zu erkennen, und das grüne Wunder erschien mir um so größer, als ich selbst daran mitgewirkt hatte. Ich machte unsern vierschrötigen Hausknecht Heinrich, der eben durch den Garten kam, darauf aufmerksam, erwartend, daß er meine Begeisterung theilen werde, aber er sah erst die Kresse, dann mich mit überlegenem Lächeln an und sagte: „Dobi is doch nix tau verwunnern. Et mot ja heruter; dat is doch ganz natürlich!"

In der Gesindestube gab dann — wie ich am folgenden Tage erfuhr — Heinrich seine Ueberlegenheit durch die Aeußerung kund, daß er mich wirklich früher nicht für so dumm gehalten habe, mich darüber zu wundern, wenn Kressensamen aufgehe.

Ich habe diese kleine Geschichte hier angeführt, weil sie kurz und bündig mein Verhältniß zu den Durchschnittsmenschen meiner Umgebung charakterisirt. Für mein eigenartiges Empfinden fand ich kein Verständniß und suchte mich deshalb daran zu gewöhnen, es gar nicht laut werden zu lassen, wie schwer mir das bei meiner mittheilsamen Natur auch wurde. An den Spielen meiner Jugendgenossen nahm ich meist mit großem Eifer theil, aber es geschah auch hin und wieder, daß die vielen Rohheiten, die dabei mit unterliefen, mich und Gleichgesinnte abstießen und zu Parteiungen führten, bei deren Austrag es blutige Köpfe setzte.

Die Kinder einer kleinen Stadt führen ein ungebundenes Leben und werden in einer Weise durcheinander gewürfelt, wovon die großstädtische Jugend keine Ahnung hat. Unser Haupttummelplatz für Kreiseltreiben, Ballschlagen und ähnliche Vergnügungen war der große Marktplatz, auf welchem sämmtliche Straßen des Städtchens ausmündeten und in den Freistunden die muntere Jugend zusammenströmte. Doch je mehr die Jungen heranwuchsen, desto mehr sonderten sich kleine Gruppen von der großen Schaar ab, um sich fern vom Markte auf eigene Faust die Zeit zu vertreiben. Ich trieb jedes Spiel eine Zeit lang mit förmlicher Leidenschaft, aber dann war mir auf einmal die Lust dazu wie ausgetrieben und ich sehnte mich nach etwas Anderem. Die erste Abwechselung bot das Schießen mit sogenannten Schlüsselbüchsen in unseren Gärten. Mein Vater kam dahinter und bestrafte mich dafür, erlaubte mir aber dann, mit ordentlichen Pistolen nach einem Ziele zu schießen. Daneben experimentirte ich jedoch noch in anderer Weise mit Pulver, indem ich einen kleinen feuerspeienden Berg herzustellen suchte, der auch sehr gut gelang. Als ich jedoch das Experiment mit einigen Schulkameraden wiederholte, fing das Pulverglas eines derselben Feuer, und wir Alle wurden

jämmerlich beschädigt, am meisten ich selbst im Gesicht und an der Hand, wie denn überhaupt kein Jahr verging, ohne daß ich ein oder mehrere Male durch irgend einen Unfall meine Eltern in Angst und Sorgen versetzt hätte, sei es durch Einbrechen beim Schlittschuhlaufen oder durch ins Wasser Fallen beim Umhertreiben auf den losgelösten Schollen beim Aufthauen des Eises, oder durch einen Sturz vom Pferde, wenn ich — ein Hauptvergnügen für mich — mit dem Knechte die Pferde in die Schwemme ritt und mein Pferd dann beim Heimkehren von neidischen Jungen beworfen, gehetzt und geprügelt wurde, daß es nicht wußte, wohin mit sich und mir. Ich thue dieser Unfälle nur deshalb Erwähnung, weil sie mich öfters ans Haus bannten und mich dann immer zu meinen poetischen Grübeleien zurückführten, die sich nach rasch wechselnder Stimmung bald in sonnigen Erinnerungen an freudvoll verlebte Stunden, bald in trüben Betrachtungen darüber ergingen, an welch dünnen Fäden ein Menschenleben hängt, welches ein kalter Luftzug ausblasen, eine Welle auslöschen und jeder geringste Anlaß bedrohen kann.

Solche Betrachtungen drängten sich immer in den Vordergrund, wenn ich, was öfter vorkam, infolge einer Erkältungskrankheit das Bett längere Zeit hüten mußte. Diese Krankheiten waren meistens die Folgen der unglücklichen Abhärtungsversuche, welche mein guter Vater, der selbst eine harte Jugend durchgemacht hatte, unbeugsam mit mir anstellte, nach dem Grundsatz, daß man den Knaben daran wagen müsse, um einen Mann zu gewinnen. Er selbst setzte sich noch in späteren Jahren leichtbekleidet jeder Unbill des Wetters aus und glaubte, was e r ertragen könne, müsse auch ich ertragen können, ohne in Erwägung zu ziehen, daß die Natur mein sterbliches Theil mit einer weit feineren Haut umwoben als das seine. Die strengsten Winter, welche ich in Deutschland erlebt habe,

fallen in die letzten zwanziger Jahre, und in solchen Wintern, die an Kälte dem kältesten wenig nachstanden, den ich später, wärmer umhüllt, in Rußland erlebte, mußte ich im einfachen Flausröckchen weite Wege wandern, um mit aufgesprungenen Händen und Füßen zurückzukehren. Die Frostbeulen wurden dann sorgfältig mit Schnee eingerieben, aber ich merkte keine Besserung davon und dachte am Abend mit Schrecken daran, die schmerzenden Füße am folgenden Morgen wieder in die engen Stiefel hineinzwängen zu müssen. Erlöste mich dann eine innere Krankheit von der Stiefelqual, so konnte ich in der unheizbaren Kammer mit Gypsboden, wo mein Bett stand, den Aushauch meiner trüben Gedanken auf der Bettdecke zu Eis gefrieren sehen, und angesichts der Eisblumen am Fenster, durch welches kein Sonnenstrahl drang, offenen Auges von den Blumen des Sommers träumen.

Zwar waren nicht alle Winter so streng, aber auch während der milderen konnte ich mich in dem überall von Zugluft durchwehten finstern Hause nicht wohl fühlen.

Unser möglichst unregelmäßig gebautes Haus, das sein Alter nach — ich weiß nicht wie vielen — Jahrhunderten zählte, war in der Front ziemlich schmal, sodaß neben dem Flur unten nur für ein Zimmer nebst Alkoven Platz blieb, aber nach hinten etwas weit ausgestreckt und durch neue Anbauten vergrößert. Eine ziemlich breite Treppe führte vom hinteren Flur in das einzige hohe und geräumige Zimmer, welches mit einer gewissen an Eleganz streifenden Behäbigkeit eingerichtet war und mit einem entsprechend eingerichteten Schlafzimmer zusammenhing. Diese beiden Räume waren aber eigentlich nur für den Festtagsgebrauch und für Verwandtenbesuch da und wurden sonst äußerst selten betreten. Links von ihrer Schwelle führte eine alte dunkle Treppe in den zweiten Stock des Vorderhauses, dessen Gang oder Corridor

so niedrig war, daß ein erwachsener Mann sich bücken mußte, um den Kopf nicht an den Querbalken der Decke zu zerstoßen. Die Zimmer zu beiden Seiten waren etwas höher, aber nur gerade so viel, daß dem Kopfe keine Gefahr drohte. Nur die beiden vorderen kleinen Zimmer, deren Fenster auf den großen Marktplatz hinausgingen, an welchem unser Haus lag, konnten Himmelslicht in sich aufnehmen; ein wenig davon erhielt noch ein auf den Hof blickendes Schlafgemach; was dazwischen lag, war bei Tage fast so dunkel wie bei Nacht. Die Niedrigkeit des Corridors und der Zimmer hatte ihren Grund buchstäblich in dem Untergrunde, d. h. in einem unteren Raume, der sich über den ganzen ersten Stock ausdehnte, mit starker Beeinträchtigung des zweiten. Zu diesem unheimlichen unteren Raume, der in den früheren Jahrhunderten wohl als Verließ oder Versteckort gedient haben mag, führte eine Fallthüre, welche sich dicht an der Schwelle des rechten Vorderzimmers befand. Wandte man sich nun von diesem helleren Theile des Corridors nach dem dunkleren, so gelangte man, links abbiegend, in einen Raum, wo auf der einen Seite eine uralte schmale Wendeltreppe zu einem ebenso alten hohen und langen Saal emporführte, und auf der andern Seite eine Stiege zu weitgestreckten Bodenräumen. Der Saal hatte noch Fenster mit kleinen kreisförmigen Scheiben (Butzenscheiben) und barg außerdem in allerlei reisigem Zeug, verrosteten Ringelpanzern und Waffen, Ueberbleibsel der alten Zeit. Mein Vater, welcher mit dem Hause ziemlich ansehnlichen Besitz an Ländereien erworben hatte, legte später im neuhergestellten Hintergebäude eine Brauerei an, und da er aus dem alten Rittersaale sonst nichts zu machen wußte, schnitt er einen Theil davon durch eine Wand ab und benutzte denselben zu wirthschaftlichen Zwecken. Später, als sich die Nothwendigkeit einer Erweiterung der Wohnungsräume herausstellte, wurde

in einer Ecke des Saales noch ein Zimmer gebaut, und der Saal blieb trotzdem immer noch groß genug, um seinen Namen zu verdienen und alles an altem Gerümpel und Hausgeräth in sich aufzunehmen, was sonst nicht untergebracht werden konnte.

Nun ging unter dem Gesinde die Sage, daß es in dem alten Rittersaale spuke, und weder Magd noch Knecht überstieg Abends gern die schmale Wendeltreppe, welche in den unheimlichen Raum führte; wenn aber einer gehen mußte, um etwas zu holen, so nahm er gern einen zweiten mit. Ich, der, seit ich lesen gelernt, jedes Buch verschlang, das mir unter die Augen kam, hatte den Kopf schon früh mit allen möglichen Räuber- und Gespenstergeschichten angefüllt, die mir um so glaubwürdiger erschienen, als ich selbst in der Kindheit zwei Raubeinbrüche in unserem Hause erlebte, welche vom Garten her durch vermummte Räuber so verwegen, schnell und geschickt ausgeführt wurden, daß die mit ihrer Beute Entfliehenden von den Nachsetzenden weder zu erkennen noch einzuholen waren. Was Wunder, daß danach auch die Spukgeschichten der Gesindestube meine kindliche Phantasie lebhaft bewegten! Sobald mein Vater das merkte, beschloß er, mich gründlich zu kuriren, und ich hatte solche Furcht vor ihm, daß ich vor nichts Anderem Furcht zu äußern wagte. Wenn er mich in der Dunkelheit mit einer kleinen Laterne die drei Treppen hinaufschickte in den alten Saal, so ging ich mit zitterndem Herzen, aber ich ging, ob mir oben die Knie auch wankten und ich allerlei unheimlich Geräusch vernahm und Geister vorbeihuschen sah, die im Dunkel verschwanden.

Wenn ich dann mit bleichem Gesichte zurückkam, mußte ich meinem Vater alles berichten, was ich gesehen und gehört, und er erklärte mir, daß das seltsame Geräusch wahrscheinlich von Ratten und Mäusen herrührte, und die Geister dem Licht-

schein meiner Laterne, oder den durch die kleinen Ringelfenster gebrochenen Mondstrahlen ihr Dasein verdankten, oder wohl gar nur Geschöpfe meiner zu lebhaften Einbildung seien. Aber die Geister wirkten mächtiger auf mich als die Erklärung; sie erschienen mir im Traume, wie mir schon früher Engel im Traume erschienen waren, mit großen goldenen Flügeln, auf welchen sie mich in den Himmel tragen wollten, wohin ich ihnen gar zu gern gefolgt wäre.

Meine gute Mutter, obwohl von Natur ebenso furchtlos wie mein Vater, war doch nicht einverstanden mit seiner gewaltsamen Art, auf mein Gemüth zu wirken; allein ihre unsanft aufgenommenen Einwendungen hatten nur zur Folge, daß mir das neuerbaute Gemach in dem alten Saale zum Schlafzimmer angewiesen wurde. Der Himmel weiß, wie viele unruhvolle Nächte ich dort zugebracht habe, bis ein jüngerer Bruder meiner Mutter, der in der Schlacht von Waterloo Lieutenant geworden und es zu der Zeit, von welcher ich erzähle, noch war, aus Hildesheim auf einige Wochen zu Besuch kam und einmal etwas spät in der Nacht, aus einer Gesellschaft heimkehrend, mir auf der Treppe begegnete in einem Zustande, der ihn befürchten ließ, daß ich den Verstand verloren habe, oder nachtwandle. Ich ging, wie er zu bemerken glaubte, mit geschlossenen Augen, in eine Bettdecke gehüllt, die ich krampfhaft festhielt, die Füße unbekleidet. Mir war, als ich durch ihn wieder zu mir und zu Bett gebracht wurde, als ob ich aus einem wilden Traume erwacht wäre. Ich liebte meinen freundlichen Oheim sehr und schämte mich, in solchem Aufzuge vor ihm erschienen zu sein.

Doch mit jener Nacht verschwand meine Geisterfurcht. Die Nähe meines Oheims wirkte merkwürdig beruhigend und wohlthuend auf mich, und im ganzen Hause schien, so lange er bei uns war, eine mildere Luft zu wehen als sonst. Ich hatte das schon früher bemerkt, als er mit seiner Compagnie noch

in unserem Städtchen stand. Er war einer der stattlichsten unter den Officieren, gern von den Damen gesehen und sehr angenehm im Verkehr. Ich fand bei ihm eine gewinnende Freundlichkeit, welche ich bei meinem Vater oft schmerzlich vermißte, den ich nie zärtlich gegen meine Mutter oder gegen eins von uns Kindern gesehen habe, obgleich er ein vortreffliches Herz hatte und für verschämte Arme und Nothleidende weit mehr that, als seine Mittel erlaubten. Aber alles, was an Zärtlichkeit streifte, erschien ihm bei Männern als weibisch, besonders das Küssen, sodaß ich mich aus meiner ganzen Jugendzeit keines Kusses von ihm erinnern kann. Da ich nun von Kindesbeinen auf eine sehr liebebedürftige Natur war, so hielt ich mich mehr zu meiner Mutter und zu deren ebenso trefflicher Schwester, welche bis zu ihrer Verheirathung in unserem Hause wohnte und nach allen Seiten den besten Einfluß übte.

Ein so urwüchsig eigenartiger Mann wie mein Vater war, ist mir nie wieder vorgekommen. Er steht vor mir in der Erinnerung in kräftiger, mäßig hoher Gestalt mit energischem ausdrucksvollen Gesicht, in dessen vielfach durchfurchten Zügen der ganze Ernst des Lebens lag. Die Grübchen in Kinn und Wange zeigten, daß er einst auch hatte herzlich lachen können; aber die Zeit war vorüber: ich habe ihn selten lachen sehen. Die kurzgehaltenen schwarzen Locken auf dem großen Kopfe spielten schon früh ins Graue hinüber. In Haltung und Kleidung war er die Einfachheit selbst, ohne jeden Anflug von Eleganz. Er hatte viel gelesen, erlebt und gedacht, und die selbstständige Art, wie er das Erworbene in sich verarbeitete, überraschte Jeden, der mit ihm ins Gespräch kam. Seine Ausdrucksweise war so wenig elegant wie seine ganze Erscheinung, aber was er sagte, traf immer den Kern der Sache; es kam nie ein unnützes Wort aus seinem Munde. In städtischen wie in privaten Angelegenheiten wurde oft sein Rath eingeholt,

und er war ein guter Rathgeber, drängte sich aber niemals vor, wie ihm denn alle Schaustellung und Eitelkeit fremd blieb. Als eifriger Politiker gehörte er zu den Unzufriedenen im Lande, welches damals noch unter englischer Hoheit stand und den Herzog von Cambridge zum Vicekönig hatte, der als ein wohlwollender aber schwacher und unfähiger Herr galt, völlig gelenkt von dem allmächtigen Minister Grafen von Münster. In meiner Heimath wurde viel über Mißregierung geklagt und zuletzt eine Deputation von Vertrauensmännern erwählt, um dem Regenten die Klagen der Regierten zu Gehör zu bringen. Auf meinen Vater rechnete man bei dieser Gelegenheit vor allen, da er sich schon zur Franzosenzeit in ähnlichen Fällen der Stadt nützlich gemacht hatte, wobei ihm seine gute Kenntniß des Französischen sehr zu Hilfe gekommen war. Allein er ging diesmal sehr ungern mit, weil er meinte, daß ihm die nöthige Gewandtheit der Rede fehlte; ein Anderer solle das Wort führen. Meine Mutter war weit weniger besorgt um seine Rednergabe als um seinen Frack, dessen Schnitt ihr gar nicht gefiel. Indeß erlaubte die drängende Zeit nicht, einen neuen machen zu lassen. Mein Vater suchte meine Mutter durch das Versprechen zu beruhigen, sich möglichst im Hintergrunde zu halten, und so brach die Deputation auf nach Hannover. Ein Senator A . . . führte bei der Audienz das Wort und sprach sehr fein und gewählt, sagte aber nichts oder wenig von dem, was eigentlich gesagt werden sollte. Mein Vater, der nach dieser Anrede die ganze Sendung für verfehlt hielt, konnte sich in der Aufregung so wenig beherrschen, daß er unwillkürlich mit dem Fuße auf den Boden stampfte. Diese am Hofe ungewöhnliche Kundgebung lenkte die besondere Aufmerksamkeit des Vicekönigs auf ihn, der auf die huldvoll verlegene Frage, ob er etwas zu sagen habe, antwortete: „Ja, die Hauptsache!“ und dann, als das Eis einmal gebrochen war,

in seiner kernigen Weise alles vorbrachte, was er auf dem Herzen hatte.

Ich muß hinzufügen, daß der Vicekönig dies sehr huldvoll aufnahm, Abhilfe versprach und meinem Vater seinen besonderen Dank dafür ausdrückte, ihm die ganze Wahrheit gesagt zu haben.

Diese Hof- und Familiengeschichte kam in die Hannoverschen Zeitungen und wurde sogar von Georg Harrys, dem Herausgeber der „Posaune", besungen bei Gelegenheit eines der Deputation zu Ehren gegebenen Banketts. Jedes Mitglied der voll der schönsten Hoffnungen heimkehrenden Deputation erhielt ein schön gedrucktes und zierlich umrändertes Exemplar des Gedichts mit auf die Reise, und meine Mutter bestand darauf, das poetische Andenken in Glas und Rahmen bringen zu lassen und in der Wohnstube aufzuhängen.

Der poetische Drang, der mich in den ersten Jahren, von welchen ich erzählt habe, beunruhigte, nahm eine andere Richtung, als mir mein Vater ein Puppentheater zu Weihnachten schenkte, für welches ich nun mit großem Behagen kleine Stücke schrieb, deren Inhalt und Aufführung selbst meinen Vater oft in gute Laune versetzte. Diese dramatischen Anfänge, welche manchen Winterabend angenehm ausfüllten, führten im Sommer zu anderen Aufführungen unter freiem Himmel. Es waren mir Schilderungen aus den Kreuzzügen mit Bildern in die Hände gefallen, und ich wußte eine Anzahl meiner Spielkameraden für den Plan zu begeistern, die Eroberung von Jerusalem in Scene zu setzen. Die Vorbereitungen dazu nahmen viel Zeit in Anspruch, denn abgesehen von der ritterlichen Ausrüstung der Kreuzfahrer, mußten die Mauern von Jerusalem erst erbaut werden, ehe sie erstürmt werden konnten. Die Sache sollte nämlich „ganz natürlich" vor sich gehen und das Mauerwerk aus wirklichen Steinen aufgeführt werden,

und zwar auf dem sehr geräumigen Hofe unseres würdigen Nachbars, des Senators Ebeling, dessen Söhne, obgleich ich sie als Vertheidiger der Feste später zu bekämpfen hatte, vorläufig meine werthvollsten Verbündeten waren, da ihr Vater an der Spitze der Polizei stand, deren Nachsicht eine Hauptbedingung zum Gelingen unseres Werkes war, da wir sämmtliche Steine heimlich aus dem Material herbeischaffen mußten, welches auf dem Markte zum Bau eines neuen Rathhauses in bequemer Nähe lag.

Ich muß es mir leider versagen, die Geschichte des in allen Theilen glücklich ausgeführten Unternehmens zu erzählen. Nur so viel sei ergänzend bemerkt, daß wir nach der Eroberung von Jerusalem das ganze, etwa fünf Fuß hohe und ziemlich weite Gemäuer wieder abbrechen und die geraubten Steine auf den Marktplatz zurückschaffen mußten. Diese Zerstörung von Jerusalem verleidete mir die Lust an neuen Aufführungen, und ich warf mich nun mit ganzem Eifer auf ein anderes Kunstgebiet, welches mich bald so fesselte, daß ich ihm gern mein ganzes Leben gewidmet hätte. Ich meine die Malerkunst, in welcher Unterricht zu nehmen mein Vater mir erlaubte, sobald sich Gelegenheit dazu bot. Ich hatte schon ein paar Jahre — freilich nur spärlichen und dürftigen — Unterricht im Bleistift- und Federzeichnen gehabt, aber, obwohl mein Lehrer mit meinen Fortschritten zufrieden war, auf die Dauer keine rechte Freude daran gefunden, weil meine etwas schwere Hand mir die Führung des Stiftes und der Feder immer zu einem sehr anstrengenden Geschäfte machte. Mit dem Pinsel gelang es mir besser, wie ich mich durch meine Versuche mit Tusche zu Hause überzeugte. Nun sollte ich gar Unterricht in der Oelmalerei erhalten. Mein neuer Lehrer war freilich seines Zeichens nur ein Lackirer, aber galt doch

nebenbei für einen ganz geschickten Oelmaler, und ich machte unter seiner Leitung rasche Fortschritte. Allein die Freude sollte nicht lange dauern, da mein Vater fürchtete, daß meine Sprachstudien, die ihm nützlicher schienen, zu sehr darunter litten.

Bis zum Alter von acht Jahren hatte ich die Stadtschule besucht und immer gute Zeugnisse heimgebracht. Da fand mein Vater, daß es hohe Zeit sei, mit den alten Sprachen zu beginnen, die in der Stadtschule nicht gelehrt wurden. Er verständigte sich mit gleichgesinnten Familienvätern, denen auch für ihre Söhne der öffentliche Unterricht nicht genügte, und es wurde auf gemeinsame Kosten ein frisch von der Universität gekommener Kandidat gewonnen, der für einen tüchtigen Philologen galt und uns seine ganze Lehrthätigkeit widmete, bis er nach einigen Jahren das Rektorat der Stadtschule erhielt, ehe wir noch mit dem Griechischen begonnen hatten.

Er war ein Mann, der sich's gewiß von früh auf hatte sauer werden lassen bei seinen Studien und von seinen Schülern nun dasselbe verlangte, ohne irgendwie anregend und belebend auf sie zu wirken. Ich wüßte nicht, was ich gern bei ihm gelernt hätte, außer Turnen, Schlittschuhlaufen und Deklamiren. Trotzdem konnte man ihm nie auf die Dauer böse sein, selbst wenn er strafte. Und seine Strafen waren, für mich wenigstens, fürchterlich; sie bestanden nämlich hauptsächlich in einem „Nachsitzen“, wobei es ganze Heerschaaren lateinischer Vokabeln auswendig zu lernen gab, die sich auf diese Weise dem Gedächtnisse natürlich nur ganz oberflächlich einprägten. Er war ein guter Mensch, aber ein schlechter Pädagog, der es in keiner Weise verstand, seinen Schülern etwas in lebendigem Zusammenhange beizubringen, oder seine Lehren ihrem Fassungsvermögen anzupassen.

Ebenso unfruchtbar wie im Lateinischen, war auch der

Unterricht in der Geschichte und Geographie. Auswendiglernen blieb die Hauptsache, aber es blieb wenig davon im Gedächtnisse haften und so ist merkwürdigerweise selbst das Bild des Lehrers in meiner Erinnerung verblaßt und nur der Klang seines Namens mir im Ohre geblieben. Doch möge er hier ungenannt bleiben, gleichwie sein Nachfolger, unter welchem die lateinischen Studien fortgesetzt und die griechischen begonnen wurden. Er war ein besserer Lehrer, aber ein uns weniger sympathischer Mensch. Uebrigens kam ich sehr gut mit ihm aus, bis er Witterung von meinen poetischen Heimlichkeiten erhielt. Es fielen ihm ein paar meiner Gedichte in die Hände, die sich in ein lateinisches Exercitienheft verirrt hatten. Das eine fand er albern und von dem andern wollte er wissen, aus welcher Sammlung ich es abgeschrieben hätte; denn daß es nicht von mir sein könne, stand bei ihm fest. Da es aber doch von mir war, so konnte ich ihm keine andere Quelle nennen, und darüber gab's zwischen uns einen heftigen Wortwechsel, der uns einander auf immer entfremdete. Er mochte selbst wohl fühlen, daß er in der Offenbarung seiner inneren Rohheit mir gegenüber zu weit gegangen war, denn er kam am folgenden Tage zu meinem Vater, um ihm klar zu machen, daß die Zeit der Goethe und Schiller vorüber sei und mein Fortwandeln auf dem poetischen Pfade mich nur ins Irrenhaus oder zum Selbstmorde führen könne. Er berief sich, zur Unterstützung seiner Ansicht, auf drei naheliegende Beispiele. Ein Jugendfreund von ihm, der in Göttingen noch Verse gemacht, als er schon Dr. phil. geworden war, mußte bald darauf nach Hildesheim ins Irrenhaus gebracht werden. Ein junger Dorfschullehrer, der sich zu Höherem berufen geglaubt als die Welt in ihrer Verblendung anerkennen wollte, suchte und fand seinen Tod in der Fuse, da ein Bändchen Gedichte, welche seinen Ruhm durch das ganze Königreich

Hannover tragen sollten, ihm bei den Wenigen, die Kenntniß davon genommen, nichts als Spott und Hohn eingetragen hatten. Der dritte Fall unterschied sich von dem zweiten nur dadurch, daß der Verfasser des Bandes Gedichte, der ihm die Unsterblichkeit sichern sollte, ein Kandidat der Theologie war und seinen Tod in der Leine suchte, wo ein erwachsener Mann sich nicht zu bücken braucht, wie in der Fuse, um die Wellen zu veranlassen, über seinem Haupte zusammenzuschlagen.

Mein Vater behandelte die Angelegenheit in einer Weise, die nicht verfehlen konnte, nachhaltig eindringlich auf mich zu wirken. Er hob hervor, daß in Deutschland noch nie ein wirklicher Dichter von dem Ertrage seiner Gedichte habe leben können, weshalb denn Eltern, die nicht im stande wären, ihren Kindern ein ausreichendes Erbtheil zu sichern, gewissenlos handeln würden, eines derselben zu ermuthigen, eine Bahn einzuschlagen, auf welcher mit Sicherheit nichts vorauszusehen sei, als fortwährende Kämpfe gegen die gemeinsten Sorgen des Lebens. Ueberhaupt lasse sich in früher Jugend noch gar nicht bestimmen, ob ein Kind zum Dichter geboren sei oder nicht; denn einige mehr oder minder gelungene Verse, in glücklicher Stimmung entstanden, seien keine Bürgschaft dafür, daß die poetische Kraft für das Leben ausreichen werde. Ein solcher Fall gehöre zu den größten Seltenheiten in der Welt und es sei ebenso thöricht, seine ganze Hoffnung darauf zu bauen, wie seine ganze Habe an das Glücksspiel zu wagen, um das große Loos zu gewinnen. Darum müsse ich mir alle Gedanken der Art aus dem Kopfe schlagen und mein ganzes Streben darauf richten, etwas Tüchtiges zu lernen, geeignet, mein Fortkommen zu sichern.

Ich mußte meinem Vater versprechen, alles aufzubieten, um meine poetischen Anwandlungen zu unterdrücken, und ich hielt Wort. Jeden Morgen stand ich, selbst den ganzen Winter

hindurch, um vier Uhr auf, um, bis der Kaffee in der sieben-
ten Stunde kam, mit meinen Hauptaufgaben für den Tag
fertig zu sein. Ich arbeitete auch in den Abendstunden mit
einem Eifer, daß es selbst meinem Vater des Guten zu viel
wurde und er mich antrieb, mir mehr körperliche Erholung
zu gönnen; aber wenn ich einmal ins Freie kam — im Winter
aufs Eis, im Sommer in den Wald — so war ich schwer
wieder nach Haus zu bringen.

Gar zu leicht fiel ich aus einem Extrem in das andere
und es hat lange gewährt, bis ich es durch die Macht des
Willens und der Gewöhnung zu einer erträglichen Ausgleichung
bringen konnte. Mein ausdauernder Fleiß entsprang zunächst
dem fast trotzigen Bestreben, selbst einem mir feindlich ge-
sinnten Lehrer gute Zeugnisse abzugewinnen, um meinen Eltern
dadurch Freude zu bereiten. Rechte Freude am Lernen zog
erst in mich ein, als jener Lehrer Prediger in einem benach-
barten Orte wurde und einen Nachfolger erhielt, der bald
mein ganzes Herz gewann.

Er hieß Friedrich Henseling und war einer von
den seltenen Menschen, die, allem Blendwerk abhold, schlicht
und anspruchslos im Auftreten, erst bei näherem Verkehr in
ihrer ganzen Bedeutung erkannt werden. Schon in seiner
äußeren Erscheinung bildete er den erfreulichsten Gegensatz
zu seinem Vorgänger, dessen Gesicht wie ein verunglückter
Versuch der Natur erschien, ein menschliches Antlitz zu formen.
Seine Augen hatten etwas stierartig Glotzendes, als ob sie
immer nach frischer Weide suchten; sein fetter Mund war,
wie das kautschukartige Gesicht, von unbestimmbarer Größe;
denn im Zustande der Ruhe hing die Unterlippe so tief herab,
als ob sie gar nicht zur Oberlippe gehörte: man sah dann
nur die blank vorspringenden, aufs Zubeißen wohl eingerich-
teten Zahnreihen und vergaß ganz die fleischige Fassung. Wenn

er aber beim Sprechen oder im Zorn die Lippen zusammenkniff, so verkürzte sich das lange Gesicht erheblich, fast in demselben Maße, wie sich der Mund verlängerte, der dann eine Verbindungslinie zwischen beiden Ohren zu bilden schien, die an Größe den Mund noch übertrafen. Bestimmte Umrisse erhielt das Gesicht nur durch das wohlgepflegte, dunkle, glatt anliegende Hauptthaar und die aus hoher Halsbinde steif aufsteigenden Vatermörder, deren immer makellose Weiße der peinlichen Sauberkeit des übrigen Anzuges entsprach. Der Contrast zwischen diesem Anzuge und seinem Träger, wie er sich auf der Straße zeigte, war ein schreiender, da der zierliche Schnitt des enganliegenden Rockes zum Gesicht gar nicht paßte und der hohe, schmalkrempige Seidenhut den starken Hinterkopf und die großen, abstehenden Ohren noch hervorspringender zeigte, als sie gewöhnlich erschienen. Auf der Kanzel hingegen im weiten, dunklen Predigertalar, nahm er sich weit vortheilhafter aus, weil da eines zum andern paßte und der große, fette Mund zu dem breiten, salbungsvollen Vortrage, der zwar keine Herzenstöne, aber doch eine mit dumpfer Feierlichkeit mächtig die Kirche durchschallende Stimme hören ließ und manches Herz in der gläubigen Gemeinde zur Andacht bewegte. Mit gehobener Stimme in lehrhafter Weise zu reden, gelang ihm besser als sich in einer Unterhaltung geltend zu machen, wo Widerspruch möglich war. Er konnte sich nicht in die Gefühls- und Denkweise Anderer versetzen und auch Niemandem recht ins Auge sehen. Er war ein Dickhäuter, dem für den Humor des Lebens jedes Verständniß fehlte und dessen Mund und Wangen nie ein Lächeln verklärte. Was in seinem Innern vorging, verrieth sich nur, wenn die Galle seine Augen gelb färbte und er im Zorne polternde Worte ausstieß, die leicht ans Rohe streiften. Er verstand nicht, ein junges Herz zu gewinnen.

Fritz Henseling hingegen konnte aufbrausen soviel er wollte, man mußte ihm doch gut bleiben. Er war eine durch und durch edle, wahrhaftige und groß angelegte Natur, ohne jeden Schein von angenommener Würde und ohne andern Ehrgeiz, als in seinem Berufe fruchtbar zu wirken. Er besaß in hohem Grade die Gabe, den Lehrstoff zu durchgeistigen und dem Verständnisse seiner Schüler anzupassen, sowie schlummernde Fähigkeiten in ihnen zu wecken und zu deren Ausbildung anzuspornen. Man lernte bei ihm in einem Jahre mehr als bei anderen Lehrern in drei Jahren, weil er immer den ganzen Menschen in Anspruch nahm und einen edlen Wetteifer in den jungen Geistern rege zu halten wußte. Ein idealer Zug ging durch sein ganzes Leben und Lehren, so daß Jeder, der das Glück gehabt, sein Schüler zu sein, herzliche Verehrung für ihn fühlen mußte. Wie gern er mit der Jugend verkehrte, zeigte sich nicht nur darin, daß er uns auf mancher Wanderung nach meilenweit entlegenen Orten, wo interessante Dinge zu sehen waren, wie z. B. die Oelquellen von Edemissen, eine Glashütte u. s. w. begleitete als kundiger Erklärer, sondern auch einige von uns gleich in den ersten Sommerferien einlud, mit ihm eine Fußreise durch den Niederharz zu machen. Viele Eindrücke dieser meiner ersten größeren Wanderung, welche nun schon über ein halbes Jahrhundert hinter mir liegt, haben sich in meinem Gedächtniß so frisch erhalten, daß ich sie noch heute genau schildern könnte. Doch habe ich schon damals, gleich nach der Heimkehr, meine Schreibekunst an einem Bericht über die glücklich vollbrachte Reise üben müssen und dabei gefunden, daß es viel leichter sei, wunderbare Dinge zu erleben, als sie zu schildern. Der Stoff erschien mir geradezu als ein unerschöpflicher in der Fülle meiner Erlebnisse, eines merkwürdiger als das andere. Wir kamen nur selten dazu, in Wirthshäusern zu übernachten, da unser Reise-

marschall in den Dörfern und Städten, durch welche der Weg uns führte, allerlei Freunde und Bekannte hatte, denen er ein hochwillkommener Gast war, während wir auf das freundlichste mit in den Kauf genommen wurden. So kehrten wir bald in einem Pfarrhause, bald in einem Pachthofe, Amts- oder Forsthause ein, verweilten aber am längsten im elterlichen Hause Henselings, dessen Vater die Würde eines Senators in der kleinen Stadt Alfeld bekleidete, welche, mit ihren krebsrothen Dächern freundlich am Fuße der Sieben Berge gelegen, gute Gelegenheit zu lohnenden Ausflügen bei Tage und ein behäbiges Unterkommen für die Nacht bot, wenn sie als eigene Merkwürdigkeiten auch nur eine doppelthürmige Kirche und einen alten Wartthurm aufzuweisen hatte.

Einen besseren Führer als unsern Lehrer konnte man sich nicht wünschen. Abgesehen von seinen gründlichen und umfassenden Kenntnissen besaß er in hohem Grade die Gabe, mit Menschen aller Bildungsstufen und Berufsarten zu verkehren und schnell ihr Vertrauen zu gewinnen, wobei ihm sein einnehmendes Aeußere sehr zu statten kam. Von Mittelgröße, schlankem Wuchs und edler Gesichtsbildung, hatte er in seiner Haltung etwas fesselnd Schwungvolles, selbst wenn er die Arme auf dem Rücken oder ein Buch in der Hand hielt. Er konnte sich mit einem Bauern, Hirten oder Köhler so gut unterhalten wie mit einem Gelehrten, über eine komische Dummheit ebenso herzlich lachen wie über einen guten Witz, während alles Gezierte und Gespreizte ihm zuwider war. Und dessen gab's damals im Königreich Hannover mancherlei, besonders in Nachahmung oder Nachäffung englischer Kleidung und Sitte. „Er sieht aus wie ein Engländer!" war ein Ausdruck, der mir oft ins Ohr schlug, wenn es galt, eine elegante Erscheinung zu bezeichnen. Doch so lange Hannover unter englischer Herrschaft stand, die Armee englische Uniform

trug und am Hofe des Herzogs von Cambridge Engländer eine große Rolle spielten, machte sich englischer Einfluß naturgemäß auch in weiteren Kreisen geltend.

Das Kleeblatt, das altgeheiligte Wahrzeichen von Hannover — welches in früheren Jahrhunderten bei festlichen Aufzügen jedem Hute und jeder Brust als grüner Schmuck diente — hatte in meiner Jugend seine heraldische Bedeutung beim Volke schon längst verloren und wurde nur noch als Viehfutter geschätzt, während die Irländer, die dasselbe Wahrzeichen haben, dem Klee — bei ihnen Shamrock genannt — noch heute die alte Verehrung bewahren und sich besonders am St. Patricks-Tage damit schmücken, in Erinnerung daran, daß der sonneliebende Klee der Gattung Trifolium einst ihren Predigern des Christenthums als bestes Sinnbild diente zur lebendigen Veranschaulichung des Mysteriums der heiligen Dreieinigkeit.

Daß einem vierblättrigen Kleepflänzchen die Zauberkraft inne wohne, dem Finder Glück zu bringen, hielt ich in meiner Jugend für eine rein hannoversche Eigenthümlichkeit, habe jedoch später gefunden, daß auch in anderen Ländern derselbe Glaube herrscht und Knaben und Mädchen in die roth- und weißblühenden Kleetriften treibt, um ein vierblättriges Unterpfand künftigen Glücks zu suchen.

Das Kleeblatt war, als althannoversches Wahrzeichen, weder ganz vergessen noch durch die englische Rose ersetzt, aber es wurde bei festlichen Aufzügen nur noch in blecherner Nachbildung auf den Hüten der Schützen und als lebloses Bild auf den Fahnen sichtbar. Das hannoversche Volk lebte damals in einem Zwitterzustande wunderlicher Art zwischen dem deutschen Bunde und England. Ich kann mich nicht erinnern, in meiner Jugend jemals gehört zu haben, daß man vom deutschen Bunde mit besonderer Achtung gesprochen; dagegen ließ sich häufig ein gewisser Welfenstolz in den Worten vernehmen: Nicht

wir werden von England regiert, sondern England von uns; das Haus Hannover hat ihm seine Könige gegeben.

Deutschland ist bekanntlich, wegen der Mannigfaltigkeit seiner Bodengestaltung, das einzige große Land Europas, welches für den Geologen nie als einheitlich Ganzes existirt hat, da es in seiner Ausdehnung nur ein geologisches Konglomerat bildet ohne umgrenzende Gebirge oder Meere; dazu innerhalb seiner politischen Grenzen ohne einen Hauptstrom, den es ganz sein eigen nennen könnte. Auf Grund dieser Voraussetzungen hörte ich in meinen jungen Jahren oft darüber streiten, ob die Erreichung des von so vielen Patrioten angestrebten Zieles, Deutschland aus einem Bundesstaat in einen Einheitsstaat umzuwandeln, möglich oder auch nur wünschenswerth sei.

Ich würde mich heute vergebens bemühen, das geringe Maß dessen zu bestimmen, was ich damals von der Sache verstand; ich weiß nur, daß mein Vater immer, soweit ich zurückdenken kann, ein entschiedener Anhänger des deutschen Einheitsgedankens war, seinen Standpunkt hartnäckig vertheidigte, mich in dieser Richtung erzog und bessere Gründe dafür anzuführen wußte, als ich je dagegen gehört habe.

Die Weltbegebenheiten, welche in meine Jugendjahre fielen, gingen nicht eindruckslos an mir vorüber. Das Ringen der Griechen nach Befreiung vom Türkenjoch erregte meine innige Theilnahme. Die Pariser Juli-Revolution war mir nicht so verständlich und wirkte mehr beunruhigend auf mich, da ich merkte, daß ihr Wogenschlag auch bei uns in allen Kreisen eine tiefgehende Bewegung hervorrief.

Für die Erhebung der Polen gegen die Russen war alles begeistert; das Volk und die Schuljugend sang Lieder zu ihrem Ruhme, während ein Jahr vorher alle Sympathien auf Seiten der Russen waren bei ihren siegreichen Kämpfen gegen die Türken.

Der französischen Revolution war zunächst die belgische gefolgt, und bevor diese mit der Losreißung Belgiens von Holland endigte, sollten auch wir, ganz nahe bei Peine, eine Revolution erleben, welche freilich weniger dazu angethan war, Begeisterung als Ueberraschung zu erregen.

An einem schönen Septembertage 1830 wurde ganz Peine in Erregung gebracht durch die Nachricht: in Braunschweig sei eine Revolution ausgebrochen, der Herzog verjagt und sein Residenzschloß in Brand gesetzt. Man konnte ganz deutlich am klaren Himmel die Rauchwolken aufsteigen und Abends die gewaltigen Feuergarben sprühen sehen.

Es fehlte natürlich an Neugierigen nicht, die nach Braunschweig eilten, um sich das seltene Schauspiel in der Nähe zu betrachten. Nach den Berichten der Heimgekehrten und nach allem, was ich später bei längerem Aufenthalt an Ort und Stelle selbst gehört, machte der Aufstand keineswegs den Eindruck eines jähen Ausbruchs leidenschaftlich erregter Volksmassen, sondern schien planvoll in Scene gesetzt durch geschickte Regisseure aus den höheren Schichten der Gesellschaft, welche den hochfahrenden, übermüthigen und in seinen Launen unberechenbaren Herzog Karl als Regenten unmöglich machen wollten. Graf Oberg hatte sich mit einer Anzahl anderer großer Grundbesitzer vereinigt, am 7. September Tausende von Bauern nach Braunschweig zu ziehen, deren Aufgabe war, unter kundiger Führung in Masse das Schloß zu stürmen und in Brand zu stecken, um den Herzog „auszuräuchern“, wie es hieß. Natürlich ließ es bei diesem Bestreben der intelligente Pöbel von Braunschweig an freiwilliger Bundesgenossenschaft nicht fehlen, wo bei dem Zerstörungswerke zugleich gute Beute zu machen war. Daß aber dies alles unter den Augen der städtischen Behörden und des Militärs ungestört und ungestraft geschehen konnte, ließ deutlich genug

erkennen, wo die eigentlichen Urheber der „Revolution in Braunschweig“ zu suchen waren. Zugleich lieferte das rasche Gelingen des geschickt geplanten Handstreichs den überzeugenden Beweis, daß der junge, leichtlebige Herzog Karl nicht verstanden hatte, in der Liebe seines Volks Wurzeln zu schlagen. Keine tapfere Hand erhob sich für ihn und — außerhalb des Kreises seiner unwürdigen Günstlinge — wurde ihm keine Thräne nachgeweint. Auch war seine Flucht aus dem Lande seiner Väter keine rühmliche; der welfische Heldengeist hatte sich auf ihn so wenig wie auf seinen Bruder und Nachfolger auf dem Throne vererbt ...

Die ganze Revolution beschränkte sich auf die Vertreibung des Herzogs und die Zerstörung seines Schlosses. Als diese Aufgabe gelöst war, zogen die Bauern wieder ab in ihre Dörfer und in der Hauptstadt herrschte Ruhe und Ordnung. Schon am 10. September übernahm der neue Herzog Wilhelm die Regierung provisorisch; er konnte sie definitiv erst antreten, als 1831 Herzog Karl von den Agnaten mit Zustimmung des Deutschen Bundes für regierungsunfähig erklärt worden war.

Doch diente das Braunschweiger Revolutionsspiel, welches für alle Theilnehmer so gefahrlos und günstig zu Ende ging, nicht wenig, die seit der Pariser Julirevolution oft zu starkem Ausdruck gekommene Unzufriedenheit des hannoverschen Volks mit seiner von London aus gelenkten Regierung noch zu mehren. In allen Städten bildeten sich politische Vereine unter Mitwirkung beredter Freiheitsapostel, von denen einige, wie Dr. Seidensticker und Dr. Georg Fein, auch wiederholt nach Peine kamen, wo sie viele Anhänger fanden. Die feurigsten Führer der Bewegung hausten in Göttingen, wo sie sowohl auf die Studenten wie auf die Philister großen Einfluß übten. So kam es denn dort, nachdem schon an ver-

schiedenen kleineren Orten Unruhen ausgebrochen waren, am 8. Januar 1831 zu einem bedeutenderen Aufstande. Unter Leitung der Doctoren Eggeling und Seidenstücker wurde aus der Mitte der Bürger, mit denen sich die Studentenschaft vereinigte, ein Gemeinderath und eine Nationalgarde gebildet, an deren Spitze Dr. von Rauschenplatt stand. Die Unterdrückung des Aufstandes ließ aber nicht lange auf sich warten: schon am 16. Januar hielt Generalmajor v. Busche die Stadt besetzt mit seinen Truppen, und bald begannen die langen Untersuchungen gegen die Leiter und Theilnehmer der Göttinger Revolution; viele von ihnen wurden zu mehrjähriger, Eggeling und Seidenstücker aber zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, jedoch zwölf Jahre später, bei Gelegenheit der Vermählungsfeier König Georgs V. wieder in Freiheit gesetzt.

Unter den Gefangenen wie unter den Entkommenen befanden sich auch Peiner Studenten, was nicht verhinderte, daß Peine ebenfalls seine Revolution haben wollte, die freilich nicht von den gebildeten Ständen ausging. Lärmende Volkshaufen durchzogen bei Anbruch der Dunkelheit die Straßen der Stadt mit Knütteln, Stangen und allerlei alten Waffen, sammelten sich auf dem Markte unter Anführung eines riesigen, höchst gefährlichen Mannes, Namens Lohse, und begannen ein Lied zu singen, dessen bedrohlicher Text schon vorher die Aufmerksamkeit der Polizei gefesselt hatte, da es gedruckt in Hunderten von Exemplaren auf geheimnißvolle Weise Verbreitung gefunden hatte. Dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, daß die besonneneren Bewohner der Stadt sich schnell zusammenfanden, um den Ruhestörern die Spitze zu bieten. Zu den entschlossenen Männern, welche am meisten zur schnellen Herstellung der Ruhe beitrugen, gehörte auch mein Vater,

dem es hauptsächlich darum zu thun war, durch vernünftige Vorstellungen einem blutigen Zusammenstoße vorzubeugen.

Abgesehen von diesem Putsch, durch welchen meine kleine Vaterstadt der unruhvollen Zeit ihren Tribut brachte, lebten die Bewohner Peines, unter welchen auch viele Juden sich befanden, im besten Einvernehmen. Dies zeigte sich am deutlichsten beim Fronleichnamsfeste, an welchem die ganze Bevölkerung sich betheiligte, obgleich die überwiegende Mehrzahl derselben nicht katholisch war. Aber an dem feierlichen Umzuge, bei welchem die Kirche ihre ganze Herrlichkeit in schimmernden Gewändern, prächtigen Fahnen, Heiligenbildern und geweihtem Geräthe, unter Pauken- und Posaunenklang entfaltete, hatte Jung und Alt seine Freude, und die Vorbereitungen zur Ausschmückung der Häuser und zum Bestreuen der Straßen mit frischem Grün wurden mit einem so allgemeinen Eifer getroffen, als ob die ganze, sonst sehr nüchterne und farblos aussehende Stadt das Bedürfniß fühlte, sich wenigstens einmal im Jahre in frischem Festschmucke zu zeigen.

Zwar brachte das Jahr noch andere Tage, welche Gelegenheit zu grünem Aufputz boten, wie z. B. das Pfingstfest und das Schützenfest, allein die Anstrengungen, die dazu gemacht wurden, waren doch nur Stückwerk im Vergleich zu dem harmonischen Zusammenwirken beim Fronleichnamsfeste. Zu Pfingsten begnügte man sich damit, junge Birken vor die Häuser zu stellen, aber doch sehr vereinzelt, und das Schützenfest, oder Freischießen, wie es in Peine heißt, wurde nicht in der Stadt, sondern außerhalb auf dem sogenannten „Schützenplane“, einer parkartigen Anlage, in welcher Pappeln die Hauptrolle spielten, gefeiert. Uebrigens erfreute sich das Peiner Freischießen einer gewissen Berühmtheit in welfischen Landen; nicht bloß aus den Residenzen Hannover und Braunschweig, sondern auch von den großen Landgütern der Nach-

barschaft kamen Gäste dazu, sogar solche, die mit eigenen Pferden vierspännig fuhren, was sich damals noch für einen richtigen Grafen und Landedelmann von selbst verstand, aber auch bei den wohlgestellten Domänenpächtern zur Regel wurde.

So bot das „Freischießen" den Bewohnern von Peine, welche ihren altbewährten Ruf, gute Schützen zu sein, durch fleißige Uebung aufrecht zu erhalten wußten, immer glanzvolle Tage; allein der Glanz war doch noch größer, wenn der Bischof von Hildesheim mit hohem geistlichen Gefolge in die festlich geschmückte Stadt kam, was freilich nur selten geschah ...

Die Nachwirkungen des Freischießens und des Frohnleichnamsfestes äußerten sich bei mir sehr verschiedenartig. Das eine trieb mich selbst zu allerlei Schießversuchen, um auch einmal ein guter Schütz zu werden und den Kranz zu gewinnen; das andere verklärte sich in mir zu wunderbaren Träumen, die mich in den innigsten Verkehr mit der Mutter Gottes und den Engeln des Himmels brachten. Nichts hätte mich damals von dem Glauben abbringen können, daß meine Traumgesichte wirkliche Erlebnisse gewesen. Uebrigens haben in späteren Jahren selbst die großartigen Fronleichnamsprocessionen in München keinen so feierlichen Eindruck auf mich gemacht, wie die bescheideneren in meiner kleinen Vaterstadt, wo alles harmonisch verlief, weil die Katholiken die Minderzahl der Bevölkerung bildeten, die sich ihres Festes mitfreute, während in der erzkatholischen Hauptstadt die ortskundigen Ketzer immer vorzogen, sich die Processionen der Rechtgläubigen nur aus der Ferne anzusehen.

Der Umstand, daß der geräumige Flur mit entsprechender Pforte unseres Hauses am Marktplatze eine Hauptstation beim Umzuge bildete, bot an sich schon den besten Beweis für das gute Einverständniß zwischen den Anhängern der verschiedenen

Glaubensbekenntnisse. Der Altar im Flur wurde natürlich von katholischen Händen aufgebaut, aber die Ausschmückung des Hauses von protestantischen Händen besorgt. Zu den Blumen aus unseren Gärten kamen noch mehr aus dem großen Klostergarten, der seinesgleichen in der Stadt nicht hatte.

Hinter dem mit prächtigen Bäumen geschmückten Schloßwalle — so genannt, weil dort einst ein Schloß gestanden, an dessen Stelle später ein Amtshaus getreten — dehnte sich, im Anschluß an die katholische Kirche, ein altes Kapuzinerkloster mit stattlichen und wohlgepflegten Gartenanlagen behäbig aus. Es hausten nur noch wenige Mönche darin, freundliche, wohlgenährte Greise, welche mir, wie sie mit ihren langen, grauen Bärten und braunen Kapuzen, unbedeckten Hauptes und barfüßig in Sandalen einherwandelten, immer als die größte Merkwürdigkeit in meiner kleinen Vaterstadt erschienen. Auch bildete das Kloster in der friedlichen Abgeschiedenheit seiner baumreichen und blühenden Umgebung in meinen Augen den anziehendsten Punkt des Ortes, dessen Name in weiteren Kreisen erst bekannt geworden im Zusammenhang mit dem benachbarten Oelheim, wie die Stätte vor etwa einem Jahrzehnt nach den dort entdeckten Petroleumquellen getauft wurde . . .

Die hier flüchtig skizzirten Erinnerungen reichen nur bis zu meinem dreizehnten Lebensjahre, wo der Ernst des Lebens in einer Weise an mich herantrat, die mein Gemüth lange verdüsterte. Mein Vater, der mit erstaunlicher Selbstbeherrschung die größten Schmerzen ertragen konnte, mußte sich, um überhaupt fortleben zu können, in Braunschweig einer gefährlichen Operation unterwerfen, die einen längeren Aufenthalt dort nöthig machte. Ich ging ihm zur Pflege mit, da er mich gern um sich hatte und ich seine Eigenheiten am besten kannte. Von den qualvollen Stunden, die seine Leidenszeit auch mir brachte, will ich nicht reden, sondern nur bemerken, daß der

Operateur, Oberstabsarzt Pockels, mit Bewunderung von der Selbstüberwindung sprach, mit welcher der Patient alles ertrug zu einer Zeit, wo Chloroform noch nicht als schmerzstillendes Mittel bekannt war. Doch eben weil er sich so zu beherrschen wußte, schnitt es mir immer durch die Seele, wenn ich ihn unwillkürlich ächzen oder wimmern hörte; ich wußte, daß dann der Schmerz unerträglich war.

Diese stete Aufregung, in welcher ich lebte, beschleunigte meine Geistesthätigkeit dergestalt, daß mir alles viel schneller von statten ging als gewöhnlich, während dabei die Tage und Nächte sich endlos zu dehnen schienen. Als der Kranke wieder etwas zu Kräften kam, mußte ich ihm vorlesen, erst aus Martin Luthers Werken, wovon er immer einen Band mit sich führte (in der bei F. Perthes in Hamburg erschienenen Auswahl); dann aus Heerens „Ideen über Politik, den Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt." Dieses letztere Werk fesselte mich selbst weit mehr als Luthers Tischreden und Erklärungen aus den Propheten. Die Unterhaltungen, welche mein Vater mit mir über das Gelesene führte, waren für mich immer belehrend durch seine sokratische Frageweise zur Ermittelung der Tragweite meines Verständnisses. Zuweilen wurde ihm die vorgeschriebene Ruhe unerträglich. Er war gewohnt, sich viel in Haus und Feld zu bewegen, um überall nach dem Rechten zu sehen und besonders die Pflege der Pferde und Kühe zu überwachen. Sein erster Gang Morgens und sein letzter Gang Abends führte ihn immer den Ställen zu, und Tags über wenigstens ein paar Stunden in Feld und Garten geschäftig zu sein, war ihm Bedürfniß. Nun sah er sich ins Krankenzimmer gebannt und zu dem Unmuth darüber gesellten sich drückende Sorgen infolge der großen Verluste, welche die Mißernte des letzten Jahres gebracht. Er sprach

nicht davon, aber es blieb mir doch nicht unbekannt und ging mir sicher nicht minder tief zu Herzen als ihm selbst. In guten Stunden empfand ich eine gewisse Befriedigung, mich ihm durch allerlei Hilfeleistungen einigermaßen nützlich erweisen zu können, allein in trüben Stunden, wenn selbst kein Buch mich zu fesseln vermochte, wußte ich nicht, was mit mir anzufangen und die sonnigen Tage von ehedem kamen mir dann vor wie schon in ferner Vergangenheit hinter mir liegend.

In solchen Stunden brachte mir nur die Muse Trost. Die Gedichte kamen mir wieder von selbst als befreiender oder erlösender Ausdruck trüber Erlebnisse. Bald sprangen mir die Verse leicht aus der Feder, bald mußte ich mir lange den Kopf zerbrechen, um die rechten Worte für das zu finden, was mir das Herz bewegte und im Geiste klar vorschwebte. Kam es dann aber glücklich zu mich einigermaßen befriedigendem Ausdruck, so fühlte ich mich wie zu neuem Leben erstanden. Am meisten Mühe machte mir die Vollendung eines schon weit früher begonnenen Gedichts, veranlaßt durch den Tod meiner von mir innig geliebten Großmutter, welche vor meinen Augen starb, ohne Schmerzenslaut und in einer Weise, die mich ebenso weihevoll wie schmerzlich ergriff. Um dies auf mein Gemüth tief nachwirkende Ereigniß darzustellen, brauchte ich nichts zu erfinden, sondern nur mit poetischer Treue ein Bild zu veranschaulichen, das sich meiner Erinnerung in unauslöschlichen Zügen eingeprägt hatte. Auf den ersten Wurf gelang es mir nicht; ich war noch zu unreif im Ausdruck, obwohl ich schon eine Menge Gedichte von Schiller, Körner, Bürger u. s. w. auswendig wußte; allein ich kam von Zeit zu Zeit darauf zurück und es ließ mir keine Ruhe, bis ich endlich in Braunschweig die rechte Stimmung fand, das Bruchstück in ein abgeschlossenes Bild umzuwandeln.

Was ich damals empfand und schrieb, blieb mein wohlge-

hütetes Geheimniß; allein jetzt, nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen, mögen einige der Blätter, die aus jener Zeit stammen, hier ihren Platz finden, als zu meinen Erinnerungen gehörig. Es ist nichts daran geändert als einige Mängel des Ausdrucks.

1.

Manch trüben Tag hat mir das Jahr gebracht,
Schmerzvoller Nächte hab' ich viel durchwacht:
Doch unsre nächsten Lieben leiden sehn,
Schafft größre Qual als unsre eignen Wehn.

2.

Der Tod der Großmutter.

Ich seh' sie noch am offnen Fenster sitzen,
Bemüht, aus einem schwarzen Stück Papier
Mit feiner Scheere mir ein Bild zu schnitzen.
Bewundernd blickt' ich auf die Finger ihr;
Mir unbegreiflich war's, wie so geschwinde
Ein lebensvolles Bild vor mir erstand:
Zuerst vor unserm Haus die alte Linde
Wuchs wie durch Zauberei ihr aus der Hand;
Trotz ihrer Schwärze war sie leicht erkennbar,
Ein Schattenbild wie es der Mond enthüllt;
Es war zur Blüthenzeit, vom Bild untrennbar
Schien auch der Duft, der ganz die Luft erfüllt.
Zuneben dieser Linde spielten Kinder
Mit einem Pudel; ich war auch dabei;
Trotz allem Schwarz erkannt' ich mich nicht minder
Im Bild, als ob ein Spiegel vor mir sei.
Mir war es so erstaunlich wie ergötzlich
Zu Muthe bei Großmutters Wunderwerk —
Da fiel die Scheere aus der Hand ihr plötzlich,
Und nun gab's ein erschütternd Augenmerk:
Als hätt' ein jäher Blitzschlag sie getroffen,
Sank sie zurück im Lehnstuhl, drauf sie saß,
Die schönen, lieben, treuen Augen offen,
Doch starr und ausdruckslos nun, wie von Glas.

Mir war's, als fühlt' ich selbst den Tod im Herzen
Beim Hinblick auf das friedliche Gesicht;
Doch keinen Ausdruck fand ich meiner Schmerzen,
Stumm stand ich und selbst weinen konnt' ich nicht.
Auch bangte mir nicht vor des Todes Nähe
Der so verklärt dem Blick sein Opfer bot;
Ich dachte, wenn mir Gleiches jetzt geschähe,
Gern folgt' ich der Entschlafnen in den Tod,
Die eben Schattenbilder rief ins Leben
Vor meinen Augen, mit beseelter Hand,
Und deren Leben schattengleich entschweben
Ich selbst nun sah, derweil ich vor ihr stand...
Die Thränen kamen erst, als in der Truhe
Man ihrem Leib die letzte Ruhstatt gab;
Gleich ihr einst einzugehn zur ewigen Ruhe
Wünscht' ich, und pflanzte Blumen auf ihr Grab.

3.

Schlaf und Tod.

Wenn ich schlaflos Nachts im Bett mich winde,
In unseliger Stunden trägem Gang
Schmerzensmüde keine Ruhe finde,
Drückt mich wie ein Fluch des Lebens Zwang:

Nach Erlösung seufz' ich von den Qualen
Solcher Nächte, durch den letzten Hauch;
Aber mit den ersten Morgenstrahlen
Neu erglüht die Lust zu leben auch.

Bringt der Tag dann, was die Nacht versagte:
Schlaf, der Leib und Seele lind erquickt,
So vergeß ich alles, was mich plagte,
Als die Nacht mich trostlos angeblickt....

Ob wir Tod und Schlaf auch Brüder nennen,
Sind sie doch nicht brüderlich gesinnt:
Einer kann den andern nicht erkennen,
Schlaf sieht nur im Traume, Tod ist blind.

Schlafesruh bringt Kranken oft Genesung
Und Gesunden frische Lebenslust;
Todesruh bringt Fäulniß und Verwesung,
Doch dem Tode selber unbewußt.

4.

Wenn der Hagelsturm Wälder und Felder durchbraust,
Die Halme zerknickt, die Bäume zerzaust,
Daß die Kronen sich beugen und weitum ihr Laub
Im Wirbel umherfliegt, der Fäulniß zum Raub:
Bald schmelzen die Schloßen, die Stürme verwehn,
Die Bäume, festwurzelnd im Grund, bleiben stehn,
Sie erheben die ragenden Kronen aufs neu,
Doch die Halme des Felds bleiben liegen wie Streu.

Als mein Vater sich hinlänglich hergestellt fühlte, um die Rückreise nach Peine antreten zu können, fand man ihn dort auffallend verändert, als sei er um soviel Jahre gealtert als er Wochen in Braunschweig zugebracht. Sein Leben war gerettet, aber seine Kraft gebrochen und sein ganzes Wesen wie umgewandelt; die gewohnte Strenge hatte sich in nachsichtige Milde verkehrt; kein hartes Wort kam mehr aus seinem Munde. Allein er sah trübe in die Zukunft. Denn zu dem alten Leiden war ein neues, nicht minder gefährliches gekommen oder entdeckt worden, eine schlimme Wucherung im Kehlkopfe, die ihm das Essen und Sprechen erschwerte. Mir ward sein Leiden ein Sporn zu dem angestrengtesten Fleiße, um ihm Freude zu machen, und unter der Leitung meines neuen Lehrers Henseling ward mir das Lernen selbst zur Freude. In der Geschichte war ich immer der beste Schüler gewesen; jetzt ging es auch mit meinen Sprachstudien merkwürdig schnell vorwärts. Henseling behandelte mich nach Verlauf eines Jahres mehr wie einen jüngeren Freund denn als Schüler und erschloß mir auf unseren gemeinsamen Spaziergängen seine geheimsten Gedanken über alles, was mich noch beunruhigte. Als ich ihm

einmal von meinen früheren Bedrängnissen erzählte und hinzufügte, daß es mir nun glücklich gelungen sei, alle poetischen Anwandlungen zu unterdrücken, antwortete er lächelnd: „Das ist Dir keineswegs gelungen, wie ich aus Deinen Aufsätzen, und besonders aus dem letzten über „Die Eule in Peine“ ersehen. Aber gerade die poetische Auffassung der Dinge, die sich darin offenbart, ohne der Geschichte zu widersprechen, hat mir Freude gemacht.“

Hieran knüpfte sich dann eine belehrende Erörterung, daß sich poetische Anlagen nicht unterdrücken lassen, aber verschieden angewandt werden können, wie zum Beispiel ein großer Historiker gar nicht denkbar sei ohne eine gewisse poetische Begabung, welche ihn befähige, sich und uns vergangene Zeiten und Völker charakteristisch zu veranschaulichen. Mir gab er den Rath, bis zu meinen reiferen Jahren durch treue Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen meine Studien zu beleben und zugleich meinen poetischen Hang zu befriedigen; was Eigenes in mir stecke, werde dabei nicht verloren gehen.

Doch ich muß hier ein paar Worte über die oben erwähnte „Eule in Peine“ sagen, da die wenigsten Leser wissen werden, was es damit auf sich hat.

Die Eule ist das Wahrzeichen von Peine, aber nicht als Namensinnbild der Pallas Athene, obwohl es an schönen, hellblauäugigen Peinerinnen nie gefehlt hat, sondern zur Erinnerung an die denkwürdigen Kämpfe, welche die Stadt — die früher eine Citadelle mit halben Bastionen hatte — während der langen und blutigen Hildesheimer Stiftsfehde bestanden. Darauf beziehen sich die alten Gedenkverse:

„Peine war gemacht so feste
Daß die Eule blieb im Neste.“

Diese „Eule“ war nämlich eine große Kanone, welche besonders unter den Braunschweiger Heerschaaren, welche

wiederholt die Stadt belagerten, Wunder der Zerstörung gewirkt haben soll.

Zu den werthvollsten Merkwürdigkeiten im Museum zu Braunschweig gehört eine sehr kunstvoll gearbeitete, große Prachtschüssel aus dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts, welche die alte Veste von Peine in sehr anschaulichem Bilde zeigt und einen siegreichen Kampf ihrer Vertheidiger gegen zwei Braunschweiger Herzöge verherrlicht, deren Namen mir im Augenblick nicht einfallen. Die Hauptsache bleibt, daß das kleine Peine der ganzen Braunschweiger Kriegsmacht widerstand, deren herzogliche Führer, als Vollstrecker der über den Bischof Johann IV. von Kaiser Karl V. verhängten Reichsacht, den größten Theil des Landes eroberten und annectirten, im ganzen achtzehn Aemter mit den darin gelegenen Städten und Flecken.

Daß nun die große Peiner Triumphschüssel noch heute als ein Kleinod im Museum zu Braunschweig aufbewahrt wird, gereicht sicher beiden Theilen zur Ehre und ist ein glänzender Beweis, daß der alte Hader zwischen den Nachbarstädten ihren Bewohnern nicht aus dem Herzen kam, sondern ihnen durch die Macht der Ereignisse aufgezwungen wurde....

Großstädter pflegen mit einer gewissen Geringschätzung auf Kleinstädter herabzusehen, als ob Geist und Gesichtskreis eines Menschen sich bemessen ließe nach dem Umfange seines Wohn- oder Geburtsorts. Und doch kommt es selten genug vor, daß große Männer in großen Städten geboren werden, obwohl diese allerdings dem Künstler wie dem Gelehrten mehr Anregung und Hilfsmittel, und allen Begüterten mannigfaltigere Quellen des Genusses bieten als kleine Städte vermögen, welche dagegen den Vorzug haben, daß der Mittelschlag der Menschen in ihnen besser fortkommt, und besonders die Jugend sich freier und eigenartiger entwickelt, so lange die Kinderjahre währen.

Sind diese vorüber, so treibt's auch fast jeden jungen Kleinstädter, der nicht an die Scholle gebunden ist, fort, um sich für seinen Beruf weiter auszubilden und, wenn das geschehen ist, hängen zu bleiben, wo sich ihm die beste Gelegenheit zu gedeihlichem Fortkommen bietet. Erst spät lernen die meisten die Wahrheit des Bibelwortes einsehen: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Der brave Sohn fügt sich in der Wahl seines Berufs dem Wunsche und Befehle seiner Eltern, die ihrerseits oft von den wunderlichsten Beweggründen getrieben werden. Der angesehene Beamten- und Officiersstand ergänzt sich immer am liebsten durch seine eigene leibliche Nachfolge; der wohlhabende Handwerker will seine Söhne zu einer höheren Stellung in der Gesellschaft bringen, als er selbst einnimmt, und schickt sie auf Universitäten, gleichviel was daraus wird; denn für sogenannte Brodstudien reicht, nach gewöhnlicher Annahme, auch die mittelmäßigste Begabung aus. Aus allen unteren Kreisen strebt es höher hinauf, aber aus den höheren Kreisen strebt Niemand herunter, und so fehlt die rechte Ausgleichung. Einer meiner ersten Lehrer war der Sohn eines Dorfkrämers, der vier von seinen fünf Söhnen Theologie studiren ließ. In Peine, wie in den übrigen hannoverschen Ortschaften war in meiner Jugend ein solcher Ueberschuß von Kandidaten der Theologie, daß die meisten auf lange Jahre hinaus keine Aussicht hatten, als Prediger auch nur die bescheidenste Anstellung zu finden. Einen ähnlichen Ueberschuß gab es von jungen Gelehrten, welche sich für die Beamtenlaufbahn vorbereitet hatten. Auch die heimische Armee konnte nicht alle aufnehmen, die in ihr Rang und Würden suchten; der Ueberschuß nahm Dienste in Oesterreich und Rußland, wo leichter unterzukommen war und sich größere Aussicht auf Beförderung bot. Nach Preußen zog es nur wenige hin, aber gerade die Tüchtigsten, wie z. B. den genialen von Goeben.

Uebrigens blieb kein Stand von diesem Auswanderungsdrange unberührt; die jungen Kaufleute zog es besonders nach England hin; die Handwerker und Ackerbauer nach Amerika. Selbst in meiner kleinen Vaterstadt gab es viele Familien, welche Angehörige im fernen Westen und Osten hatten. Wie stark überhaupt der Zug aus der alten hannoverschen Heimath nach der Fremde war, habe ich erst recht auf meinen Reisen erfahren, zuerst in Rußland und zuletzt in Amerika. Doch davon wird später an geeigneter Stelle eingehender die Rede sein. Hier sollten nur die beengenden, oft lähmenden Verhältnisse geschildert werden, unter denen ich aufgewachsen, und welche den Drang nach Befreiung oder die Sehnsucht nach der Fremde schon früh in mir selbst weckten.

Ich habe mich bei meiner Jugendgeschichte vielleicht schon zu lange aufgehalten, allein in meiner Erinnerung ist sie das Wichtigste als Grundlage und Erklärung alles Folgenden, welches bei freierem Aufathmen und weiterem Umblick Schilderungen in größeren Zügen gestattet.

Es ist nicht der Zweck dieser Aufzeichnungen, meinen Lebensgang Schritt für Schritt vorzuführen, sie sollen nur einen übersichtlichen Rückblick auf die denkwürdigsten Haltplätze meiner Wanderungen werfen und dabei das innere Band aufzeigen, welches meine mannigfaltigen Bestrebungen, zu welchen Neigung, Schicksal und äußere Umstände mich getrieben, eng zusammenhält.

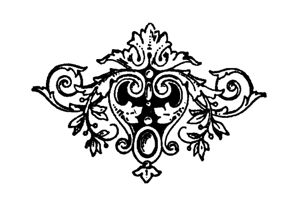
* * *

Ich schließe die Erinnerungen aus der Heimath mit einer kleinen Geschichte, welche nur deshalb angeführt wird, weil sie für mein Leben von größter Bedeutung geworden ist. Sie hängt mit meiner Konfirmation zusammen.

Unser Religionslehrer, Pastor Link, ein sehr gelehrter, beredter und gefürchteter Herr — ein Bruder des berühmten

Naturforschers H. F. Link —, stand infolge eines langwierigen Rechtshandels auf gespanntem Fuße mit meinem Vater, welcher fürchtete, daß ich darunter zu leiden haben könnte und mir einschärfte, keinen Fleiß zu schonen, um ein gutes Zeugniß zu verdienen, aber auch den Kopf nicht hängen zu lassen, wenn ich es nicht erhielte. Die Prüfung verlief über alles Erwarten glücklich, allein ich fürchtete mich doch vor dem Spruche, welchen der Pastor mir ins Gesangbuch schreiben und in der Kirche vortragen würde. Meine Furcht sollte sich in Freude verwandeln: ich erhielt den schönsten Spruch von allen, der meine Fähigkeiten in einer Weise hervorhob, daß das Lob zugleich ein Sporn für das ganze Leben werden mußte. Dieser Spruch hat sich mir als ein echter Talisman bewährt in Zeiten, wo ich gar oft das müde Auge schloß, ohne den Wunsch es wieder aufzuthun. Er hat mich vor Verzweiflung bewahrt und mich aufrecht erhalten, wenn ich nahe daran war irre an mir selbst zu werden....

Das qualvolle Leiden meines Vaters machte eine neue Operation nöthig, welche Professor Langenbeck in Göttingen vollzog. Ich selbst litt an einem Erbübel, das durch eine Operation leicht beseitigt wurde, aber bis das geschah, mich völlig menschenscheu machte und meinen Geist ganz verdüstert haben würde, wenn die Hilfe nicht noch zu rechter Zeit gekommen wäre.



II.

Erste Eindrücke in Rußland.

(Mit historischen Rückblicken.)



Mein Drang in die Ferne blieb lange ohne bestimmte Richtung, nur das Eine stand mir klar vor Augen, daß, um ihn mit Nutzen zu befriedigen, eine gute Kenntniß der wichtigsten lebenden Sprachen das wesentlichste Erforderniß sei. Das Französische war mir schon von Haus aus ziemlich geläufig; das Englische ging mir noch leichter ein, und ein paar Jahre hindurch studirte ich, zunächst in Braunschweig, diese Sprachen mit einem Eifer, der mich rasch vorwärts brachte und mir die größte Befriedigung gewährte, da er auch meinen poetischen Neigungen freien Spielraum bot. Schon im sechzehnten Jahre wagte ich mich an eine metrische Uebersetzung Macbeths, die meine höchste Anstrengung herausforderte, mir manche schlaflose Nacht verursachte, aber auch gar nicht übel ausfiel. Als Hauptgewinn erschien mir dabei, daß mir so ziemlich der ganze englische Text im Gedächtniß hängen blieb und somit ein Schlüssel zum besseren Verständniß der übrigen Shakespeareschen Dramen wurde.

Solche, außerhalb der Tagespflichten und gewöhnlichen Studien liegende Arbeiten nur in späten Abendstunden vorzunehmen, ist mir seitdem zur Gewohnheit geworden und hat, als

das Schicksal mich nach den Ländern des Ostens führte, nicht wenig beigetragen, mir die Erlernung der dort herrschenden Sprachen zu erleichtern. Den ersten Anstoß, meine Blicke nach Rußland zu richten, gab der Rittmeister Küster in Braunschweig, der unter Napoleon die Schlacht bei Borodino mitgemacht hatte und glücklich den Gefahren des unheilvollen Feldzugs entkommen war. Ich lernte ihn durch seinen Neffen Fritz Beermann, einen lieben Jugendfreund von mir, kennen. Seine älteren Brüder hatten schon früher in Rußland ihr Glück versucht und es im Laufe der Jahre zu angesehenen Stellungen gebracht: der eine im Staatsdienst, der andere als Chef eines großen Handelshauses. Ich verkehrte gern im Hause des mir sehr wohlwollenden Rittmeisters, der außer einem sehr aufgeweckten Sohne von auffallend schönem Aeußern auch ein paar anmuthige Töchter hatte. Der Sohn wollte, nachdem er das Gymnasium absolvirt, Officier werden, aber da sich in dem kleinen Braunschweiger Heere keine Aussicht zu einer glänzenden Laufbahn bot, so richtete er seine Augen nach Rußland und bereitete sich darauf vor, dort Dienste zu nehmen, was ihm durch die einflußreichen Verbindungen seines Oheims Küster in Moskau über alles Erwarten schnell gelang. Sein Vetter Beermann war schon früher nach Rußland gegangen und schrieb von dort die vergnügtesten Briefe. So spann sich im Laufe der Zeit ein Faden nach dem andern, mich ebenfalls nach Rußland zu ziehen, wo ich zunächst im Küsterschen Hause in Moskau ein Unterkommen fand und eifrig Russisch trieb.

Zu Anfang des Jahres 1841 kam ich in das Haus des Fürsten Michail Galizin als Erzieher seiner beiden jüngeren Söhne Dimitry und Michail. Um diese Stellung antreten zu können, mußte ich mich vorher dem üblichen Lehrerexamen auf der Universität zu Moskau unterwerfen, deren Kurator damals Graf Strogonow war.

Ich hatte meine Zöglinge — ein paar bildhübsche Knaben, wovon der eine im dreizehnten, der andere im vierzehnten Jahre stand — in Deutsch, Latein, Geschichte und Geographie zu unterrichten und sie von früh bis spät zu überwachen, was mir sehr leicht wurde, da sie gutgeartet und leicht zu lenken waren. Dazu kam, daß die Tageseintheilung ihnen nur wenig freien Spielraum gewährte: von 8—12 Uhr Unterrichtsstunden; dann Frühstück, dem entweder Bewegung in der freien Luft oder in der Reitschule folgte; dann wieder von 2—4 Uhr Unterrichtsstunden; darauf zu Tisch, und nach Tisch gab's immer noch Vorbereitungen für den folgenden Tag, bis um 8 Uhr die Familie sich am Theetisch versammelte und gewöhnlich bis 10 Uhr zusammenblieb.

In der Umgebung der jungen Prinzessinnen wohnten drei Damen im Hause: eine französische Gouvernante mit ihrer Mutter und eine junge Engländerin. Tags über kamen mancherlei Lehrer ins Haus, von welchen ich hier nur diejenigen anführe, die meine beiden Zöglinge unterrichten halfen, welche mit mir eine ansehnliche Reihe von Zimmern im oberen Geschoß des großen Hauses bewohnten. Der Lehrer der russischen Sprache und Litteratur hieß Scharapow und galt für sehr tüchtig in seinem Fach. Er war noch jung, vereinte gute Manieren mit einem angenehmen Aeußern und wurde als ein Schützling des Grafen Strogonow bald in den Staatsdienst gezogen.

Als Lehrer der französischen Sprache und Litteratur erschien Monsieur Charles de Magis, ein Mann schon in reiferen Jahren, von stattlicher Erscheinung und sehr einnehmendem Wesen. Den Unterricht in Mathematik und Naturkunde gab ein rüstiger Artilleriehauptmann Maßlén, von schwedischer Herkunft, aber in Rußland geboren und wegen seiner ungewöhnlichen Begabung schon früh ausgezeichnet.

Eine durchaus originelle Persönlichkeit war der Zeichen-

lehrer Jastribylow, in Körperfülle und überlegen schelmischem Gesichtsausdruck ein Falstaff, dabei so leicht auf den Füßen wie ein Tanzmeister. Er hatte einen schwebenden Gang, stumpfe, fleischige Hände und trotz der gewaltigen Leibesmasse etwas Elastisches in seinen Bewegungen. Eine ins Gelbe spielende, auffallende Perrücke umrahmte und eine goldene Brille überschimmerte sein schwammiges Gesicht, das mit dem weißen Hemdkragen und dem künstlich geschlungenen Halstuche seltsam contrastirte. Man konnte sich bei seinem Anblick des Lachens kaum erwehren und er hatte Humor genug, sich über sich selbst lustig zu machen. In seinem Auftreten war keine Spur von Verlegenheit; er wußte mit Hoch und Niedrig, Jung und Alt in gleicher Weise ungezwungen zu verkehren. Er war in der Jugend Kronstudent der Universität zu Moskau gewesen, das heißt er hatte zu der immer ansehnlichen Schaar mittelloser junger Leute gehört, welche mönchsartig im Universitätsgebäude auf Kosten der Krone unterhalten werden gegen die Verpflichtung, nach Vollendung ihrer Studien der Krone eine gewisse Anzahl von Jahren hindurch zu dienen.

Jastribylow hatte philosophische Studien getrieben, aber bald gefunden, daß er sich besser zum Zeichenlehrer als zum Professor der Philosophie eigne; Hegels Aesthetik, die er fortwährend im Munde führte, war für ihn das Buch der Bücher, diente ihm aber besonders sein Künstlerbewußtsein zu steigern und dabei seinen sonst ziemlich klaren Kopf einigermaßen zu verwirren. Die Erfolglosigkeit seiner verschiedenen Anläufe, ein berühmter Maler zu werden, schrieb er lediglich dem Umstande zu, daß ihm die Mittel fehlten, sich unter der Leitung großer Meister auszubilden. Um sich diese Mittel zu verschaffen, begann er Unterricht im Zeichnen zu geben, das ihm sehr leicht und glücklich von der Hand ging. Er hatte ein sicheres Auge für die Perspective und wirkungsvolle Vertheilung

von Licht und Schatten. Er war gleichsam ein Improvisator im Bilderschaffen, durch Ueberraschungen wirkend; man brauchte ihm nur ein paar Andeutungen zu geben und in wenigen Minuten warf er mit Schwarzkreide oder Kohle und Wischer eine Landschaft aufs Papier wie hingezaubert. In dieser Geschwindigkeit der Hervorbringung effectvoll wirkender Bilder war er unvergleichlich, und da es ihm auch an Mutterwitz und gefälliger Unterhaltungsgabe nicht fehlte, so ward er im Lauf der Zeit ein vielgesuchter Lehrer und Gesellschafter, aber auch ein behäbiger Lebemann, dem es nicht mehr einfiel, seine reichlich erworbenen Mittel zu eigener höherer künstlerischer Ausbildung zu verwenden. Seine Tageserfolge, wobei er bequem von einem Palaste zum andern fahren und sich ohne große Mühe für seinen Unterricht gut bezahlt machen konnte, genügten ihm, und er fand überall dankbare Schüler und Schülerinnen. Es wird später weiter von ihm die Rede sein, da er der erste Russe war, welcher mir bei näherer Bekanntschaft gewisse Mysterien des russischen Lebens erschloß, von welchen ein Fremder selten Gelegenheit hat, etwas Gewisses zu erfahren.

Hier muß ich zunächst von den wichtigsten Eindrücken reden, welche das Leben in der Fremde, in gesicherter Stellung von einem günstigen Standpunkte aus betrachtet, auf mich machte. Ich hatte bis dahin, fast ausschließlich mit Deutschen verkehrend, das russische Leben nur von der Außenseite kennen gelernt und nur soviel war mir klar geworden, daß es langer Zeit und eingehender Studien bedürfen würde, um ein tieferes Verständniß davon zu gewinnen, welches ich selbst bei denen nicht fand, die mitten darin standen, der Sprache mächtig und auf den täglichen Verkehr mit Russen angewiesen waren.

Um dies anschaulich zu machen, muß ich vor allem bemerken, daß die Beziehungen aller in Petersburg und Moskau

lebenden Deutschen, wie aller Ausländer überhaupt zu den Russen sich nur auf den geschäftlichen Verkehr beschränken und nie zu geselliger Annäherung von Familie zu Familie führen. So war es wenigstens zu meiner Zeit; ob es seitdem anders geworden, weiß ich nicht, halte es aber für unwahrscheinlich, da die Ursachen jener Scheidelinien noch fortbestehen. Auch ist die Kluft zwischen beiden Theilen in Bezug auf Rechtsgefühl, religiöses und sittliches Bewußtsein zu groß, um leicht ausgefüllt oder auch nur überbrückt werden zu können...

Ich war im Spätherbst, bei klarem Himmel aber kaltem Südostwind, mit dem Dampfschiff von Lübeck in Petersburg angekommen und ganz bezaubert von dem großartigen Eindruck, den die Stadt mir spät Abends bei fast taghellerer Mondscheinbeleuchtung machte. Infolge der Zollplackereien kam ich erst gegen Mitternacht in das mir empfohlene Hotel Heyde auf Wassily-Ostrow, einer großen, zwischen den beiden Hauptarmen der Newa gelegenen Insel. Am andern Morgen plagte mich ein heftiger Zahnschmerz und mein erster Gang führte mich in die nächste Apotheke, um ein Linderungsmittel zu suchen. Die mir von dem freundlichen Provisor empfohlene Tinktur that gute Wirkung. Als ich meiner Freude Ausdruck gab, so schnell Hilfe in einer deutschen Apotheke gefunden zu haben, erwiderte der Provisor lächelnd, daß in ganz Rußland überhaupt nur deutsche Apotheken zu finden seien.

Diese Bemerkung gab mir zu denken. Ich erfuhr bald im Verkehr mit anderen Deutschen die tiefer liegenden Gründe, welche die Regierung veranlaßt hatten, den eigentlichen Russen die Leitung von Apotheken nicht zu gestatten. Man traute ihnen einfach die bis ins Kleinste gehende Gewissenhaftigkeit nicht zu, welche bei der Herstellung von Arzneimitteln unerläßlich ist. Noch überraschender war es mir, zu erfahren, daß die gebildeteren Russen ihren bärtigen Landsleuten selbst

in der Bereitung des täglichen Brotes nie recht trauen und überall vorziehen, es bei deutschen Bäckern zu kaufen, die sich im ganzen Lande eines besonderen Ansehens und Gedeihens erfreuen. Aehnlich ging's in allen Zweigen von Handel und Gewerbe zu. Der überseeische Verkehr konnte nur durch deutsche oder sonstige fremdländische Häuser vermittelt werden. Die nationalrussischen Kaufleute, welche noch alle in Bart und Kaftan gingen, unterschieden sich von den fremdländischen nicht bloß durch ihre Tracht und Lebensweise, sondern noch mehr durch ihren Mangel an Bildung. Sie galten für äußerst verschlagen, gerieben und gewandt in Geschäften, für große Meister in der Kunst Geld zu verdienen, ohne sonderlich skrupulös in den Mitteln zu sein, aber man nannte mir unter ihnen Millionäre, die weder lesen noch schreiben konnten und doch vermittels ihrer in Rußland allgemein üblichen chinesischen Rechentafeln oder Zählbretter und gewisser Zeichen, deren Sinn sie allein verstanden, immer genau über ihr Soll und Haben unterrichtet waren.

Ebenso groß wie die gesellschaftliche Kluft zwischen den russischen und fremdländischen Kaufleuten war auch die zwischen den beiderseitigen Handwerkern.

Die Ursachen dieser Erscheinungen, wie sie mir zuerst durch Dr. Grimm, einen in Petersburg ansässigen Landsmann, erörtert wurden, waren einleuchtend genug.

Die Russen führten, bevor sie unter die Herrschaft normännischer Häuptlinge kamen, ein Nomadenleben, wozu die ungeheuere Ausdehnung ihres spärlich bevölkerten Gebiets die natürliche Veranlassung und unerschöpfliche Nahrungsquellen bot. Dieser nomadenhafte Zug, dieser in Fleisch und Blut übergegangene Drang nach unstetem Leben ist ihnen bis heute geblieben trotz tausendjähriger gewaltsamer Anstrengungen ihrer Fürsten, ein Staatsvolk aus ihnen zu machen. Städte ent-

standen nur als Herrschersitze für die bald nach Hunderten zählenden fremden Fürsten, die sich mit ihrem kriegerischen Gefolge in das ungeheuere Reich theilten, wobei es sich dann im Laufe der Zeit von selbst ergab, daß der jeweilig mächtigste von ihnen eine gewisse Oberherrschaft über die anderen zu gewinnen suchte. Dies gelang auch dem gewaltthätigen, mit großen Lastern, aber zugleich mit großen Regenteneigenschaften begabten Großfürsten Wladimir, der, um die byzantinische Prinzessin Anna, Schwester des Kaisers Basilius II. heirathen zu können, sich im Jahre 988 zum Christenthum bekehrte und das Volk zwang, seinem Beispiele zu folgen. Trotz der wundersamen Geschwindigkeit, mit welcher diese Volksbekehrung vollzogen wurde, sollte das byzantinische Christenthum sich doch als das dauerndste und mächtigste Band russischer Einigung bewähren. Die Geschichte hat deshalb auch Wladimir den Ehrentitel „der Große" gegeben und die Kirche hat ihn zum Rang eines Heiligen erhoben, zu dessen Grabe das Volk noch heute wallfahrtet. Allein wie Karls des Großen Reich nach seinem Tode wieder zerfiel, so geschah es auch mit dem Reiche Wladimirs des Großen, der sich zum Grundsatz der Theilung seines Herrschaftsgebiets wie eines gewöhnlichen Erbguts bekannte und acht Söhne nebst einem adoptirten Neffen, Sswjatopolk, zu Nachfolgern hatte, die sich untereinander bekriegten bis zuerst Sswjatopolk und dann Jaroslaw sich als Großfürst oder Oberherr behauptete.

Nach Jaroslaw trat wieder eine erbrechtliche Zersplitterung ein, welche bei fortwährenden inneren Kriegen immer weiter um sich griff und die Tataren ins Land lockte, die der Vielherrschaft ein Ende machten und durch ihr gegen drittehalb Jahrhunderte währendes Joch eine neue Einheit vorbereiteten, welche das schwer geprüfte Volk nach langen Kämpfen zur Besiegung seiner Feinde führte.

Während dieser Zeit des Drucks und der Befreiung entstand Moskau, aus unscheinbaren Anfängen allmählich zum Mittelpunkt des Reichs heranwachsend.

Nowgorod war die Wiege des russischen Staats gewesen; Kijew die Wiege der russischen Kirche, — Beider Macht sollte nun in Moskau vereinigt werden. Allein dieses mit russischer Zähigkeit festgehaltene Ziel wurde erst nach jahrhundertlangen Kämpfen erreicht, nachdem Zar Jwan Wassiljewitsch der Schreckliche im Jahre 1578 die bis dahin blühendste, reichste und mächtigste Stadt im Reiche, Nowgorod, die Große zubenannt, völliger Zerstörung preisgegeben hatte.

Der Untergang dieser Stadt, welche mit dem dazu gehörigen Gebiete einen Staat für sich bildete, mächtig genug, um durch eigene Kraft dem Andrange der Tataren zu widerstehen, die sich das ganze übrige Rußland tributpflichtig machten, war das unheilvollste Ereigniß der ganzen russischen Geschichte, wie später, an geeignetem Orte, bewiesen werden soll. Hier genügt die Bemerkung, daß mit Groß-Nowgorod zugleich alle Grundlagen verloren gingen, auf welchen allein ein gesundes Volks- und Staatsleben erstehen konnte.

Diese Grundlagen bildeten sich unter normännischen Einflüssen seit Beginn des elften Jahrhunderts durch das Zusammenwirken aufgeklärter, thatkräftiger Fürsten mit einem kernhaften Völkchen, welches früh den Segen treuen Zusammenhaltens in festen, gesicherten Wohnsitzen erkennen lernte, dabei durch Handel und Gewerbfleiß rasch zu Wohlstand und Macht gedieh und sich der vielen äußeren Feinde, die es bedrohten, so kräftig zu erwehren wußte, daß die Kämpfe mit ihnen nur dienten, sein Gebiet zu erweitern und seine Machtmittel zu mehren. Selbst Schweden, Lithauer und später die Schwertbrüder und Ritter vom deutschen Orden fanden in den wehrhaften Nowgorodern überlegene Gegner.

Seine höchste Blüthe erreichte Groß=Nowgorod, seit es im dreizehnten Jahrhundert in enge Verbindung mit der Hansa trat, nachdem es schon vorher mit Gothland, Dänemark und besonders mit Lübeck in regem Handelsverkehr gestanden hatte.

Während das übrige Rußland — mit Ausnahme von Kijew — unter seinen vielen Theilfürsten, die sich untereinander bekriegten, noch in tiefster Barbarei lebte, war Nowgorod durch seine freisinnige Verfassung, welche dem Volk den weitesten Spielraum der Mitwirkung an der Gesetzgebung und Verwaltung gewährte, zu einer Macht und Blüthe gelangt, die ihm Weltruhm gewannen und ihren kräftigsten Ausdruck in dem Wahlspruch fanden: „Wer vermag etwas gegen Gott und Groß=Nowgorod?"

Der Schwerpunkt der Macht des nach der Hauptstadt, welche über 400,000 Einwohner zählte, benannten alten Groß=fürstenthums, wozu auch Olonez, Pskow, Twer und ein Theil des heutigen Petersburger Gebiets gehörten, lag in dem freien, wehrhaften und hochgemuthen Bürgerthum, gegen welches denn auch die Wuth des schrecklichen Zaren Iwan Wassiljewitsch hauptsächlich gerichtet war, als Nowgorod endlich seiner Uebermacht erliegen mußte. Die Feder sträubt sich, die Greuel zu schildern, unter welchen der schreckliche Zar, nach dem Zeugniß der Annalisten, bei der Zerstörung Nowgorods 60,000 Menschen vor seinen Augen hinmorden ließ. Auch in den übrigen Städten des Nowgorodschen Gebiets wurde dem freien Bürgerthum ein Ende mit Schrecken gemacht und nichts als die Erinnerung ist davon geblieben.

Von den Herrschern aus dem Hause Romanow, die sehr wohl die Nothwendigkeit eines seßhaften Mittelstandes im Staate begriffen, haben besonders Peter der Große und Katharina II. es sich eifrig angelegen sein lassen, durch Begünstigung der Einwanderung aus Deutschland, durch Berufungen von

Gelehrten und durch allerlei Privilegien, welche fremden Kaufleuten und Handwerkern, die sich in Rußland niederließen, zugesichert wurden, anregend und bildend auf die russischen Stadtbewohner zu wirken, um so den Grund zu einem neuen Bürgerthum im europäischen Sinne des Wortes zu legen. Aber diese Versuche sind so wenig gelungen wie die anderen, durch Gründung deutscher Kolonien in den fruchtbarsten Theilen des Reichs den russischen Bauern gleichsam Musterwirthschaften vor die Augen zu rücken und sie dadurch zur Nacheiferung anzuspornen.

Der Grund des Mißlingens ist nicht nur in der sprichwörtlichen Arbeitsscheu und Sorglosigkeit des russischen Bauern zu suchen, sondern mehr noch in tiefer liegenden Ursachen, welche eben jene Arbeitsscheu und Sorglosigkeit zur natürlichen Folge gehabt haben.

Auch davon wird später eingehender die Rede sein; hier soll nur die Hauptursache angedeutet werden, warum der russische Bauer, trotz seiner von Natur guten Anlagen und seiner in aller Nachahmung geradezu staunenswerthen Geschicklichkeit, sich immer hartnäckig abweisend gegen alle guten Beispiele und Vorbilder gezeigt hat, die ihm in der besten Absicht der Regierung, sein eigenes Wohl zu fördern, durch fremde Einwanderer gegeben wurden. Er sah diese Einwanderer in ihren neuen Kolonien rasch zu blühendem Wohlstand gedeihen, während er selbst arm blieb auf demselben Boden, den sie bebauten. Er sah ihre schmucken, sauberen Häuser, ihre sorgfältig gepflegten Gärten, den Eifer, womit sie ihrer ersprießlichen Arbeit in Feld und Haus oblagen, während sie zugleich durch gute Schulen für den Unterricht ihrer Kinder sorgten; und alles das reizte ihn nicht, es ihnen gleichzuthun; er zog es vor, in seiner schmutzigen, nach der Wohnung riechenden Holzbaracke zu hausen, in Bastschuhen

zu gehen und seine Kinder aufwachsen zu lassen wie das Kraut des Feldes.

Warum? Weil er, in der dumpfen Atmosphäre der Leibeigenschaft aufgewachsen, den Segen freier Arbeit nicht kennen gelernt und deshalb überhaupt keine Freude an der Arbeit hatte. Er that den Frondienst, den er für seinen Gutsherrn thun mußte und bestellte nebenbei, so gut es nach althergebrachter Weise gehen wollte, den ihm zugewiesenen Antheil am Gemeindeacker, dessen Ertrag nur für das Allernothwendigste zum Unterhalt der Familie ausreichte. Er hatte kein Grundstück, das er ganz sein eigen nennen und seinen Kindern als Erbtheil hinterlassen konnte; er gehörte sich selbst nicht an und konnte nur mit Neid und Mißgunst auf die bevorzugten Kolonisten sehen, welche frei von all den Lasten waren, die er zu tragen hatte, der sich noch glücklich schätzen mußte, wenn er nicht Soldat zu werden brauchte; denn als solcher verlor er selbst seinen Antheil am Gemeindeacker.

Da der lange russische Winter den Bauern auf ihren Dörfern noch weniger lohnende Arbeit bot als der kurze Sommer, so lag es zur Zeit der Leibeigenschaft in der Gutsherren eigenem Vortheil, ihren Hörigen, solange die Felder verschneit lagen, Urlaub zu geben, sich in der Stadt nach Erwerbsquellen umzusehen, unter der Bedingung, entsprechende Abgaben von ihrem Verdienst zu zahlen. Da zogen sie dann am liebsten in die Hauptstädte, wo sich am meisten Gelegenheit zum Gelderwerb bot. Ihre Geschicklichkeit und schmiegsame Anstelligkeit befähigte sie, sich in jeder Art von Arbeit schnell zurechtzufinden. Am besten kamen die weg, welche über ein Pferd und einen Schlitten zu verfügen hatten. Viele Tausende solcher Bauern fanden sich jeden Winter in Moskau und Petersburg ein, von früh bis spät mit ihren kleinen Schlitten die Straßen durchfahrend und sich jedem vorüber=

gehenden Wanderer anbietend. Feste Preise gab es nicht, aber wenn der Fahrgäste wenige und der Schlitten viele zur Stelle waren, so überboten sich deren Führer an Billigkeit.

Diejenigen Bauern, welche ein Handwerk erlernt hatten und in der Stadt als Arbeiter bei einem Meister Beschäftigung fanden, die sich auf die Dauer einträglicher erwies als die Feldarbeit, erhielten von ihrem Gutsherrn leicht, gegen entsprechend erhöhte Abgaben, die Erlaubniß, in der Stadt zu bleiben. Dasselbe war mit den auf hunderterlei Art Handel treibenden Bauern der Fall, unter denen viele waren, die es zu großem Reichthum brachten, ohne sich doch von der Leibeigenschaft loskaufen zu können, da die meisten Gutsbesitzer es vortheilhafter fanden, eine sichere Goldgrube für immer zu haben, als sich ihrer auf einmal gegen eine bestimmte Summe zu entäußern. Auch gab es solche Herren, welche stolz darauf waren, Millionäre zu Leibeigenen zu haben, ohne sonst Vortheil daraus zu ziehen.

So war es in den Jahren, in welche meine russischen Erinnerungen zurückführen, um erkennen zu lassen, daß es damals weder einen rechten Bauern- noch Bürgerstand rein russischen Ursprungs geben konnte, während eine Verschmelzung der fremden Elemente mit den einheimischen, oder auch nur eine enge Verbindung mit diesen unmöglich war.

Die russischen Handwerker fanden ihre Kundschaft nur im Volke und konnten auch bei diesem erst dann zu einem gewissen Ansehn gelangen, wenn sie ihren Weg durch eine deutsche Werkstatt genommen. Hingegen wäre es geradezu undenkbar gewesen, deutsche Handwerker in russischen Werkstätten zu finden.

So war durchgehends die Scheidelinie zwischen Deutschen und Russen in den gewerbtreibenden Klassen so scharf gezogen, daß sich daraus der Haß der Einheimischen gegen die Fremden zur Genüge erklärt. Es verschlug dabei nichts, daß

die meisten der sogenannten Fremden schon in Rußland geboren waren; sie bildeten eine Kaste für sich, unterschieden sich durch Kleidung, Sitte, Glauben und geregelte Lebensführung wesentlich von dem gemeinen Russen, der doch dieselben Geschäfte trieb wie sie, ohne es trotzdem, selbst bei größtem Reichthum, zu gleichem Ansehn bringen zu können...

In Rußland bewegt sich alles in den denkbar schroffsten Gegensätzen, weil dort nie, seit dem Untergange Nowgorods, wieder eine feste, staatsgesellschaftliche Gliederung irgendwelcher Art zu stande gekommen ist, welche eine allmähliche Ausgleichung hätte herbeiführen können. Dies näher zu begründen, muß einem besonderen Kapitel vorbehalten bleiben; hier sollte nur soviel bemerkt werden, als nöthig ist, um die seltsamen Erscheinungen zu erklären, welche dem Fremden gleich nach seiner Ankunft in Rußland verwirrend entgegen treten.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es auch in der Geschichte, daß die große Katharina, welche die Einwanderung fremder Gelehrter und Gewerbetreibender ganz besonders begünstigte und dazu ganze Schaaren deutscher Ackerbauer ins Land zog, zugleich die traurigen Zustände der russischen Ackerbauer noch in haarsträubender Weise verschlimmerte, indem sie statt das harte Loos der Leibeigenen zu lindern und auf deren allmähliche Befreiung hinzuarbeiten, die Zahl der sogenannten „Seelen" noch beträchtlich vergrößerte. Im Jahre 1782 wurden die bis dahin freien Bauern in Kleinrußland zu Leibeigenen gemacht und die Kronbauern, welche die Kaiserin ihren vielen Favoriten schenkte, zählen nach Hunderttausenden.

An verzweifelten Versuchen, ihr Joch abzuschütteln, welches sie zu rechtlosen Sklaven der Gutsherren machte, ließen es die armen „Seelen" nicht fehlen, wie sich am furchtbarsten in der von Pugatschew geleiteten Empörung zeigte, der auf ihrem Wege alle Edelleute zum Opfer fielen.

Erst unter den Nachfolgern Katharinas begannen für die Leibeigenen etwas erträglichere Zustände, bis endlich Alexander II. sie ganz von dem alten Joche erlöste.

Seitdem hat, wenn man den Zeitungen glauben darf, der Haß gegen die Deutschen in Rußland überall zugenommen und äußert sich oft in erschreckender Weise. Nun ist aber, wie jeder Kundige weiß, den Zeitungsberichten aus und über Rußland wenig zu trauen, und ferner ist in Erwägung zu ziehen, daß die große Masse des russischen Volks mit der Presse gar nichts zu thun hat, also weder seinem Hasse noch seiner Liebe darin Ausdruck geben kann, aus dem einfachen Grunde, weil ihm das Lesen und Schreiben noch eine unbekannte Kunst ist.

Dazu kommt, daß die russischen Bauern, welche den weitaus größten Theil der ganzen Bevölkerung bilden, seit ihrer Befreiung gar keinen Grund mehr haben, die Deutschen zu hassen, da sie ihnen jetzt völlig gleichgestellt sind.

Die heutige Bevölkerung des Zarenreiches wird in runder Zahl auf 100 Millionen Köpfe geschätzt. Davon kann man nur etwa 5 Millionen als Stadtbewohner bezeichnen, so daß alle russischen Städte zusammengenommen nicht mehr Einwohner zählen als London allein. — Kein anderer Kulturstaat hat ein gleiches oder auch nur einigermaßen ähnliches Ueberwiegen der ländlichen Bevölkerung aufzuweisen.

Da nun auch die Bewohner der größeren Städte wenigstens zur Hälfte von Bauern abstammen und — gleichviel ob sie als Droschkenkutscher, Tagelöhner, Handwerker oder Kaufleute ihr Fortkommen suchen, in Tracht und Sitte sich durch nichts von ihren Vätern und Brüdern auf dem Lande unterscheiden, so findet der Fremde schon beim Durchwandeln der Straßen die charakteristischen Gegensätze, welche sich aus einer Ver-

gleichung des eigentlichen Volks mit den sogenannten höheren Ständen ergeben, überraschend scharf ausgeprägt.

Zu der Zeit meines Aufenthalts in Rußland war es nur dem in bäuerlicher Tracht gehenden Volke erlaubt, sich den Bart wachsen zu lassen. Bekanntlich hatte Peter der Große auch den Bauern das Barttragen auf das Strengste verboten, aber ohne dauernden Erfolg; denn selbst die schimpflichsten Strafen vermochten die vielgequälten Geschöpfe nicht von ihrer alten lieben Gewohnheit abzubringen; sie ließen lieber ihr Leben als ihren Bart, den als ihren höchsten Stolz zu pflegen sie denn auch durch Peters Nachfolger nicht verhindert wurden. Selbst Kaiser Nikolaus, dem sonst jedes unrasirte Kinn ein Greuel war, fand, daß der Vollbart zum Kaftan gehöre wie zum ungeschorenen Priesterhaupt, durch welches sich die griechisch-russischen Geistlichen von den römisch-katholischen unterscheiden. Allein die Bartrussen bildeten eine Welt für sich, in welcher wohl Reichthümer aber keine staatlichen Ehren zu gewinnen waren; denn die vierzehnsprossige Rangleiter, welche zu allen staatlichen Ehren des Zarenreichs führt, kann nur von Leuten mit glattrasirten Gesichtern und in Kleidung nach europäischem Zuschnitt, sei's nun Civil- oder Militäruniform, erstiegen werden.

Noch mehr als in der Kleidung tritt der Unterschied zwischen der höheren und der niederen Klasse im Benehmen zu Tage. Ich, der aus einem Lande kam, wo der Bauernstolz sprichwörtlich geworden, konnte mich nicht genug wundern über die demüthig geschmeidige Unterwürfigkeit der Bartrussen allen glattrasirten Gesichtern gegenüber. Bei uns hieß es: „steif wie ein Bauernrücken“; in Rußland erschienen mir die Bauernrücken biegsam wie Kautschuk. Jeder nach Pariser Mode gekleidete Russe kam sich zuneben seinen kaftantragenden Landsleuten wie ein höheres Wesen vor, wenn er auch selbst aussah wie ein geputzter Affe.

In den breiten, langen, mit Holzquadern gepflasterten Straßen des südlichen, auf dem linken Ufer der Newa sich weit ausdehnenden, schönsten und vornehmsten Stadttheils mit dem Admiralitätsviertel, kamen mir die Bartrussen als Fußwanderer nur vereinzelt vor; sie fielen zumeist in die Augen als Lenker der windschnell über das glatte Holzpflaster hinsausenden kleinen Droschken, und sahen am stattlichsten aus auf den Kutschböcken der prächtigen Equipagen, welche in den mittleren Tagesstunden zahlreich die eleganten Straßen durchrollten. Die berühmteste dieser Straßen, der sogenannte Newskyprospekt, der sich in schnurgerader Linie fast eine deutsche Meile lang hinzieht, fiel mir besonders auf durch die Mannigfaltigkeit von Kirchen verschiedener Nationalitäten und Konfessionen, die der Straße gleichsam eine kosmopolitische Weihe geben. Außer zwei griechischen Kirchen — darunter die berühmte Kathedrale der Mutter Gottes von Kasan — sah ich die neue deutsch-protestantische, die neue holländische, eine katholische und eine armenische Kirche. Den Abschluß des Newskyprospekts bildet das Alexander-Newskykloster, der Sitz des Metropoliten, mit einer großen griechischen, dem heilig gesprochenen Helden Alexander Newsky gewidmeten Kirche, der historisch merkwürdigsten in Petersburg, weil sie in hervorragender Weise mit der Gründung der Stadt zusammenhängt.

Peters ursprünglicher Plan war nur, einen vortheilhaften Hafen an der Newa und am baltischen Meere zu haben. Dieser Hafen mußte dann natürlich durch Befestigungen gesichert werden, in deren Anlage, eben weil er dabei mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, Peter sich dermaßen gefiel, daß er immer weiter baute, bis endlich der Entschluß in ihm reifte, sich dort ganz niederzulassen und die neue Stadt zur Metropole des russischen Reiches zu machen, um dieses möglichst weit nach Westen vorzuschieben. Da alles, was er

schuf, immer nur auf Nachahmung des Fremden beruhte, so schwebte ihm auch bei der Gründung Petersburgs als höchstes Muster seine Lieblingsstadt Amsterdam vor. Auf der Newa-Insel Wassily (Wassily-Ostrow) sollte ein kleines Amsterdam erstehen, da dem Zaren die Lage dieser Insel ganz besonders dazu geeignet erschien. Allein durch den Schwedenkrieg abgezogen, verließ er sich zur Ausführung seines Planes auf einen Baumeister, der ihn falsch verstand und statt der großen, schiffetragenden Kanäle, die er anlegen sollte, kleine Abzugskanäle graben ließ, die er mit Holz überdeckte, worüber der Zar, als er das Werk vollendet sah, sich so entrüstete, daß er den Baumeister mit seinem Stocke auf das unbarmherzigste durchprügelte und dann fortschickte.

Man hatte dem Zar gerathen, statt von Grund aus eine neue Stadt zu bauen, die von den Schweden eroberte Festung Nyenschanz, welche die Mündung der Newa an der Ostsee begrenzte, drei Kirchen und eine entsprechende Häuserzahl nebst Einwohnern enthielt, zu erweitern, da sie durch ihre hohe Lage weit günstigere Bedingungen bot als die häufig durch Ueberschwemmungen heimgesuchte, sumpfige Niederung, welche Peter zur Anlage seiner Bauten bestimmt hatte. Allein er blieb unbeugsam, ließ die Festungswerke von Nyenschanz rasiren und fuhr fort Tausende von Menschenleben zu opfern, künstlich einen festen Grund für die neue Stadt zu schaffen, wo die Natur einen solchen versagt hatte.

Trotzdem wäre aus der Stadt nichts geworden, wenn Peter nicht einerseits die größten Vortheile und Versprechungen geboten, um Einwohner zu gewinnen, und andererseits die unglaublichsten Zwangsmaßregeln zu demselben Zweck angewandt hätte. So durfte zum Beispiel in der alten Hauptstadt Moskau zwanzig Jahre lang kein neues Haus gebaut werden, um die Leute zu zwingen, nach Petersburg überzusiedeln. Im Jahre

1714 erließ er einen Ukas, der es allen reichen Gutsbesitzern Rußlands zur Pflicht machte, in der neuen Residenz Häuser zu bauen.

So wuchsen die Häuser wie Pilze aus dem schlammigen Boden auf, aber die meisten blieben leer stehen, weil die alten rechtgläubigen Bojaren sich sträubten in einer Stadt zu wohnen, welche keinen einzigen Heiligen und Wunderthäter aufzuweisen hatte. Als Peter von diesen durch die Geistlichkeit genährten Bedenken Kunde erhielt, ließ er die Reliquien des heiligen Alexander Newsky aus der alten Hauptstadt Wladimir nach Petersburg bringen, wo sie seitdem in silberner Umhüllung den Hauptschatz der Kirche des oben erwähnten Alexander-Newskyklosters bilden und ihre wunderthätigen Kräfte noch immer bewähren . . .

Ob das Verdienst Peters, die nach seinem Namen benannte Stadt auf sumpfigem Boden gegründet zu haben, wirklich so groß ist, wie man es darstellt, bleibt eine offene Frage. Dem Herrscher eines in Bildung weiter vorgerückten Volkes wäre ein solches Unternehmen geradezu unmöglich gewesen, welches eben nur ausgeführt werden konnte in einem Lande, dessen Herrscher unumschränkt über Leben, Eigenthum und Arbeitskraft seines Volkes gebot.

Petersburg ist und bleibt eine künstliche Schöpfung, mit so wenig Berücksichtigung der Natur und des Ortes angelegt, daß sie bei einer großen Ueberschwemmung der Newa eines Tages wieder ebenso schnell in Sumpf und Morast verschwinden kann, wie sie durch Peter daraus hervorgezogen wurde. Hunderttausende von Menschenleben sind dabei zu Grunde gegangen und die schon öfters von Ueberschwemmungen heimgesuchte Stadt fristet ihr kostspieliges Dasein nur dadurch, daß sie im Kampfe mit der zerstörenden Natur sich immer erneut. Die furchtbare Sturmfluth, welche Petersburg im November 1824 heimsuchte,

zerstörte nicht nur alle Brücken der Stadt, sondern auch eine große Anzahl Häuser und Menschenleben und brachte Tausende von Familien um Hab und Gut.

Doch das thut dem Glanze Petersburgs keinen Eintrag; zerstörte Bauten lassen sich wiederherstellen, und so oft ich bei heiterem Himmel eine von den Schiffbrücken überschritt, erneute sich der Zauber, den die schöne Newa mit ihren großartigen Umgebungen dem Auge bot.

Was mir dann auf meinen Wanderungen durch die Stadt bei der Betrachtung ihrer hervorragendsten Denkmäler und Prachtbauten besonders auffiel, war, daß sie zwar alle zur Verherrlichung Rußlands dienen, aber doch zumeist fremden Ursprungs sind. Der Schöpfer der kolossalen Reiterstatue Peters des Großen, die Katharina II. auf dem Isaaksplatze erstehen ließ, war der französische Bildhauer Falconet.

Die noch kolossalere Alexandersäule, welche Kaiser Nikolaus seinem Bruder und Vorgänger auf dem Thron, Alexander I., im Angesichte des Winterpalastes errichten ließ, knüpft sich an den Namen des berühmten Architekten Montferrant, der auch den Bau der — zu meiner Zeit noch unvollendeten — Isaakskirche leitete, welche an Größe dem Petersdom zu Rom gleichkommen sollte. Sie ist, mit den drei majestätischen Säulenreihen, welche sie umschließen, ganz aus Marmor und Granit gebaut, hat eine Höhe von dreihundertsiebzehn Fuß und ist überwölbt von fünf Kuppeln, deren mittlere und größte mit stark vergoldeten Kupferplatten gedeckt ist, während die vier kleineren gleichsam nur goldenen Schimmer tragen.

Der auf dem linken Ufer der Newa gelegene Winterpalast, welcher mit der ihm durch Bogengänge verbundenen großen und kleinen Eremitage eine Front von fünfhundert fünfzig Fuß bildet, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Italiener Rastrelli erbaut und nach der großen Feuers-

brunst, welche zu Ende 1837 das Innere zerstörte, nach dem alten Plane, nur noch glänzender, wiederhergestellt.

Der neue Michailowsche Palast, welchen die Familie des verstorbenen Großfürsten Michail bewohnte, wurde von dem Italiener Rossi erbaut, und erschien mir als der prächtigste von allen. Er wurde der neue benannt im Gegensatz zu dem alten Michailowschen Palaste, in welchem Kaiser Paul als Opfer der Verschwörung fiel, die seinen Sohn Alexander auf den Thron brachte. Eines der Häupter dieser Verschwörung, und zwar das hervorragendste, war mein Landsmann Levin August Theophil von Bennigsen, von dem ich in meiner Kindheit viel reden hörte, da er in seinem Alter, nach einem abenteuerlichen, thatenreichen Leben, als russischer General und Graf in seine alte hannöversche Heimath zurückgekehrt war, wo er im Oktober 1826 auf seinem Erbgute Banteln starb. Was mir über ihn zu Ohren gekommen, hatte meine Phantasie auf das lebhafteste erregt und allerlei wunderliche Vorstellungen von ihm erzeugt, lange bevor ich seinen Lebensgang aus der Geschichte kennen gelernt. Dieser Lebensgang war allerdings ganz dazu angethan, auf ein jugendliches Gemüth stärker als der spannendste Roman zu wirken. Seine ersten Sporen verdiente sich Bennigsen als Officier im letzten Feldzuge des siebenjährigen Krieges. Dann trat er in russische Dienste, wo er sich in den Kriegen gegen Türken, Polen und Perser so hervorthat, daß er zur Belohnung von der Kaiserin Katharina bedeutende Landgüter im Gouvernement Minsk erhielt. Unter Paul wurde er Generallieutenant, fiel aber bald beim Kaiser in Ungnade und wurde in die Verbannung geschickt, aus welcher er aber heimlich zurückkehrte, um sich mit Graf Pahlen zum Sturze Pauls zu verbünden. Die Ermordung des Kaisers wurde durch Bennigsens energische Hal-

tung in der Schreckensnacht herbeigeführt, obgleich er selbst dabei nicht Hand anlegte. Nach vollbrachter That wurde er vom Sohne des Ermordeten, dem jungen Kaiser Alexander I. zum Generalgouverneur von Lithauen und dann zum General der Kavallerie ernannt. Welche große Rolle er später, in den Kriegen gegen Napoleon, als Oberbefehlshaber der russischen Armee spielte, ist allbekannt. Für sein entscheidendes Eingreifen in die Völkerschlacht von Leipzig wurde er vom Kaiser Alexander in den Grafenstand erhoben. Wegen zerrütteter Gesundheit nahm er 1818, im Alter von dreiundsiebzig Jahren, seine Entlassung aus russischen Diensten, um den Rest seiner Tage in der alten Heimath zu verleben und dort seine Erinnerungen niederzuschreiben.

In Petersburg kam nun alles, was ich über den alten General gehört und gelesen, zu größerer Wirkung als zuvor, beim Anblick des Schauplatzes, wo ein in kleinen Verhältnissen aufgewachsener Fremder mit entschlossener Hand in die Geschicke eines Weltreiches eingriff, um einen Herrscher zu entthronen und einen andern dafür an die Stelle zu setzen.

So geschah es, daß der alte, unheimliche Michailowsche Palast mich nachhaltiger fesselte als alle blendenden Prachtbauten der Hauptstadt. Unter Paul glich er einer Festung mit Graben und Zugbrücke. Der argwöhnische, mißtrauische, stets für sein Leben fürchtende Kaiser hatte selbst Sorge getragen alles so einzurichten, daß er sich vollkommen sicher in seiner Absperrung fühlen konnte, bei einer militärischen Umgebung, auf deren Treue er glaubte zählen zu können, da sie unter den Befehlen von Männern stand, die ihm ihre Erhebung zu den höchsten Ehrenstellen verdankten. Aber das Schicksal wollte, daß der eiserne Schutzring seiner Wahl nur dienen sollte, ihn zu erdrosseln.

Wen der größere Theil der Schuld traf, ob die Verschwörer

oder ihr Opfer, ist überzeugend nicht festzustellen. Sicher ist nur, daß Paul nicht mehr ganz zurechnungsfähig war, als die Verschwörung sich bildete, und ebenso sicher ist, daß Alexander darum wußte und nach geschehener That nicht bloß der Vortheile sich erfreute, die sie ihm brachte, sondern sich zugleich als Mitschuldigen dadurch bekannte, daß er Bennigsen für seinen entschiedenen Antheil an der That nicht bestrafte, sondern belohnte.

Das Innere des Schauplatzes der That zu sehen, war mir nicht vergönnt; ich wurde rechtzeitig gewarnt, auch nur den Wunsch danach zu äußern, da dies gefährliche Folgen für mich haben könne; denn nach der officiellen russischen Geschichte sei Kaiser Paul nicht ermordet, sondern an einem gefährlichen Fieber gestorben.

Man thut nirgends tiefere Einblicke in die Geschichte, als in den Ländern, wo ihr verboten wird, die Wahrheit zu berichten...

Pauls Leichnam wurde in der St. Peter-Pauls-Kathedrale beigesetzt, der ältesten und historisch merkwürdigsten Kirche, welche Petersburg aufzuweisen hat. Peter der Große ließ sie auf dem linken Ufer der Newa erbauen und bestimmte sie zur letzten Ruhestätte für sich und seine Nachfolger, von denen nur ein einziger bis zur Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus dieser Bestimmung sich entzogen hatte, nämlich Peter II., der es vorzog, in Moskau zu leben und begraben zu werden.

Die Peter-Pauls-Kathedrale überragt durch ihre hundertvierundfünfzig Fuß hohe, stark vergoldete Spitze alle übrigen Kirchen der Stadt. Beim Eintritt gewahrt man zur Rechten die nur durch ihre Einfachheit auffallenden, ganz prunklosen Reihen der Särge Peters I., seiner Gemahlin Katharina I., seiner Tochter Elisabeth I., dann die der Kaiserin Anna I., Peters III. und seiner Gemahlin Katharina II., zur Linken

ruhen die Gebeine Pauls I., Alexanders I. und ihrer Gemahlinnen; auch Großfürst Konstantin, der ältere Bruder des Kaisers Nikolaus, war dort beigesetzt. Jetzt wird der Besucher der Kathedrale wohl eine weit größere Anzahl von Särgen darin finden, als ich gesehen.

Von den Empfindungen und Gedanken, welche mich beim Anblick dieser Kaisersärge bewegten, wäre ich damals außer stande gewesen, mir klare Rechenschaft abzulegen, selbst wenn ich Zeit und Ruhe dazu gefunden hätte. Es war ein unfreundlicher, stürmischer, kalter Tag, als ich in die alte Kirche eintrat, deren Weihrauchduft, durchflimmert von einer Menge riesiger, wohlriechender Wachskerzen, anfangs förmlich betäubend auf mich wirkte. Doch bald wurde mir der Athem wieder freier und das Auge klarer, und ich sah bärtige Männer — die einen im Kaftan, die anderen im Schafpelz — umherknieen, anscheinend in tiefe Andacht versunken und die Lippen bewegend wie Gebete murmelnd, dabei sich fortwährend bekreuzigend. Einige neigten auch, wie in tiefer Zerknirschung, hin und wieder die Stirn bis zum Steinboden, wobei die langen, hinten gleichmäßig beschnittenen Haare ihnen über die Ohren fielen. Auch eine sehr elegante, schwarzgekleidete Dame sah ich vor einem Heiligenbilde knien und eifrig das Kreuz schlagen. Die übrigen Frauen und Männer, deren Mehrzahl europäische Kleidung trug, verrichteten stehend ihre Andacht, welche hauptsächlich im häufigen Schlagen des Kreuzes ihren sichtbaren Ausdruck fand. Wie mich mein landeskundiger Führer belehrte, lassen sich die Rangstufen der Kreuzschläger mit ziemlicher Genauigkeit unterscheiden nach der Art, wie sie dabei zu Werke gehen. Je höher der Rang, desto kleiner das Kreuz; die Herren aus der großen Welt deuten es nur zierlich mit den Fingern an, gleichsam um der Form zu genügen; der noch den Kaftan tragende Bartrusse betrachtet es als eine fromme Arbeit, das Zeichen

des Kreuzes von der Brust herab so tief zu schlagen, als seine Arme reichen bei weit vorgebeugtem Oberkörper . . .

Ich fand im Laufe der Zeit hinlänglich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß die Frömmigkeit im russischen Volke keine Spur von Heuchelei an sich trägt, vielmehr ein Herzensbedürfniß ist, welches in den hergebrachten Formen nach Ausdruck verlangt. Gepredigt wird in der Kirche nicht, sondern nur gebetet und gesungen, und der russische Kirchengesang, an welchem die Gemeinde sich nicht betheiligt, ist meist so schön und ergreifend, daß er die Gemüther der Gläubigen andächtiger stimmt als es die beredteste Predigt in einer ungeschulten Gemeinde zu thun im stande sein würde.

Es muß dem Volke genügen, zu wissen, daß nur Ein Gott im Himmel und immer nur Ein rechtgläubiger Zar auf Erden herrscht und daß es beide zugleich fürchten, ehren und lieben muß. Gott hat seinen eigenen Sohn in die Welt gesandt, um zum Heil der gläubigen Menschheit ihre Sünden auf sich zu nehmen, für sie zu leiden und am Kreuz zu sterben. Der Zar ist der von Gott eingesetzte Vater des Volks; dieses steht also zu ihm im Verhältniß eines Sohnes, der sich nach seinem Willen für ihn opfern muß, um selig zu werden.

Daß diese Erde ein Jammerthal ist, voll Mühsal, Elend und Beschwerde, braucht der Priester dem Volke nicht erst klar zu machen, er hat nur die Aufgabe, die Gläubigen darüber hinwegzutrösten und sie zu ermahnen, ihr Kreuz geduldig auf sich zu nehmen, um dereinst im Himmel dafür belohnt zu werden. Aber wie der Zar viele Günstlinge hat, durch deren Fürbitten manches zu erreichen ist, wozu sonst keine Aussicht wäre, so hat auch Gott im Himmel viele Heilige, zu denen man beten muß, um durch ihre Vermittelung Erhörung zu finden. Deshalb ist es wichtig, die Feiertage der Heiligen andächtig zu begehen.

Dies ist, kurzgefaßt, die Summe des Glaubens, welcher das Volk mit ehernen Banden zusammenhält und die von Natur friedfertigsten Menschen im Kriege zu Helden, in den schwersten Leiden und Prüfungen zu gottergebenen Duldern macht, die ihr Kreuz auf sich nehmen ohne zu klagen und in diesem Sinne wahrhaftige Christen sind.

Man könnte nun sagen: auch die Türken macht ihr Glaube zu Helden und Duldern, und sie stehen darin den Russen in nichts nach, da sie allezeit bereit sind, ihr Leben für die Freuden des Paradieses zu opfern, ohne Murren und Klagen.

Dagegen läßt sich nichts einwenden. Dennoch herrscht ein großer Unterschied zwischen den Türken und Russen. Diese sind aus umherschweifenden Nomadenhorden erst durch fremde Eroberer zu einem Volke geworden, während die Türken gleich von Anbeginn ihrer Geschichte als eroberndes Volk aufgetreten sind, obschon sie früher auch als Nomaden gelebt hatten. Ihre kriegerischen Erfolge machten sie zu einem furchtbaren Herrschervolke, während die Russen unter dem harten Druck ihrer Fürsten zu einem demüthigen Sklavenvolke wurden, das bis heute in seiner Sprache noch keinen entsprechenden Ausdruck für den Begriff hat, den wir an das Wort Freiheit knüpfen, und keine Ahnung von dem, was wir unter persönlicher Würde verstehen, die auch dem Türken nicht fehlt.

Bis zu Peter dem Großen galt es für die höchste Staatsweisheit der Zaren, Rußland von Europa abzuschließen. Als Peter dann mit seinen Reformen auftrat, begriff er bald, daß diese unausführbar bleiben würden, so lange das Volk in seinem dumpfen Sklavensinne verharrte.

Unter den früheren Zaren, welche nur selten den Kreml verließen, war es selbstverständlich, daß, wo sie erschienen, sich alles vor ihnen niederwarf. Wer dies versäumt hätte, würde den härtesten Strafen verfallen sein. Peter, der sich

viel unter dem Volke bewegte, wollte von so knechtischen Ehrfurchtsbezeugungen nichts wissen, allein seine Verbote erwiesen sich als nutzlos, bis er sie durch Knutenstrafe wirksam machte. Alles, was er unternahm, um seine in Schmutz und Unwissenheit verkommenen Unterthanen zu civilisiren, konnte nur gewaltsam durchgesetzt werden. Die Bojaren erhuben gemeinschaftlich Klage, daß so vieles Geld für Kunst und Wissenschaft vergeudet werde, wozu den Russen doch Fähigkeit und Verständniß fehle. Peter antwortete: „Sind' wir denn unglücklicher geboren als andere Völker? Sind denn nur unsern Leibern von oben dumme Seelen eingepflanzt? Haben wir denn nicht ebensowohl Hände, Augen, Ohren und sonstige Gelenke und Gliedmaßen des Leibes, wie andere auswärtige Nationen, die dergleichen zur Cultur ihres inneren Gemüths brauchen? Warum sind wir allein so aus der Art geschlagen? Warum sollen wir untüchtig sein, den Ruhm menschlicher Weisheit zu erlangen?“

Das eigentliche Volk ist trotz Peters Reformen in Schmutz und Unwissenheit stecken geblieben, allein in den höheren Schichten hat der Geist des großen Reformators doch gewaltig fortgewirkt und eine Machtstellung geschaffen, der die Türkei längst erlegen wäre, wenn nicht Hülfsmächte sie aufrecht erhalten hätten. Aber sie kann nur noch ein Scheinleben führen, nachdem eine ganze Reihe ihrer Vasallenstaaten sich von ihr abgelöst haben, während das russische Reich, in seinem ununterbrochenen Zusammenhange das größte auf Erden, noch in fortwährendem Wachsthum begriffen ist, wobei es wenig verschlägt, ob ein friedlicher oder kriegerischer Herrscher die Zügel führt.

Rußland ist kein Koloß auf thönernen Füßen, wie man es durchaus unzutreffend zu benennen pflegt; es ist vielmehr in seinem glaubensstarken Volke und seiner gesicherten Stellung

eine so fest gegründete Macht, wie es kaum eine zweite giebt. Alle Eroberer, die versucht haben, diese Macht im Innern zu brechen, sind daran selbst zu Grunde gegangen. Dieses Volk regiert sich selbst nach seiner altherkömmlichen, ungeschriebenen aber desto zäher festgehaltenen Gemeindeverfassung; denn gegen alles Geschriebene oder Gedruckte, das von der Regierung ausgeht, hegt es ein unüberwindliches Mißtrauen und steht überhaupt der Staatsregierung, wie sie von Peter I. mehr oder minder nach europäischen Mustern gegründet wurde, ganz fremd und theilnahmlos gegenüber.

Erst durch Peter I. wurde in Rußland, auf den Rath Leforts, eine stehende Armee, in unserem Sinne des Worts, gegründet, deren Anfänge in dem Preobraschenskischen Regimente zu suchen sind, welches er zu seiner eigenen Schulung bildete, um darin, von unten auf dienend, unter Leforts Anleitung durch alle Grade das Waffenhandwerk gründlich kennen zu lernen. Dieses Regiment, welches zum großen Theil aus Bojarensöhnen bestand, spielte nach Peters Tode eine ähnliche Rolle in der russischen Geschichte, wie die Prätorianer in der römischen während der schlimmsten Zeiten des Kaiserthums. Peter, der kein Legitimist war, hatte sich vorbehalten, seinen Nachfolger selber zu ernennen, starb aber, ehe das geschehen. Der mächtige Mentschikow schlug nun seine ehemalige Geliebte, die später unter dem Namen Katharina Peters Gemahlin wurde, zur Kaiserin vor und fand keinen Widerstand. Doch währte ihre Regierung nicht lange, und nach ihrem Hinscheiden kam, ihrer Bestimmung gemäß, Peter II., der einzige männliche Sproß aus dem Hause Romanow, auf den Thron, als ein erst dreizehnjähriger, schwächlicher Knabe aus der Ehe des unglücklichen Zarewitsch Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Natürlich konnte der kleine Peter die Regierung nicht selbst

führen, die während ihrer nur dreijährigen Dauer den Fürsten Dolgoruky zum mächtigsten Manne im Reiche machte und den übermüthigen Mentschikow in die Verbannung nach Sibirien trieb.

Dem an den Blattern gestorbenen Peter II. folgte auf dem Throne Anna Iwanowna, die jung verwittwete Herzogin von Kurland, Tochter Iwans, des älteren Halbbruders Peters I. In ihrem Namen glaubte Dolgoruky weiter herrschen zu können. Doch sie brachte ihren Günstling Biron mit, der sie ganz in seiner Gewalt hatte und die Regierung allein besorgte. Den mächtigsten seiner Gegner ließ er die Köpfe abschlagen und die übrigen zu Tausenden nach Sibirien transportiren. Diese blutige Gewaltherrschaft währte zehn Jahre. Anna starb 1740, nachdem sie den Enkel ihrer Schwester Katharina, Iwan, zu ihrem Nachfolger ernannt hatte mit der Bestimmung, daß während dessen Minderjährigkeit Biron die Regierung führen solle. Allein der Feldmarschall Münnich machte dieser Regierung bald ein Ende, indem er durch eine Abtheilung des ihm treu ergebenen Preobraschenskischen Regiments unter Führung Mannsteins Biron gefangen nehmen ließ, der dann nach Sibirien verbannt wurde.

Nun kam die Mutter des noch in der Wiege liegenden Kaisers, Anna Karlowna, Gemahlin des braunschweigischen Prinzen Anton Ulrich, zur Regierung, wurde aber auch bald wieder beseitigt durch eine Verschwörung der altrussischen Adelspartei, welche die bis dahin unberücksichtigt gebliebene Großfürstin Elisabeth, Tochter Peters I., auf den Thron brachte, den sie nie beansprucht hatte, obwohl ihr einflußreicher Günstling und Leibchirurg L'Estocq — der Sohn eines Barbiers in Celle — sie schon beim Tode Peters II. angefleht, ihre Geburtsrechte geltend zu machen. Allein jetzt, da L'Estocq ihr eingeredet, die Regentin Anna Karlowna wolle sie wegen

ihres dem Trunk und der freien Liebe gewidmeten Lebens in ein Kloster sperren lassen, so zog sie es vor, selbstherrschende Kaiserin zu werden, was ihr sehr leicht gemacht wurde; denn durch den französischen Gesandten, Marquis de la Chetardie, wurde sie reichlich mit Geld unterstützt, und mit dem bei Thronrevolutionen immer den Ausschlag gebenden Preobraschenskischen Regimente unterhielt sie schon lange die intimsten Beziehungen. Officiere und Soldaten jubelten ihr entgegen, als sie am 25. November 1741 in prächtiger Kleidung, einen Küraß auf der Brust, angeritten kam, um ihren Beistand zu erbitten.

„Wir schlagen alles nieder, was dir widersteht, Mütterchen!“ rufen die trunkenen Krieger; aber Elisabeth will kein Blut vergießen; sie verlangt nur, daß man die Regentin Anna Karlowna, nebst Gemahl und Kinde aus dem Winterpalast in sicheren Verwahrsam bringe, was sofort geschieht. Bei allen Schritten zu Elisabeths Thronbesteigung erwies sich L'Estocq als ihr bester Berather und er wurde dafür zum Grafen ernannt. Die gefangene Regentin Anna Karlowna starb im Kerker zu Cholmogory an der Dwina 1746, und der unglückliche Thronfolger Prinz Iwan wurde zu Schlüsselburg in ein finsteres Gewölbe gesperrt und dort 1764 ermordet.

Elisabeth bestimmte zu ihrem Nachfolger auf dem Thron ihren Neffen, den Prinzen Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, den sie mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst vermählte, welche nach ihrem Uebertritt zur russischen Kirche den Namen Katharina erhielt. Die Ehe des jungen Paares war keine glückliche, woran Elisabeth die Hauptschuld trug. Der junge Prinz, den das Treiben am russischen Hofe gründlich anwiderte, trug durchaus kein Verlangen nach dem Glanz des Thrones, mußte sich aber in sein Schicksal ergeben und wurde nach dem Tode Elisabeths als

Kaiser Peter III. gekrönt, jedoch schon sechs Monate später durch seine Gemahlin beseitigt, die dann im Juli 1762 — mit Hilfe des Preobraschenskischen Regiments — ihre Alleinherrschaft antrat, um eine der berühmtesten Herrscherinnen zu werden, welche die Geschichte kennt.

Ich werde später eingehender auf die äußerlich so glänzende Regierung der höchst merkwürdigen Frau zurückkommen; hier genügt die Bemerkung, daß sie für das Volk nicht mehr gethan hat als ihre Vorgängerinnen im Reich, das heißt, soviel wie gar nichts. Und so erklärt sich's, daß dieses geduldige, in Sklaverei aufgewachsene Volk gegenüber dem leichtfertigen Glücksspiel um die Krone sich völlig gleichgiltig verhielt, während in Petersburg Palastrevolutionen an der Tagesordnung waren und außer den Mitwirkenden in den Verschwörungen Niemand wußte, wenn er sich Abends schlafen legte, wer am folgenden Morgen die Herrschaft über Rußland führen werde.

Daß ein Reich, welches solche Zustände ertragen konnte, während es zugleich sich in alle Angelegenheiten Europas mischte und durch glücklich geführte Kriege sich fortwährend vergrößerte, nicht auf thönernen Füßen steht, wird keines Beweises mehr bedürfen.

Daß ich Betrachtungen, wie die vorstehenden nicht gleich beim Besuch der Kaisergruft anstellen konnte, verhinderte schon meine damals noch bloß äußerliche Kenntniß der russischen Geschichte, welche durch eingehende Studien zu vertiefen und zu verinnerlichen mir erst ein längerer Aufenthalt in Rußland möglich machte, wobei ich dann zu Anschauungen kam, die von den herkömmlichen wesentlich abweichen.

Ein Rückblick vom mühsam erklommenen Höhepunkte zeigt den zurückgelegten Weg übersichtlicher und in besserem Lichte, als er dem Wanderer zuerst erschienen.

Die historischen Andeutungen, welche ich der Schilderung meiner Petersburger Eindrücke eingewoben habe, sind mir unwillkürlich aus der Feder gesprungen, gleichsam mit innerer Nothwendigkeit, um mein persönliches Verhältniß zu den tragisch denkwürdigen Stätten, die mich zunächst fesselten, anschaulich zu machen. Ohne die heimathlichen Erinnerungen an Bennigsen würde mich der alte Michailowsche Palast ziemlich gleichgiltig gelassen haben, statt mir zum Ausgangspunkte der eingehendsten Forschungen über die Regierung Pauls und die näheren Umstände seiner Ermordung zu werden. Noch in meinen späteren Lebensjahren hat sich daraus ein poetischer Niederschlag gebildet in dem Trauerspiel „Kaiser Paul", welches in Deutschland nicht gegeben werden durfte, aber in Preßburg zu wirkungsvoller Aufführung kam. Kurz nach Veröffentlichung des Buchs erhielt ich einen Brief von einem hannöverschen Geistlichen aus meiner Verwandtschaft, der mit dem Pfarrer von Banteln befreundet war, welcher dem alten Grafen von Bennigsen, als dieser nach langen, schweren Leiden sein Ende nahen fühlte, geistlichen Trost zu spenden hatte. Bennigsen unterbrach ihn durch sein Verlangen nach dem heiligen Abendmahl. Als der Pfarrer dabei die Worte sprach: „Unser Herr, in der Nacht, da er verrathen ward ... richtete der Sterbende sich wehvoll seufzend empor und sank nach den deutlich gesprochenen Worten: „Ach ja, Herr Pastor, in der Nacht, da er verrathen ward!" entseelt auf sein Lager zurück.

Der Pfarrer vertraute seinem späteren Amtsbruder, meinem noch lebenden Vetter, an, daß nichts je ihn so gewaltig ergriffen habe, als seine Erlebnisse am Sterbelager des alten Generals von Bennigsen. Das hier davon Mitgetheilte ist dem oben erwähnten Briefe meines Vetters entnommen.

* * *

Auf der Fahrt von Petersburg nach Moskau erschien mir als das Merkwürdigste die Geschwindigkeit des Fortkommens in der sogenannten „Diligence", einem Eilwagen, der in Bequemlichkeit der Einrichtung und rüstiger Bespannung alle Thurn und Taxis'sche Postkutschen, in denen ich jemals gerädert worden, weit hinter sich zurückließ, so daß die immer munter erhaltende Raschheit des Fahrens die Einförmigkeit und Oede der Gegend fast vergessen machte.

Eine Eisenbahnverbindung zwischen den beiden russischen Hauptstädten bestand damals noch nicht; sie ist erst zu stande gekommen, als ich Rußland bereits wieder verlassen hatte. So lange der schon unter Alexander I. sehr einflußreiche, unter Kaiser Nikolaus fast allmächtige Finanzminister Cancrin am Ruder war, widerstand er hartnäckig allem Andrängen, den Verkehr zwischen den Hauptpunkten des ungeheuern Reichs durch Herstellung von Schienensträngen zu erleichtern. Er verglich die Eisenbahnen mit der Pest, welche auch zum Verderben der Menschen ihre Reise durch die Welt mache und prophezeite ganz ernsthaft: in zwanzig Jahren werde es keine Eisenbahnen mehr geben, da die Regierungen sich auf die Dauer der Einsicht nicht verschließen könnten, daß die über ihre Länder gezogenen Schienennetze mehr dazu dienen würden, die zerstreuten revolutionären Elemente zu vereinigen, als dem Handelsverkehr zu nützen.

Es war in meiner Reisegesellschaft, welche aus einem sehr gebildeten deutschen Kaufmann von Moskau und zwei russischen Stabsofficieren bestand, viel die Rede vom Grafen Cancrin, weil damals eine gegen ihn gerichtete Schrift großes Aufsehen machte, ohne unterdrückt zu werden, woraus man schloß, daß sein Einfluß im Sinken sei. Die drei Herren, deren Unterhaltung französisch geführt wurde, gaben sich offen als entschiedene Gegner des Cancrinschen Absperrungssystems zu

erkennen, da die Prohibitivzölle die russische Industrie nicht gehoben, wohl aber die Korruption der Beamten gesteigert hätten, weil der Schmuggelhandel in großartigster Weise organisirt wurde und zwar unter Mitbetheiligung der Beamten, welche angestellt waren, ihn zu verhindern.

Der Kaufmann erzählte, in einer Audienz, die er beim Grafen Cancrin gehabt, habe dieser ihm gesagt: „Sie sind ein Deutscher und ich bin ein Deutscher, aber als russischer Finanzminister habe ich nur das Wohl Rußlands im Auge, das eine Welt für sich bildet und seine eigenen Bedingungen des Gedeihens hat. Die reichsten russischen Kaufleute sind, wie Sie selbst wissen, diejenigen, welche weder lesen noch schreiben können." . . .

Wie schnell auch unsere „Diligence" auf der trefflich geebneten Heerstraße ihrem Ziel entgegenrollte, so wurde sie doch von manchem Dreigespann überholt, das wie im Fluge an uns vorübersauste.

Eine Telega, d. h. ein einfacher Holzkasten, ohne jede Vorrichtung zur Bequemlichkeit zwischen vier Rädern befestigt, ist das denkbar primitivste Fuhrwerk, dessen einziger Vorzug in seiner leichten Beweglichkeit besteht. Eine Telega ist nicht lang genug, um sich darin zum Schlafen auszustrecken; nicht breit genug, um mehr als zwei engbeisammensitzende Personen von mäßigem Umfang zu fassen, und nicht hoch genug, um sie vor dem Hinausfallen zu schützen, wenn sie sich nicht einen künstlichen Halt vermittels Stricken bereitet haben. Denn der gewöhnliche Sitz besteht aus einem hinten quer übergelegten Brette, auf welchem sich, bei windschneller Fahrt über Stock und Stein, zu behaupten noch schwieriger ist, als auf ungesatteltem Rosse durch die Steppe zu jagen, wobei man sich doch mit Händen und Schenkeln einigermaßen festhalten kann, während man in der Telega höchstens einen Strick als Anhalt

findet, um sich die Hände daran wundzureiben, wenn das feurige Dreigespann mit dem leichten Räderkasten hinter sich über den Heerweg rast, als gelt' es, einen Preis beim Wettrennen zu gewinnen.

Die Ausdrücke meines Erstaunens über diese mir damals noch ganz neue Art des Fahrens veranlaßten meine Reisegefährten, mir die große Bedeutung der Telega mit dem Dreigespann eingehend anschaulich zu machen. „Bis Rußland mit Eisenbahnen überzogen wird, — sagte der ältere Officier — worüber noch ein Menschenalter vergehen kann, muß die Telega als schnellstes und volksthümlichstes Verkehrsmittel bei uns in Ehren gehalten werden. Den meisten Fremden erscheint sie freilich als ein Marterkasten, aber für uns Russen, die wir träge von Natur sind, allein wenn einmal in Bewegung gesetzt, gerne möglichst schnell ans Ziel kommen, ist sie wie geschaffen. Früh daran gewöhnt, gewinnen wir selbst ihre Unbequemlichkeiten lieb; es reizt uns, sie zu überwinden wie den Widerstand eines noch ungezähmten Pferdes. Als ich noch im Kaukasus stand, habe ich einmal die Meldung eines siegreichen Gefechts in wenig mehr als einer Woche nach Petersburg gebracht, wobei ich Tag und Nacht nicht aus den Kleidern kam und keine Stunde Zeit zum Schlafen fand, obgleich die Müdigkeit in den letzten Tagen so groß war, daß sie mich zu überwältigen drohte. Allein die stete Sorge, mich zu verspäten, erhielt mich aufrecht; dazu kam, daß meine Sendung eine Auszeichnung war, um die mich viele beneideten, und so hätte ich lieber mein Leben gelassen, als mich der geringsten Säumniß zeihen zu müssen. Halbtodt vor Erschöpfung traf ich nach ungewöhnlich beschleunigter Fahrt vor dem Winterpalast ein; erst das Ersteigen der Treppen belebte mich wieder ein wenig; doch zitterten mir Hände und Kniee, als ich dem Kaiser das Schreiben des kommandirenden Generals

überreichte. Er entließ mich sehr huldvoll und, nachdem ich hinlänglich Zeit gefunden, mich auszuruhen, wurde ich wieder zu ihm befohlen. Wenige Tage darauf schickte mich der Kaiser mit dem Georgskreuz auf der Brust nach dem Kaukasus zurück."

Auch die anderen beiden Herren wußten interessante Geschichten von ihren weiten Fahrten mit der Telega zu erzählen. Ich erfuhr dabei, daß Kaiser Nikolaus sich dieses leichten Fuhrwerks mit besonderer Vorliebe bediene und wiederholt die Reise nach Moskau darin gemacht habe, ohne sich Nachtruhe zu gönnen.

Ich selbst sollte später Gelegenheit genug finden, die Vorzüge der Telega auf Reisen durch ödes Flachland kennen zu lernen, wo schwerere Fuhrwerke leicht in den Sümpfen stecken bleiben, aber ich sollte dabei auch die Erfahrung machen, daß es ein großer Unterschied ist, ob man als Courier oder als Privatmann reist. Für einen Courier wie für jeden in kaiserlichen Angelegenheiten Reisenden müssen immer die besten Pferde bereit stehen. Sein Nahen kündigt sich schon fernher durch das helle Klingen des Glöckchens an, das an dem Kummet oder Krummholz hängt, welches den Hals des Mittelpferdes hoch überspannt, während die beiden Seitenpferde des Dreigespanns auf der Wildbahn laufen. Sobald nun der Klang des „Glöckchens von Waldai" — wie es im Volksliede heißt — auf der Station vernommen wird, steht schon ein frisches Dreigespann bereit, um das ankommende abzulösen. Ein klanglos ankommender, nicht officieller Reisender aber muß sich schon glücklich schätzen, wenn er für Geld und gute Worte überhaupt Pferde zum Fortkommen findet; er hat oft tagelang darauf zu warten.

III.

In der alten Zarenstadt.



Die alte Zarenstadt Moskau macht auf den Ankömmling bei der Einfahrt keineswegs einen so blendenden Eindruck wie die neue Kaiserstadt Petersburg; sie birgt ihre Schönheiten wie eine im Schlamm liegende Muschel ihre Perlen. Die dreißig Sloboden oder Vorstädte, welche die innere Stadt in weiter Ausdehnung umschließen, sehen aus wie große Dörfer, und auch große Theile der inneren Stadt haben einen vorwiegend ländlichen Anstrich mit ihren Rasenplätzen, Teichen, Baumgruppen, Parks und zahllosen Gärten, deren viele zerstreut zwischen den Häusergruppen liegen, während die meisten in ununterbrochenem Zusammenhange einen meilenweiten Halbkreis bilden, die Gartenstraße genannt, welche die eigentliche Stadt von den Sloboden trennt. Diesen grünen Halbkreis ergänzt ein anderer, ebensoweit geschwungener, welcher aus einer zusammenhängenden Kette breiter, von hohen Lindenbäumen beschatteter Boulevards besteht, mit lauschigen Plätzen, Ruhebänken, Lauben und Blumenbeeten, um während des so kurzen wie heißen Sommers den Aufenthalt im Freien angenehm zu machen.

So breite, schnurgerade, wohlgepflasterte und durch Häuser-

pracht ins Auge fallende Straßen wie Petersburg bietet, hat Moskau nicht aufzuweisen, und die Moskwa, die sich hier mit der Jausa vereint, kommt der majestätischen Newa mit ihren herrlichen Uferbauten nicht gleich. Aber alles in allem genommen macht doch die auf fruchtbarem, hügeligen Boden gleichsam zu natürlicher Unregelmäßigkeit erwachsene alte Zarenstadt im reichen Schmuck ihrer Gärten und Bäume einen mehr anheimelnden und malerischen Eindruck als die aus wüstem, morastigem Flachland hervorgezauberte neue Kaiserstadt, die nur den kleinen Sommergarten an der Newa mit dem berühmten hohen eisernen Gitter und die Baumanlagen um die Admiralität aufzuweisen hat, während sonst alle Plätze zwischen den stolzen Palästen kahl und schattenlos liegen.

Die meisten Wohnungen in Moskau sind mit sorgloser Raumverschwendung gebaut und stehen nicht in Reih und Glied neben einander, sondern vereinzelt auf weiten Gehöften, die noch für Neben- oder Hintergebäude Platz bieten. Nur bei Palästen und Häusern, welche ganz nach europäischen Mustern gebaut sind, ist der Eingang unmittelbar von der Straße aus. In der Bauart herrscht die denkbar bunteste Mannigfaltigkeit; von einem bestimmten Stil ist dabei so wenig die Rede, wie von polizeilichen Vorschriften, wie sie bei uns üblich sind. Jeder baut sein Haus nach eigener Laune und Bequemlichkeit, ohne sich um seine Nachbarn zu kümmern. Eine gewisse Gleichmäßigkeit zeigt sich nur in den volksthümlichen und deshalb sehr zahlreichen Holzhäusern, welche in unglaublich kurzer Zeit aus übereinander gelegten, behauenen Balken errichtet werden.

Den buntscheckigen Häuserreihen, wo die Hütte des Armen neben dem Palast des Reichen steht, die schmutzige Schenke neben der kuppelglänzenden Kirche, die schäbige Miethkaserne

neben der eleganten Villa, — entspricht das Leben in den Straßen, wo prächtige Equipagen sich mit heubeladenen Bauerwagen kreuzen, und nach der letzten Pariser Mode gekleidete Damen und Herren vorsichtig ihren Weg suchen durch die Menge der ihnen begegnenden Bartrussen aus dem Volke, deren einige schwerfällige Stiefel unter blauem Kaftan, die meisten aber Bastschuhe und Schafpelz tragen, die schmutzige Fellseite nach außen gekehrt.

Moskau ist der Mittelpunkt des volksthümlichen Lebens von ganz Rußland, und Kaftan und Schafpelz spielen hier eine ganz andere Rolle als in Petersburg, wo die europäische Kleidung in allen Hauptstraßen die vorherrschende ist. Ueberhaupt herrscht hier ein freierer Verkehr, eine wärmere gesellige Luft, ein traulicheres Entgegenkommen der Menschen und eine größere Mannigfaltigkeit volksthümlicher Monumente und Erscheinungen. An jedes Denkmal, welches hier vor uns aufsteigt, knüpfen sich wirklich denkwürdige Erinnerungen, die in ihrer Gesammtheit die Geschichte von einem halben Jahrtausend erzählen. Hier wurzelt alles wirklich in dem Boden, der es trägt, hier ist alles geworden, in Petersburg alles gemacht.

Moskau erhält sein charakteristisches Gepräge hauptsächlich durch den Kreml, dessen weißsteinige, ein unregelmäßiges Polygon bildende Mauer den geheiligtsten und volksthümlichsten Fleck Erde des über drei Welttheile sich erstreckenden Zarenreichs umschließt. Frei auf breitem Hügelrücken ausgedehnt, tief zu seinen Füßen der Moskwastrom und großartige Parkanlagen, im Osten begrenzt durch den weiten schönen Platz, der die kolossalen Bildsäulen Minins und Posharskys trägt, ragt der Kreml abgeschlossen aus dem nach allen Seiten unübersehbaren Häuserwirrwarr empor. Die nach den Erhebungen und Senkungen des Bodens auf- und ab-

steigende, dicke riesige Mauer ist mit Zinnen und Schieß-scharten versehen und an jeder Ecke steigt ein stattlicher, spitz-auslaufender Thurm auf.

Den freiesten und vollständigsten Ueberblick der launenhaft zusammengewürfelten Bauwerke des Kreml bietet das südliche Ufer der Moskwa. Ueber den breiten Spiegel des Stroms spannt sich eine pfeilergetragene, hohe, prachtvolle Brücke hin. Dahinter steigt die weiße Kremlinmauer mit ihren an gothische Bauart erinnernden Thürmen auf. Diese gewaltige Mauer erscheint von hier aus nur als eine leichte Umgrenzung der gigantischen Häusermassen mit den zahllosen Kuppeln, welche, beherrscht von dem hier in seiner ganzen Größe sichtbaren Iwan Weliky, dem höchsten aller Thürme des Zarenreichs, aus ihr emporragen. Der achteckige, schlanke, in drei Haupt-abtheilungen sich verjüngende Glockenthurm ist mit einer zwiebelförmigen Kuppel gekrönt, aus deren Knopfe ein riesiges Kreuz sich erhebt. Im Hintergrunde und zu beiden Seiten des Iwan Weliky, den wir als Mittelpunkt des blendenden Bildes festhalten, drängen sich ganze Massen größtentheils goldener, theilweise auch silberner, himmelblauer und grüner Kuppeln, in bald größeren, bald kleineren Gruppen planlos durcheinander.

Es ist schwer, wo nicht unmöglich, ein treffendes Bild zur schnellen Veranschaulichung dieser in allen Farben spielen-den Wunderwelt zu finden, die, in sich abgeschlossen, ihres Gleichen nicht hat. Den besten Ausdruck dafür hat wohl der Volksmund gefunden, indem er den Kreml nach seinen zwei wesentlichsten Merkmalen den „weißsteinigen" und „gold-köpfigen" nennt. Damit ist das Hervorragende, zunächst in die Augen Springende und dauernd in der Erinnerung Bleibende des Ganzen sehr glücklich bezeichnet: die von weiß-steiniger Mauer umschlungenen, malerisch in einander ver-schobenen Tempel und Paläste unten und das Labyrinth der

goldschimmernden Kuppeln oben. Aus jeder dieser meist flach-gedrückten zwiebelförmigen Kuppeln steigt ein Kreuz hervor, an dessen Fuße sich ein aufwärts gekehrter Halbmond krümmt, als Zeichen, daß der Islam hier in seinem langen Kampfe gegen das Christenthum unterliegen mußte.

Dort vor dem Jahrhunderte alten, auf majestätischer Terrasse hoch über der Stadt gelegenen, wunderlich gebauten Zarenpalaste schwang der Donische Dimitry die schwarze Fahne, mit welcher er auszog, Mamai zu bekämpfen und der Herrschaft der Tataren ein Ende zu machen.

Dicht an den Zarenpalast stößt die nicht minder merkwürdige Granowitaja Palata d. h. der eckige oder facettirte Palast, so genannt nach den prismatisch zugespitzten steinernen Würfeln, welche die äußere Mauer von oben bis unten bedecken. In diesem Gebäude befindet sich der zarische Thronsaal, wo noch jetzt der Kaiser, dem alten Brauche seiner Vorfahren folgend, nach den Krönungsfeierlichkeiten öffentlich auf dem Throne speist. In demselben Saale ließ Iwan IV. (Johann) nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin (1569), der Tochter des Kabarderfürsten Temrjuk, die zweitausend Jungfrauen versammeln, aus welchen er seine dritte Gemahlin erküren wollte. „Zur Schau und Wahl für den Zaren, die reizendsten Jungfrauen jeden Standes, ohne Ansehn der Geburt; die Bojarentochter wie die Bäuerin, die Reiche wie die Arme.“ So lautete der Befehl, nach welchem aus allen Theilen Rußlands die Jungfrauen herbeigetrieben wurden „zu des schrecklichen Zaren Auswahl und Augenweide.“ Den Preis trug Marfa davon, die blonde Tochter eines Kaufmanns aus Nowgorod, deren Herz schon lange einem Andern (Andrei) gehörte und die vor Schrecken über das neue Glück, das ihr zu theil werden sollte, mitten in der Hochzeitsfreude des „schrecklichen Zaren“ starb (13. November 1571).

Es ist eine eigenthümliche, beachtenswerthe Erscheinung, daß die grausamsten Beherrscher Rußlands zugleich die volksthümlichsten waren, und daß gerade ihr Andenken am lebendigsten in den Liedern und Sagen des Volkes fortlebt. Eine solche Verherrlichung, wie sie der obengenannte Zar, der Zerstörer Groß-Nowgorods, in Lied und Sage gefunden, ist seitdem keinem russischen Herrscher wieder zu theil geworden, und allerdings hat es ihm keiner seiner Nachfolger an Grausamkeit gleichgethan oder auch nur gleichthun können, da er das größte Ungeheuer war, das je auf einem Throne gesessen.

Den Haupteingang zum Kreml bildet das an dem schon vorhin erwähnten großen Platze, welcher den Kreml vom Basar trennt, nach Osten gelegene heilige Thor des Erlösers. Der Platz heißt im Russischen Kraßnaja Ploschtschad, wörtlich übersetzt, „der schöne oder rothe Platz", da das russische Wort Kraßny sowohl „schön" wie „roth" bedeutet. Diesen Platz schmücken ein paar Kunstdenkmäler, welche nicht unerwähnt bleiben dürfen: Die Bildsäulen Minins und Posharskys und die berühmte Kirche Wassily Blashenny.

Als nach den Kriegen und Aufständen, welche die Erhebung des sogenannten falschen Dimitry und seiner Nachfolger hervorgerufen hatte, Rußland in völlige Anarchie versunken war und die Polen Moskau besetzt hielten, welches dann bei einem Befreiungsversuch der Russen in Flammen aufging, wußte ein schlichter Bürger aus Nischnei-Nowgorod, der Fleischer Kosma Minin, den Muth des Volkes wieder zu beleben und einen begeisterten Anhang zu gewinnen, welchen er dem gleichgesinnten Fürsten Dimitry Posharsky zuführte, der als kriegskundiger Führer des bald mächtig angewachsenen Volksheeres den Polen vor Moskau eine dreitägige, mörderische Schlacht lieferte, in welcher die Russen Sieger blieben. Zum

Lohne für diese befreiende That wurden den beiden Helden Minin und Posharsky die ehernen Standbilder auf dem rothen Platze errichtet.

Weit mehr jedoch als dieses Denkmal zieht die Kirche Wassily Blashenny, vielleicht das wunderlichste Bauwerk der Welt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Nach der Sage soll der schreckliche Zar Iwan Wassiljewitsch selbst die Idee zu diesem Tempel gegeben haben, indem er bei Tafel allerlei große und kleine Becher neben und über einander stülpte, auf große Humpen Arbusen (süße Melonen), auf die Gläser Birnen und Zwiebeln setzte. Nach diesem Modell, das dem Architekten blos die Thürme und Kuppeln veranschaulichen sollte, während die Schöpfung eines entsprechenden Unterbaues seinem eigenen Scharfsinn überlassen blieb, wurde das wunderliche Gebäude aufgeführt und zwar dergestalt zur Zufriedenheit des Zaren, daß er den fremden Architekten reich belohnte, ihm aber dann auch beide Augen ausbrennen ließ, damit er kein zweites Wunderwerk der Art schaffen könne.

Mag diese Sage nun auf Wahrheit beruhen oder nicht: jedenfalls zeigt sie, in welcher Art der schreckliche Zar im Gedächtniß seines Volkes fortlebt; es kann sich ihn nicht denken ohne einen Zug von Grausamkeit. Die Lieder, welche seine Festgelage schildern, haben immer einen tragischen Ausgang und die Chroniken bezeugen, daß seine höchste Freude darin bestand, sich an den Qualen seiner Opfer zu weiden. Dabei war er, gerade wie Heinrich VIII. von England, ein großer Theolog und gründlicher Erforscher der heiligen Schriften, so daß er, als rechtgläubiger Zar und Stellvertreter Gottes auf Erden, nach seiner Meinung gar nicht sündigen konnte. Denn wenn Gott selbst so oft durch Sturm und Hagelschlag, Pestilenz und Erdbeben Unheil anrichtet, um die Menschen in Furcht zu erhalten, so darf sein Stellvertreter zu gleichem

Zweck ebenfalls schreckliche Heimsuchungen über sein Volk ergehen lassen. In diesem Sinne hat Iwan der Schreckliche selbst über seine unbeschränkte Machtbefugniß geschrieben.

Doch wenden wir uns wieder der Kirche zu, die der Zar zum Andenken an die Eroberung von Kasan (1554) bauen ließ. Die Grundidee scheint gewesen zu sein, einen Bau herzustellen, der sich nicht allein als Ganzes von allen übrigen Kirchen der Welt streng unterscheiden sollte, sondern an welchem auch alle einzelnen Theile, trotz ihrer gezwungenen Zusammengehörigkeit, die schroffsten Gegensätze unter einander bilden sollten. Der Plan ist denn auch wirklich so ausgeführt, daß kein Glied des Baukörpers dem andern ähnlich sieht. Der untere, die eigentlichen Kirchenräume bildende, halb in die Erde gedrückte Theil besteht aus neun abgesonderten, in Bauart und Verzierung gänzlich von einander verschiedenen Kapellen, über welchen ebenso viele verschieden gestaltete Thürme und Kuppeln aufsteigen. Die Portale und anderen hervorspringenden Theile des Gebäudes tragen kleine pyramidale Thürmchen und ganz vereinzelt macht sich an der Nordostseite noch ein niederer Thurm mit großem Stachelkopfe bemerkbar. Von den sechzehn theils kuppelgekrönten, theils zugespitzten Thürmen des phantastischen Bauwerks erhebt sich der dicke Mittelthurm mit seinen zugleich an chinesischen, byzantinischen, altitalienischen und gothischen Geschmack erinnernden Verzierungen am höchsten.

Werfen wir nun einen Abschiedsblick in das Innere des Kremls! Nur mit entblößtem Haupte darf man, selbst bei der strengsten Kälte, das aus einer langen, düsteren Mauerhöhlung bestehende heilige Thor des Erlösers überschreiten, dessen byzantinischer Bogen von einem stattlichen, im Geschmack des deutschen Mittelalters erbauten Thurme überragt wird. Nächst den oben erwähnten Palästen nehmen hauptsächlich die drei Kathedralen des Kreml, welche als Typen aller russischen

Kirchen gelten können, — denn Wassily Blashenny hat keine Nachahmung gefunden — unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Unter ihnen thut sich besonders die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä mit ihren mongolischen Kuppeln und byzantinischen Bogendächern hervor. Hier befindet sich das nach dem Volksglauben vom Evangelisten Lukas eigenhändig gemalte Bild der Gottesmutter; hier werden die Zaren gekrönt und wird das größte Kleinod des Volkes: das Banner des Vaterlandes aufbewahrt.

Diese Kirche ist die erste, welche — nach dem Plane des Architekten Fioraventi — aus Ziegelsteinen aufgeführt wurde, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Früher gab es in Moskau nur Holzbauten.

Daß es der Himmelfahrts-Kathedrale außer dem vom Apostel Lukas gemalten Bilde ihrer Schutzpatronin auch an sonstigen Heiligthümern zur Anbetung für die Gläubigen nicht fehlt, braucht kaum bemerkt zu werden. Von besonderer Wunderkraft soll ein Untergewand des Heilands sein, welches in einem reich mit Edelsteinen besetzten Reliquienkasten aufbewahrt wird. Ein Seitenstück dazu bildet ein Theil vom Kleide der Jungfrau Maria, und großer Verehrung erfreut sich auch ein Nagel vom wahren Kreuze.

Die Schilderung der neueren Riesenbauten des Kreml würde mich hier zu weit führen, wo es nur das Charakteristische wiederzugeben galt. Mit der Ausdehnung Rußlands haben auch die öffentlichen Gebäude an Umfang gewonnen und das wird wohl noch lange so fortgehen.

Zu den Merkwürdigkeiten des Kreml gehört auch die berühmte Riesenglocke, welche am Fuße des Iwan Weliky auf einer Grundlage von Granit ruht und als die größte der Welt gilt. Sie hat aber nie feierliches Geläut erschallen lassen, da bald nach vollendetem Gusse bei einem Sturz in die Tiefe

ein Stück von ihr absprang, welches jetzt daneben liegt und eine Oeffnung gelassen hat, durch welche man bequem eintreten kann, wo die gewaltige Glocke dann für etwa dreißig Menschen Unterkommen bietet. Ein Seitenstück zu dieser Glocke bildet die Riesenkanone des Kreml, welche ebenfalls früher als die größte der Welt galt, inzwischen aber wohl durch die Kruppschen Fabrikate übertroffen sein dürfte.

So giebt es noch manches in Rußland, was einst als Größtes in der Welt galt und es heute nicht mehr ist, Rußland selbst aber darf sich rühmen, das größte zusammenhängende Reich der bewohnten Erde zu sein.

* * *

Die Eindrücke, welche mir der Kreml hinterlassen, als ich zum ersten Male von der Höhe des Iwan Weliky Umschau gehalten, fanden bald poetischen Ausklang in folgendem Gedicht:

Ein Blick vom Kreml.

Zum höchsten Thurm stieg ich hinauf
Des Kreml, in der Moskwastadt,
Die manchen Thurm mit goldnem Knauf,
Viel Tempel und Paläste hat.
Ich stieg hinauf, wo vielbethürmt
Sich rings die weiße Mauer zog,
Dran mancher Held schon angestürmt,
Schon manches Haupt vom Rumpfe flog.

Und als ich auf Palast und Dom
Hinabsah von dem hohen Thurm,
Krümmt' unten sich der Moskwastrom
Zu meinen Füßen wie ein Wurm;
Und wie ein Wurm in meinem Geist
Nagt das Gedächtniß alter Zeit,
Und vor mir schwebt und mich umkreist
Manch Nachtbild der Vergangenheit.

Die Glocke schlägt vom hohen Thurm,
Daß alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt' —
Als ob der Thurm mit Glockenmund
In feierlichem Donnerlaut
Erzählt', was ihm von alters kund,
Der Stadt, auf die er niederschaut.

Was einst die Zaren hier gethan
In machtvollkommnem Blutgelüst,
Und wie sie dem Mongolenchan
Feig des Gewandes Saum geküßt—
Bewegt mich nicht: ein andrer Held
Ersteht vor mir, klein von Gestalt
Doch furchtbar, daß die ganze Welt
Erbebt vor seiner Herrschgewalt.

Wie eine Sonne sah man ihn
Einst aus dem Meere auferstehn,
Wie eine Sonne sah man ihn
Im Meere wieder untergehn.
Sein Haupt umschlang ein Strahlenkranz,
Doch streng und kalt war sein Gesicht —
Er hatte all der Sonne Glanz,
Nur ihre Wärme hatt' er nicht!

Hier auf demselben Thurme stand
Auch er gedankenvoll allein,
Und sah hinab auf Stadt und Land,
Und alles, was er sah, war sein.
Noch schwillt sein Herz vor Uebermuth,
Noch ist er großer Dinge voll:
Da züngelt schon die rothe Glut
Des Brands, der ihn verderben soll.

Er sieht's nicht, schließt sein Auge zu —
Und das Gericht nimmt seinen Lauf.
Als Herr der Welt ging er zur Ruh
Als armer Flüchtling wacht er auf,

Wild prasselt's rings im Sonnenschein;
Der Kreml ist kein gastlich Haus:
Schon Manchen ließ er glorreich ein
Und stieß ihn elend wieder aus.

Wo blieb des Weltbeherrschers Macht?
Wo blieb er selbst, der stolze Held?
Der Sieger in so mancher Schlacht
Eilt jetzt in wilder Flucht durchs Feld, —
Und die im Unglück wie im Glück
Voll Treue folgten seiner Spur:
Jetzt elend ließ er sie zurück,
Bedacht auf eigne Rettung nur.

Des großen Kaisers Ruhm ward stumm,
Die Herrlichkeit schwand wie ein Traum;
Ein Windhauch blies sein Weltreich um,
In Rußland ist für Todte Raum.
Da lagen Völker hingestreckt
In einem einzigen Grab von Schnee,
Jede verstummte Lippe weckt
In ferner Heimath jammernd Weh.

Um Frankreichs Söhne klag' ich nicht,
Sie theilten Ehre und Gewinn
Des Kaisers, wie sein Strafgericht —
Sie haben ihren Lohn dahin.
Doch daß auch soviel deutsches Blut
Hier ward zum Opfer dargebracht
Des Abenteurers Übermuth:
Das ist es, was mich traurig macht.

Deutschland, mein Heimathland! Du warst
Dem eignen Volk kein gastlich Haus;
Der Besten viel, die Du gebarst,
Stießest Du herzlos von Dir aus!
Sie dienten fremdem Herrscherthum
Und folgten Feindesfahnen nach,
Ihr Ruhm vermehrte fremden Ruhm,
Doch ihre Schmach ward Deine Schmach!

Die Glocke schlägt vom hohen Thurm,
Daß alles ringum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt', —
Ein Ton, der tief ins Herz mir scholl,
Daß es mich nicht mehr oben litt;
Ich stieg hinab gedankenvoll
Und lenkte heimwärts meinen Schritt.

Wir verlassen nun den Kreml und kommen wieder auf den großen Platz, in dessen Mitte die ehernen Standbilder von Minin und Posharsky sich erheben. Ich habe schon oben bemerkt, daß die russische Bezeichnung dieses Platzes dem Uebersetzer die Wahl läßt ihn einen schönen oder rothen zu nennen. Bei den Deutschen in Moskau heißt er der rothe, in Erinnerung an die schrecklichen und blutigen Scenen, die sich hier abgespielt. In der Nähe der wiederholt erwähnten Kirche Wassily Blashenny sieht man eine runde, ummauerte Erhöhung, welche Lobnoje Mesto, zu deutsch „Schädelstätte“ genannt wird und früher als Richtplatz diente. Hier floß besonders unter Iwan dem Schrecklichen, der eine besondere Freude an öffentlichen Hinrichtungen hatte und sie immer festlich in Scene setzte, das Blut in Strömen. Dieser von seinen wilden Leidenschaften völlig beherrschte Wüthrich, der seinen ältesten und liebsten Sohn, Johann, mit eigener Hand erschlug (1582), begnügte sich nicht damit, das Blut seiner Opfer auf dem Schaffot fließen zu sehen, sondern weidete sich vorher stundenlang an den ausgesuchten Folterqualen, die ebenfalls öffentlich in Scene gesetzt wurden, um zu zeigen, wie viel ein Mensch zu ertragen vermag. Als der achtzigjährige Metropolit ihm ins Gewissen zu reden suchte, ließ der Zar ihn vom Altar wegreißen, mit Ruthen peitschen und nach einem Kloster schleifen, wo er so lange fasten sollte, bis er sich bereit erklärte, dem Zaren in der Kirche seinen Segen zu geben,

was er dem unbußfertigen Wüthrich gegenüber früher verweigert hatte. Als der vom Volke hochverehrte Greis auch ferner bei seiner Weigerung blieb, ließ ihn der Zar nach Twer schaffen und dort erdrosseln. —

Zu den Opfern, welche die Schädelstätte auf dem rothen Platze mit ihrem Blute färbten, gehört auch der „falsche“ Dimitry, den das Volk, das ihn kurz vorher als Befreier begrüßt hatte, aus dem Kreml dorthinschleifte. — Ein fürchterliches Blutbad wurde im Jahre 1771, als die Pest in Moskau wüthete, auf dem rothen Platze angerichtet, wo das vor Aberglauben und Schrecken rebellisch gewordene Volk sich versammelt hatte und zum großen Theil durch die Kanonenschüsse fiel, die man in die dichten Massen richtete. —

Gerade der Kremlinsmauer gegenüber und nur durch den rothen Platz davon getrennt, dehnt sich eine langgestreckte Fronte des großen Kaufhofs (Gostinny-dwor) aus, der dasselbe bedeutet, was man in den Städten des Orients Basar nennt, aber mit allem Zubehör von Gebäuden in seiner Umgrenzung eine Stadt für sich bildet, und zwar eine sehr ansehnliche, Kitaigorod (die Chinesenstadt) genannt, welche von drei Haupt- und sechzehn Seitenstraßen durchschnitten wird und eine Menge Kirchen, Klöster, Gasthöfe, Restaurants, Schenken, Marktplätze und Gehöfte enthält.

Hier herrscht während der Tagesstunden ein durch seinen Lärm ohrenbetäubendes und durch seine Buntheit augenverwirrendes Leben und Treiben. Durch die Straßen knarren unaufhörlich ganze Reihen kleiner Frachtwagen (große kennt man in Rußland nicht, wo die Pferde nie überbürdet werden, wie das bei uns so häufig geschieht), welche aus allen Theilen des Reiches kommen; in dem Labyrinthe der endlosen Kaufreihen (Rädi), wo sich Laden an Laden, Bude an Bude drängt und Markt an Markt, wimmelt es von Kaufleuten und Händlern

in fremdartigen Trachten, unter welchen natürlich der russische Kaftan und Schafpelz vorherrschen, aber doch auch die Nationalkostüme der Perser, Türken, Tataren, Armenier, Bucharen, Chinesen u. s. w. reichlich vertreten sind, während man Leute in europäischer Kleidung nur unter den vorüberwandelnden Neugierigen und Käufern findet, von denen nur wenige den höheren Schichten der Gesellschaft angehören. Die vornehme Welt macht ihre Einkäufe nicht bei ihren bärtigen, kaftantragenden Landsleuten im Gostinny-dwor, wo um jedes Stück erst lange gefeilscht werden muß, ehe es zum Handelsabschluß kommt, sondern in den eleganten deutschen, französischen und englischen Magazinen, wo alles nach festen Preisen verkauft wird. Der echte, von der Kultur noch nicht beleckte Nationalrusse hingegen kennt kein größeres Vergnügen als sich möglichst lange bei seinen Einkäufen mit den Händlern herumzustreiten, die gewöhnlich so hohe Forderungen machen, daß für das allmähliche Herabdrücken des vorgeschlagenen Preises ein weiter Spielraum bleibt. Kommt dann nach langem Feilschen endlich ein Kauf zu stande, wobei es sich um irgend ein Werthstück, z. B. einen Pelz, Teppich oder Koffer handelt, so schwört der Händler in allen Tonarten, daß er das Ding nur, um den neuen Kunden zum Freunde zu gewinnen, um die Hälfte des Werthes losgeschlagen habe; nun müsse aber die Freundschaft auch durch einen guten Trunk besiegelt werden. So gehen die Beiden in den nächsten „Traktir“ (Restaurant), während der Laden unter der Obhut eines immer vorhandenen, meist zur Familie gehörigen, jüngeren Gehilfen gelassen wird, der nöthigen Falls schnell einen Boten findet, um den Kaufmann zurückzurufen. Dieser sitzt inzwischen mit seinem Gaste im rauchigen Traktir bei Lachs und Kaviar und Wein oder Schnaps, und sie trinken, bis sie zärtlich werden, sich umarmen

und küssen, wie es bei den echten Bartrussen, mögen sie reich oder arm sein, üblich ist, wenn der Wein ihre Zungen und Herzen gelöst hat. Solche Scenen, die nur für die Fremden etwas Auffälliges haben, kann man täglich in allen öffentlichen Lokalen sehen, wo Bartrussen verkehren. In keinem andern Lande wird, auch ohne Liebe, so viel geküßt wie in Rußland. Kommt aus der Ferne ein Kunde zu seinen Geschäftsfreunden nach Moskau, so ist des Küssens kein Ende und die Geschäfte werden gleichsam nur nebenher behandelt, was nicht verhindert, daß einer den andern zu übervortheilen sucht; je schlauer er das anfängt, desto höher steigt er in der Achtung des andern. Denn das Leben würde jeden Reiz für den echten Russen verlieren, wenn alles regelrecht zuginge. Was sollte ihm seine Schlauheit nützen, wenn sie ihm nicht ein Sporn wäre, Vortheil daraus zu ziehen? In diesem Sinne sucht er in Handel und Wandel seines Gleichen, und wenn er dabei oft im Verkehr mit griechischen und jüdischen Händlern den kürzeren zieht, so geschieht das nur, weil diese vorsichtiger im Genuß geistiger Getränke sind. Im übrigen herrscht zwischen ihnen viel Aehnlichkeit; denn der Russe hält so streng auf Befolgung der Religionsvorschriften wie der ihm glaubensverwandte Grieche und der orthodoxe Jude. Haus und Geschäft sind streng geschieden. Der Kaufmann verläßt am Morgen seine Wohnung nicht ohne vor dem Heiligenbilde in der Ecke des Zimmers sein Gebet gemurmelt und sich andächtig bekreuzigt zu haben, und auf dem Wege zum Gostinny-dwor geht er an keiner Kapelle oder Kirche vorüber, ohne das Kreuzschlagen zu wiederholen. Aber in seinem Laden angekommen, wird er ein anderer Mensch, der nach dem zum Grundsatz gewordenen Sprichwort handelt: „Im Geschäft gilt jeder Vortheil.“

Wie groß der Verkehr im Gostinny-dwor ist, erhellt schon aus der Angabe, daß seine nach den verschiedenen Gewerbs-

zweigen gesonderten Kaufreihen 8000 Läden und Buden enthalten. Rechnet man auf jeden Laden nur zwei Personen — die geringste Annahme —, so kommt die Kopfzahl schon der männlichen Bevölkerung einer deutschen Mittelstadt gleich. Aber eine weit größere Menschenmenge wimmelt nun fortwährend durch das Labyrinth von Gängen und Galerien, die ihr Licht durch Glasdächer erhalten. Bei den lauten Anpreisungen der feilgebotenen Waaren hört man die seltsamsten Ausrufe, um Käufer heranzulocken, wie z. B.: „Echte englische Eau de Cologne, eben frisch aus Paris angekommen!" Alle Luxusfabrikate werden als französische oder englische Arbeit angepriesen; alles was als solide und dauerhaft gelten soll, wird als deutsche Arbeit gerühmt. Am häufigsten schallten mir beim Durchwandern des Kaufhofs immer die Ausrufe ins Ohr: „eto nemetzkaja rabóta!" (Dies ist deutsche Arbeit!) „eto franzuskaja towára!" (Dies ist französische Waare!) und selbst bei Fabrikaten, in welchen es die Russen den Ausländern mindestens gleich thun, ja diese noch übertreffen, wie in allen Schmucksachen, die aus Leder, Bronze, Silber und Gold hergestellt werden, suchen die Verkäufer den Werth der heimischen Erzeugnisse durch Anpreisung derselben als ausländische Meisterwerke zu steigern.



IV.

Stillleben in Moskau.

Beobachtungen und Studien. Verhältniß der Russen zu den Fremden. Die deutsche Kolonie als Ausgangspunkt der Reformen Peters I. Volk und Adel. Der Tschin oder die Rangordnung. Festlichkeiten zu Ehren der kaiserlichen Familie in der alten Krönungsstadt.



Die drei Jahre, welche ich im Hause des Fürsten Galizin zubrachte, kann ich zu den ruhigsten und zugleich lehrreichsten meines Lebens zählen, da keine äußeren Störungen von Belang den geregelten Gang meiner Thätigkeit unterbrachen, während die mich umgebende neue Welt, in der ich mich schnell zurechtfand, mir doch zugleich ein mächtiger Sporn wurde, ihren fremdartigen Erscheinungen auf den Grund zu kommen. Dazu bot sich mir in meiner Stellung die günstigste Gelegenheit, da ich das Haus gar nicht zu verlassen brauchte, um die vornehme Welt Rußlands in allen Spielarten und allen Licht- und Schattenseiten kennen zu lernen. Denn obwohl die Fürstin — eine so musterhafte Gattin und Mutter, wie man sie in russischen Romanen kaum findet — mit der größten Gewissenhaftigkeit die Erziehung ihrer Kinder überwachte und ein möglichst zurückgezogenes Leben führte, da sie die häuslichen Freuden allen übrigen vorzog, so konnte sie sich doch den geselligen Anforderungen der großen Welt, zu deren vornehmsten Zierden sie gehörte, nicht ganz entziehen, und außerdem brachte es die landesübliche Gastfreundschaft mit sich, daß selten ein Tag verstrich, an welchem nicht einige Gäste — auch uneingeladene — zu Tisch gekommen wären.

Die Tagesordnung wurde dadurch für mich und meine Zöglinge in nichts unterbrochen, selbst dann nicht, wenn eine größere Gesellschaft geladen war. Die Tafelsitzungen dauerten nie unmäßig lange und es ging dabei auch im übrigen nie unmäßig zu. Die Unterhaltung wurde fast immer französisch geführt, aber keineswegs aus Verachtung der Muttersprache, sondern hauptsächlich, weil sich in Gegenwart der des Französischen unkundigen Dienerschaft in dieser Sprache freier über alles reden ließ.

Es gab freilich damals noch in Moskau einige Familien, welche den größten Theil ihres Lebens in Frankreich zugebracht hatten und denen deshalb die französische Sprache mundgerechter war als die russische.

Aber diese konnten doch nur als Ausnahmen gelten von der Regel, daß der russische Adel allezeit treuer zu seiner Muttersprache gehalten hat als der deutsche. Die Russen haben keine Herrscher und Heerführer aufzuweisen, welche ihre Sprache so seltsamlich mißhandelt hätten wie einige unserer größten Fürsten und Feldherren die deutsche; bei ihnen ist überhaupt durch das Erlernen fremder Sprachen die eigene nie beeinträchtigt worden, und sie brauchen deshalb auch keinen Sprachreinigungsverein zu gründen, wie solcher bei uns zur dringenden Nothwendigkeit geworden, um tausende unnützer, zum Theil ganz verkehrt angewandter Fremdwörter auszustoßen, deren Gebrauch noch immer bei uns als vornehm gilt.

Die Russen haben nur solche Fremdwörter in ihre Sprache aufgenommen, welche dieser zur Bereicherung dienten, ohne sie zu verunstalten oder als Schmarotzerpflanze sich um Stamm und Zweige zu schlingen. Jedes neu eingeführte Wort bezeichnete auch einen neuen Begriff oder Gegenstand. Die Umgestaltung, welche das Reich durch Peter den Großen und seine Nachfolger erfuhr, um wenigstens äußerlich ein Staat

nach europäischen Mustern zu werden, erforderte eine Menge neuer Einrichtungen und Anstalten, für welche man ihre fremdartigen Bezeichnungen beizubehalten suchte, was aber nur soweit gelang, als es möglich war, die Fremdwörter den Russen mundgerecht zu machen, wobei oft ein großer Umwandlungsproceß vorging.

Die eigentliche Brutstätte aller Neuerungen und Reformen Peters war die deutsche Vorstadt (Njemetzkaja Ssloboda) von Moskau, welche früher Kukui genannt wurde. Dieser bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein von allen rechtgläubigen Russen streng gemiedene Ort bestand lediglich aus Ansiedlungen fremder Einwanderer, welche, um ihr Glück zu versuchen, als Kaufleute, Handwerker oder Abenteurer nach Moskau gekommen waren, wo sie leicht Erwerbsquellen, aber kein sicheres Unterkommen fanden, bis ihnen Iwan der Schreckliche das Land zwischen der Jausa und dem Kukuibache zur Besiedelung anwies. Es geschah das hauptsächlich, um die Fremden, die dem Volke als Ketzer ein Greuel waren, von den rechtgläubigen Moskowitern zu trennen, unter welchen sie früher zerstreut wohnten. Nun, in der Vereinigung, gediehen sie um so besser, bauten Häuser, Kirchen und Schulen, und Kukui wuchs bald zu einem blühenden Orte heran, der aber in der langen Schreckensperiode, welche dem Auftreten des falschen Dimitry folgte und das ganze Land verwüstete, ein Raub der Flammen wurde und erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wieder aufgebaut werden konnte.

Doch wir haben es hier nur mit dem Kukuistädtchen zu thun, wie es in der Jugendzeit Peters war, wo es in höchster Blüthe stand. Damals lebten schon einzelne erleuchtete Staatsmänner in Rußland, welche von den gehässigen Vorurtheilen des Volks gegen alles Ausländische durchaus frei waren und sein Gedeihen in jeder Weise zu fördern suchten. Als solche

sind besonders zu nennen der Minister Matwéjew und Fürst Wassily Galizin. Auch die Zaren Michail Feodorowitsch und Alexéi Michailowitsch kamen den Fremden sehr wohlwollend entgegen, von denen dann auch viele in zarischen Dienst traten und einige es zu hohem Rang darin brachten, was nicht verhinderte, daß sie häuslich von den Russen gesondert lebten und in der deutschen Kolonie ihr Heim hatten. Diese Kolonie umfaßte übrigens nicht bloß Deutsche, sondern zugleich eine bunte Menge Angehöriger anderer Nationen. Njemetz heißt eigentlich „der Stumme", und so wurde früher jeder Fremde genannt, der sich nicht mit dem Volke russisch verständigen konnte; da aber die Deutschen immer die Mehrzahl unter den Fremden bildeten, und sie sich selbst zumeist nach ihren verschiedenen Vaterländern — Preußen, Bayern, Schwaben, Sachsen, Oesterreicher u. s. w. — nannten, so blieb die alte Gesammtbezeichnung der „Stummen" (Njemtzi) für sie bestehen, während das russische Volk allmählich einen Engländer und Franzosen vom Deutschen zu unterscheiden lernte und den ersten Anglitschanin, den zweiten Franzus nannte.

Als Peter in seiner Jugend zuerst die deutsche Kolonie besuchte, gab es darin schon angesehene Familien, aus welchen namhafte Staats- und Kriegsmänner, Gelehrte und Handelsherren hervorgegangen waren. Von Deutschen genügt es hier Kellermann zu nennen, der das Zarenthum als Gesandter in Venedig vertrat; ferner Winius, der im Auftrage der Regierung eine Reise nach England, Spanien und Frankreich machte; desgleichen den General Staden, den Dr. Rosenberg, Collins und Gramann.

Zu noch höherem Ansehen und Einfluß als die Genannten sollten die beiden Schotten Paul Meneses und Patrik Gordon gelangen, die 1661 in russische Dienste getreten waren und sich in der deutschen Kolonie niedergelassen hatten. Der Erstere

machte eine glänzende Carriere als Diplomat, und Gordon, der schon in schwedischen und polnischen Diensten Kriegserfahrung erworben, that sich nun in russischen im Kampf gegen die Türken hervor. Erst 1686 kehrte er nach Moskau zurück, um seine Tage in der deutschen Kolonie zu beschließen, die sich inzwischen zu einer prächtigen kleinen Stadt entwickelt hatte, der es selbst an palastartigen Gebäuden und herrlichen Parkanlagen nicht fehlte. Ganz in der Nähe hatte sich auch Fürst Wassily Galizin, der während Sophiens Regentschaft allmächtige Reichsverweser, einen glänzenden Palast erbauen lassen, wo er die fremden Gesandtschaften empfing, die immer in der Njemetzkaja Ssloboda wohnten, welche sich der besonderen Gunst des Fürsten zu erfreuen hatte, der lieber mit den dort ansässigen Fremden als mit seinen moskowitischen Standesgenossen verkehrte.

Als Peter am 30. April 1690 zum ersten Male die deutsche Kolonie besuchte, war der Herrschaft Sophiens und ihres Freundes Wassily Galizin bereits ein Ende gemacht. Der junge Zar hatte sich mit Hilfe Gordons des Thrones bemächtigt, seine Schwester Sophie in ein Nonnenkloster gesteckt und den Fürsten Galizin in die Verbannung geschickt. Die Hauptstadt Moskau und das russische Volk überhaupt war bei diesem Kampfe um die Macht ganz unbetheiligt geblieben. Diese Theilnahmlosigkeit des Volks bei jedem Thronwechsel im Lande, sofern er den rechten Glauben nicht beeinträchtigte, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der russischen Geschichte.

Der junge Zar Peter erschien in der deutschen Kolonie mit einem großen Gefolge von Bojaren und Hofleuten, welche mit ihm bei seinem Lehrer und Freunde, General Gordon, zu Abend speisen mußten, ein Ereigniß, das einen völligen Bruch mit der Vergangenheit bezeichnete und viel böses Blut unter den Moskowitern machte. Denn bis dahin hatte kein

Ausländer als Gast bei Hofe Zutritt gehabt, und nun ging der Zar selbst zu Gaste in das Stadtviertel der Ungläubigen, was damals ungefähr dasselbe bedeutete, als ob der Papst mit seinen Kardinälen im römischen Ghetto getafelt hätte. Doch Peter, damals kaum neunzehn Jahre alt, ließ sich nicht irre machen; er wußte, was er dem General Gordon zu verdanken hatte, und es gefiel ihm so gut in der schmucken Ketzerstadt, daß er seinen Besuch darin oft wiederholte und sie bald sein Lieblingsaufenthalt wurde. Um seine Bojaren allmählich an den geselligen Verkehr mit Ausländern zu gewöhnen, erschien er meist in großer Begleitung. So lud er sich am 2. Januar 1691 mit einem Gefolge von einigen achtzig Personen und hundert Dienstleuten bei Gordon zu Tisch ein, blieb die Nacht über zu Gaste und begab sich am folgenden Tage in das Haus Leforts, wo die Schmauserei fortgesetzt wurde.

Man kann sich nach solchen Angaben leicht eine Vorstellung von der Größe und Einrichtung der Häuser machen, die es ermöglichten, so viele Gäste zu beherbergen und zu bewirthen. Lefort war einundzwanzig Jahre jünger als Gordon, und dementsprechend rüstiger und munterer als der ernste Schotte im Mitmachen der Ausschweifungen, zu welchen der sinnlich stark angelegte Peter sich hinneigte, und so mag sich's erklären, daß der lebenslustige Lefort des jungen Zaren bevorzugter Liebling wurde und durch seine Ernennung zum General-Admiral den alten Gordon im Rang überflügelte.

Doch der wißbegierige und vorurtheilslose Peter begnügte sich bei seinem Aufenthalt in der deutschen Vorstadt nicht mit dem Verkehr seiner militärischen Freunde, sondern machte Bekanntschaft mit Leuten aus allen Ständen und Berufsklassen, um die fremde Lebensweise, die sich so auffallend von der echt moskowitischen unterschied, gründlich kennen zu lernen. Durch Lefort wurde er in das Haus des aus Minden an der Weser

gebürtigen Weinhändlers Mons eingeführt, der zwei schöne Töchter hatte, wovon die jüngere Anna hieß, die in Peters Leben eine große Rolle spielen sollte.

Lange Zeit hindurch war der junge Zar im Hause des Weinhändlers Mons, wohin er ohne Gefolge kam, täglicher Gast, mied alle rauschenden Vergnügungen und kannte kein größeres Glück, als er in der Unterhaltung mit der lieblichen Anna fand, deren natürlicher Verstand und weibliche Anmuth, frei von aller Koketterie, ihn bezauberte. Daß sie von ihm, der schon mit Awdotja Lapuchina vermählt war, als bloße Geliebte nicht zu gewinnen sei, begriff er sehr bald; da er aber nicht von ihr lassen konnte, beschloß er, sich von seiner ungeliebten Gemahlin zu scheiden und Anna an ihre Stelle zu setzen. Die Gründe, die sie für ihre Weigerung angab, den Glanz des Thrones mit ihm zu theilen, um sein und ihr Gewissen nicht durch Verdrängung der rechtmäßigen Zarin zu schädigen, erhöhte nur seine Verehrung für sie....

Im Jahre 1697 trat Peter mit Lefort seine so berühmt gewordene Reise in fremde Länder an, zu welcher ihm den Hauptantrieb sein Aufenthalt in der deutschen Vorstadt von Moskau gegeben. Alles, was er hier in englischen, holländischen, deutschen und französischen Häusern von den russischen Sitten und Einrichtungen Abweichendes und eben deshalb für ihn höchst Merkwürdiges gleichsam nur auszugsweise gesehen, wollte er nun ganz an der Quelle kennen lernen. Er wurde dann durch den Aufstand der Strelitzen zurückberufen, und bald nach dessen Bändigung starb sein Freund Lefort (1699), dessen Tod ihn in große Trauer versetzte. Von seiner Gemahlin Awdotja (Eudoxia), die als Feindin alles Fremden und aller Neuerungen in die Verschwörung verwickelt gewesen, ließ er sich scheiden und sie in das Kloster Susdal schaffen. Auf diese Weise von ihr befreit, suchte er sich nun mit der Hoffnung zu trösten,

noch die Liebe der schönen Anna Mons zu gewinnen, deren Vater inzwischen gestorben war. Ihr, die für ihn das Ideal edler Weiblichkeit war, galt sein erster Besuch nach dem Blutgericht, das er über die Empörer gehalten, die es zunächst darauf abgesehen hatten, das blühende Kukuistädtchen, als Brutnest aller Neuerungen Peters, von der Erde zu vertilgen, und seinen ketzerischen Bewohnern die Hälse abzuschneiden, aber von dem wachsamen General Gordon, der ihnen mit seinen treu gebliebenen Truppen entgegenrückte, selbst theils niedergeschmettert, theils gefangen genommen wurden. Allein er sollte diesen Sieg, der Peters Thron rettete, nicht lange überleben. Er starb wenige Monate später als Lefort. Mit ihm ging das siebzehnte Jahrhundert zu Ende und der Beginn des achtzehnten brachte einen neuen Günstling, der das Wohlgefallen des jungen Zaren zunächst dadurch gewonnen, daß er bei der Hinrichtung der gefangenen Rebellen auf dem Kreml am eifrigsten mitgewirkt und im Kopfabschlagen eine erstaunliche Geschicklichkeit und Leibeskraft offenbarte. Dieser neue Günstling, der zwei Jahre jünger als Peter war, sich übrigens schon früh hervorgethan und es unter Gordon bis zum Generalmajor gebracht hatte, hieß Alexander Mentschikow.

Peter ging bei seinem erneuten Werben um die Liebe Annas mit großer Vorsicht zu Werke. Er bestürmte sie nicht, sondern suchte sie allmählich zu gewinnen. Er schenkte ihr sein Bild in kostbarem Rahmen, sicherte ihr und ihrer Mutter eine lebenslängliche Rente zu, und außerdem erhielt sie einige Dörfer mit den dazu gehörigen Ländereien und Leibeigenen, wodurch ihr alle Vorrechte einer adeligen Gutsbesitzerin zu theil wurden.

Der große nordische Krieg hielt den Zaren lange von Moskau fern. Im Jahre 1702 war in der deutschen Kolonie der sächsische Gesandte von Königseck eingetroffen, der ebenfalls im Hause Mons' Zutritt fand und in Peters Ge-

folge den Zug nach Nöteburg am Ladogasee mitmachte. Während der Belagerung dieser — später in Schlüsselburg umgetauften — Festung kam Königseck auf eine seltsame Weise ums Leben. Peter ließ seine Papiere untersuchen, in der Vermuthung, solche auf sein heimliches Bündniß mit August II. von Sachsen bezügliche darunter zu finden; statt dessen fand er Briefe von Anna Mons, welche ihm keinen Zweifel darüber ließen, daß der sächsische Gesandte gleichsam im Fluge ihre Liebe gewonnen, um welche der allmächtige Zar so lange und innig vergebens geworben. Dieser Schlag traf ihn schwerer als eine verlorene Schlacht. Alle zarteren Gefühle und feineren Neigungen starben seitdem in ihm ab, und dadurch bezeichnet der Schluß seines Liebesromans mit Anna Mons einen bedeutenden Wendepunkt in seinem Leben. Hätten die Briefe, die er im Nachlasse des Herrn von Königseck von ihr gefunden, ihn irgend zu der Annahme berechtigt, daß der Geliebte sich ihrer Gunst im gemeinen Sinne des Wortes zu erfreuen gehabt, so würde er sicher kurzen Proceß mit ihr gemacht haben, so aber begnügte er sich damit, sie und ihre Mutter durch mehrjährigen Hausarrest zu bestrafen, dem erst durch die Vermählung Annas mit dem preußischen Gesandten von Kayserling (1710) ein Ende gemacht wurde. Doch sollte Anna in der Liebe ebenso wenig Glück finden wie Peter. Sie verlor ihren Gemahl schon auf der Hochzeitsreise, welche nach Deutschland ging, und kehrte als Wittwe nach der deutschen Vorstadt von Moskau zurück, wo sie drei Jahre später eine neue Ehe mit dem schwedischen Oberst von Müller einging, aber schon im folgenden Jahre starb.

Daß Anna Mons Peters große Eigenschaften wohl zu schätzen wußte und ihm in Verehrung theilnahmvoll zugethan war, geht aus den Briefen, welche sie ihm in die Ferne schrieb, überzeugend hervor; allein daß sie ihn nicht so lieben konnte,

wie er es wünschte, wird Jeder begreifen, wer genauer über seine persönlichen Eigenheiten unterrichtet ist, die keineswegs dazu angethan waren, zartbesaiteten Frauen zu gefallen. Das Schicksal führte ihm denn auch bald eine für ihn passendere Lebensgefährtin in der Person der Martha Skawronskaja, geb. Rabe, entgegen, die er bekanntlich im Hause Mentschikows kennen lernte, welcher sie im schwedischen Lager zu Schlüsselburg gefangen genommen hatte und nun gern seinem Gebieter überließ, der ihn zum Fürsten und seine Martha später unter dem Namen Katharina zur Kaiserin machte.

Die Liebesepisode mit Anna Mons durfte nicht unerwähnt bleiben bei Hervorhebung des tiefgehenden Einflusses, welchen Peters Aufenthalt in der deutschen Sfloboda auf seine Reformen und sein ganzes späteres Leben geübt.

Gerade die völlige Absonderung der Ausländer von den Russen hatte unter den Vertretern der verschiedenen Kulturvölker einen Wetteifer entfacht, es einander zuvorzuthun, der das Kukuistädtchen rasch zu solcher Blüthe hob, daß die Gesandten und Reisenden jener Zeit — Baron von Mayerberg, Graf von Carlisle, Père Avril, Corneille de Bruyn, de la Neuville u. s. w. — mit Bewunderung darüber berichteten.

Wie schmerzlich mußte es nun auf den, von seinen Eindrücken in der deutschen Kolonie ganz bezauberten Peter wirken, zu gewahren, daß seine Russen die Fremden verabscheueten und wie Aussätzige behandelten, statt sich ein gutes Beispiel an ihnen zu nehmen! Wie groß der Unterschied zwischen dem damals unergründlich schmutzigen, fast ganz aus Blockhäusern bestehenden Moskau und der schmucken, von Sauberkeit glänzenden deutschen Kolonie war, kann man am besten aus den Schilderungen der oben erwähnten Schriftsteller ersehen, besonders aus denen de la Neuvilles.

Erst nachdem Peter fast ein Jahrzehnt hindurch vergebens

bemüht gewesen war, die Vorurtheile seiner trägen und stumpfsinnigen Moskowiter gegen die Fremden zu bekämpfen, beschloß er, eine größere Stadt ganz nach europäischem Muster zu gründen, in welcher den Fremden alle möglichen Begünstigungen gewährt werden sollten, um sie in großer Zahl heranzuziehen, und ihre geregelte Thätigkeit, ihre Sitten, Lebens- und Verkehrsweise vorbildlich auf die Russen wirken zu lassen. Das Jahr 1703, in welchem die Gründung Petersburgs begann, ist dasselbe, in welchem, nach dem Bruch mit Anna Mons, seine Besuche im Kukuistädtchen aufhörten, dessen Bewohner zum größten Theil allmählich nach Petersburg übersiedelten, wohin die Russen anfänglich nur durch Zwangsmittel zu bringen waren.

Sein täglicher Verkehr mit Fremden trieb den rastlos wißbegierigen Peter schon früh, auch ihre Sprachen kennen zu lernen, was natürlich nur in sehr oberflächlicher Weise geschehen konnte, da er eine gründliche Bildung überhaupt nicht erhalten hatte. So wirbelten in seinem Kopfe fortwährend verschiedene Sprachen durch einander und in keiner einzigen wußte er sich schriftlich correct auszudrücken. Es kam ihm auch gar nicht auf die Form an, sondern immer nur auf die Sache; er schrieb seine Briefe nicht, wie Katharina II., zur Ausfüllung müssiger Stunden oder um blendend in die Ferne dadurch zu wirken, sondern griff nur zur Feder, wo er seine Anweisungen und Befehle nicht mündlich geben konnte: seine Briefe tragen sämmtlich Zeugniß von seinem unablässigen Wirken zum Wohl seines Landes, wie er es verstand. Deshalb verschlug es ihm wenig, wie die Worte aus der Feder sprangen, da er sicher war, von den an seine Ausdrucksweise gewöhnten Untergebenen immer verstanden zu werden, selbst wenn er Worte gebrauchte, deren Sinn zu erforschen heute jedem uneingeweihten Schriftgelehrten viel Kopfzerbrechens verursachen dürfte. So kommt z. B. in einem Briefe

(vom 8. August 1718) an den Flottenkapitän Ssinäwin das Wort „Phergerung“ vor, welches nur aus dem Zusammenhange des Satzes verständlich wird, welcher dem Kapitän befiehlt, mit einem rebellischen Untergebenen eine „Phergerung“, d. h. ein Verhör anzustellen. Unser h wird im Russischen zu einem g; für ö haben sie keinen entsprechenden Laut; ph ist mit v leicht zu verwechseln, und so erklärt sich die Neubildung des Wortes Verhör im zarischen Munde ganz natürlich. Statt „mein Herzenskind“ schreibt er „min Gerzenkin“; statt „Kamerad“ „Kamarat“ u. s. w.

Peter hat auch ein „Lexikon neuer Vocabeln alphabetisch“ hinterlassen, worin er in russischer Sprache seine eigene Uebersetzung der im Staats- und Kriegswesen, sowie in manchen Wissenschaften gebräuchlichen Fremdwörter bietet, wie sie ihm ins Ohr geklungen und im Gedächtniß hängen geblieben sind. Da ist denn aus Pasquille Paschkwehli, aus Convoi Kamwoi, aus Kaserne Kasarma geworden. Die Apotheke bezeichnet er als „Heilhaus“ und die Aerzte als „Verbotsmenschen“, wahrscheinlich in Erinnerung an ihre Ermahnungen, ein etwas mäßigeres Leben zu führen, als er gewohnt war. Einen Brief an seine Katharina schließt er charakteristisch mit den Worten: „Sei nicht traurig, daß ich schlecht schreibe; gestern haben wir die Schiffe besucht — und was besorgst Du meinetwegen? Gottlob, ich bin gesund und hatte keine Krankheit außer der gewöhnlichen, — — dem Katzenjammer.“ —

* * *

Die Zustände eines Landes, wo alles von der Willkür eines Einzelnen abhängt, dessen Gewalt über Gut und Leben seines Volks durch nichts gehemmt wird als durch den Widerstand, den sie findet, bringen es mit sich, daß nach völliger Ueberwindung dieses Widerstandes kein Gefühl persönlicher Würde mehr aufkommen kann.

Der Mangel dieses Gefühls ist es denn auch, was die Russen, und die meisten Slaven überhaupt, von allen anderen europäischen Völkern wesentlich unterscheidet.

Jedem Fremden, der nach Rußland kommt, muß es zuerst seltsam auffallen, wie das noch seiner Nationaltracht — welche im Sommer beim gemeinen Manne einfach aus einem über den Pumphosen getragenen, farbigen, von einem Gürtel oder Tuche umwundenen Hemde besteht — treu gebliebene Volk sich hier so ganz anders geberdet als die Bauern und Arbeiter in seiner Heimath. Man kommt ihm überall mit einer geschmeidigen, unterwürfigen Höflichkeit entgegen, die sein Selbstgefühl steigern mag, wenn er eitel ist, und ihn jedenfalls nicht unangenehm berührt. Die Droschkenführer wetteifern in einschmeichelnder Freundlichkeit und im Anpreisen der unvergleichlichen Trabkraft ihrer Pferde, um ihn zu einer Fahrt zu verlocken; die auf den Straßen allerlei Erfrischungen anbietenden Händler machen, unter ihrer Last keuchend, doch das freundlichste Gesicht dazu; die jungen Burschen vor den Kaufbuden erschöpfen sich in Versicherungen, daß man nur einzutreten brauche, um die kostbarsten Schmucksachen halb geschenkt zu bekommen. Sie machen sämmtlich den Eindruck von gutmüthigen, äußerst rührigen und ausdauernden Menschen, bei denen von Haß gegen die Fremden nichts zu spüren ist; man kann ihnen nie ernstlich böse werden, selbst wenn man erfährt, daß Allen der Schelm im Nacken sitzt; denn man lernt bald erkennen, daß sie von Recht und Unrecht nur sehr schwankende Begriffe haben können, da in Rußland die Scheidelinie zwischen beiden nirgends scharf gezogen ist. Wo die Bestechlichkeit der Beamten sprichwörtlich geworden ist, kann kein wirkliches Rechts- und Ehrgefühl unter dem Volke aufkommen, und wo beides fehlt, da fehlt auch die persönliche Würde. Diese habe ich nur bei solchen Russen gefunden,

welche durch ihre Erziehung, ihre Machtstellung und günstige Vermögensumstände vor der Versuchung bewahrt geblieben, vom Pfade strenger Redlichkeit abzuweichen.

Die Mehrzahl der vielköpfigen Beamtenwelt ist durch ihre unzureichende Besoldung, welche oft in seltsamem Mißverhältniß zu den hochklingenden Titeln der Angestellten steht, geradezu darauf angewiesen, hohle Hände zu machen, um mit einigem Anstand leben zu können. Es macht deshalb auf jeden Kundigen immer einen tragikomischen Eindruck, wenn die Zeitungen ab und zu einen eklatanten Fall melden von der Bestrafung eines hochgestellten Beamten oder Generals, wegen entdeckter ungeheuerlicher Unterschleife. Sie könnten ebenso viele Fälle melden von Leuten, die an ihrer Redlichkeit zu Grunde gegangen, weil sie sich eben dadurch mächtige Feinde gemacht, denen sie unbequem waren. Von einigen Fällen der Art, die ich fern von Moskau miterlebte, wird später die Rede sein.

* * *

Im Hause Galizin lernte ich das russische Leben nur von der guten Seite kennen; dasselbe kann ich von den anderen großen Häusern sagen, in welche ich bald eingeführt wurde.

Die neuen Bekanntschaften machten sich auf die bequemste Weise von der Welt, gleichsam von selbst; ich brauchte mich gar nicht darum zu bemühen. Der erste bedeutende Russe von höherer Bildung, der mir näher trat, war der damals schon hochbetagte Fürst Wjäsemsky (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Dichter, den ich weit später kennen lernte), der Vater der Fürstin Galizin, ein auffallend schöner Greis von hohem Wuchs und geistvollem Gesicht. Seine Erinnerungen reichten noch weit in das vorige Jahrhundert zurück; er hatte in Göttingen studirt, dort mit Heyne, Lichtenberg und Bürger verkehrt, sich mit unserer Sprache und Litteratur völlig ver-

traut gemacht und bis in seine alten Tage eine besondere Vorliebe für Deutschland behalten, das er bei längerem Aufenthalt nach allen Richtungen kennen gelernt.

In Fürst Wjäsemsky fand ich den ersten Russen, der über die damaligen deutschen Zustände einigermaßen orientirt war. Ich mußte ihm nun ausführlich von den Wandlungen erzählen, die in meinem engeren Vaterlande sich vollzogen hatten, seit der starrköpfige Herzog von Cumberland, Ernst August, König von Hannover geworden und sein Regiment gleich damit begonnen, das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 aufzuheben, um die Machtbefugnisse der Krone zu erweitern. Ich konnte nur berichten, daß zur Zeit meiner Abreise im Lande noch die größte Verwirrung herrschte und alle redlichen Gemüther empört waren über das frevelhafte Spiel mit Recht und Eiden, das der König getrieben, um seine persönlichen Machtgelüste zu befriedigen. Den Beamten oder „Königlichen Dienern", wie der neue Herrscher sie nannte, blieb nichts übrig als, im Zwiespalt mit ihrem Gewissen, den neuen Diensteid zu schwören, wenn sie ihre Stellen nicht verlieren wollten; die einzigen, die sich dessen weigerten, waren die sieben Göttinger Professoren, welche öffentlich gegen die Königliche Rechtsverletzung protestirten und deshalb auswandern mußten. Ihre Brustbilder, auf Einem Blatte pyramidal gruppirt, wurden an allen Schaufenstern ausgestellt und massenhaft verkauft; sie leuchteten als tröstliches Siebengestirn in die verdüsterten Gemüther, welche ertragen mußten, was sie nicht ändern konnten, da das Heer auf Seiten des Königs stand und jeden Aufstandsversuch schnell unterdrückt haben würde. Dazu kam, daß auch vom Bundestage nichts zu erwarten war, der den alten deutschen Spruch, „Gewalt geht vor Recht" schweigend guthieß ...

„Das war allerdings ein seltsames Jubiläum der berühmten Universität Göttingen!" sagte der Fürst, in Erinnerung daran,

daß die Georgia Augusta im Jahre 1837 gerade auf ein Jahrhundert ihres Bestehens zurückblickte.

Für mich war der Umschwung der Dinge in Hannover bis dahin das bedeutendste politische Erlebniß gewesen. Die freudige Bewegung, welche durch das Land ging, als es nach dem Tode Wilhems IV. zur Gewißheit geworden, daß an die Stelle eines bloßen Statthalters nun ein wirklicher König treten und Hannover dadurch zu voller Selbstständigkeit gelangen werde, hatte auch mich mit hingerissen, obwohl ich noch zu jugendlich unreif im Urtheil war, um das Glück ganz zu begreifen, welches aus dem Wechsel der Dinge erwachsen sollte. Allein ich hörte überall die frohe Erwartung laut werden, daß ein englischer Prinz, im Lande der Freiheit aufgewachsen, nun als König von Hannover seinem Volke auch alle Segnungen der Freiheit bringen werde, die England groß gemacht. Als dann das Gegentheil eintrat und der König allen billigen Erwartungen Hohn sprach, verstand ich von dem Unglück, das man beklagte, nicht viel mehr als von dem früher erhofften Glücke, „Doch sah ich manches Auge blitzen Und klopfen hört' ich manches Herz“ — und die Stimmen der Entrüstung, welche sich in ganz Deutschland über das Willkürregiment des starrköpfigen Ernst August vernehmen ließen, fanden auch in meinem Herzen Widerhall. Ich verschlang die trotz aller polizeilichen Verbote von Hand zu Hand gehenden Zeitungen und Flugschriften, welche mit dem Könige scharf ins Gericht gingen und in der Zustimmung aller von ihm unabhängigen Männer ihre Bestätigung als wahren Ausdruck des Volksgewissens fanden.

Die Gewißheit, die ich nun einige Jahre später gewann, daß in Rußland jene mich so tief erregenden Ereignisse sogut wie unbemerkt geblieben waren, ließ mich zum ersten Male klar erkennen, welche klägliche Rolle die deutsche Kleinstaaterei in der Welt spielte. Es kam mir häufig genug vor, daß

Niemand vom Dasein eines besonderen Königs von Hannover wußte und man mich als Hannoveraner für einen Engländer hielt...

Der alte Fürst Wjäsemsky hatte sich in zweiter Ehe mit einer verwittweten Frau von Bering verheirathet, die ihm gleich drei erwachsene Töchter mit ins Haus brachte, wovon eine, Fräulein Merope, bedeutenden Einfluß auf mich gewinnen sollte. Mir war bis dahin noch keine Dame vorgekommen, die soviel Anmuth mit Geist und Wissen vereinigte, wie ich in ihr fand und immer aufs neue bewundern mußte, da sie keine Spur von Blaustrumpf an sich hatte und es durchaus nicht darauf absah mit ihren Gaben zu glänzen. Auch offenbarte sich ihre Ueberlegenheit nicht sowohl in sprühenden Geistesfunken und pikanten Absonderlichkeiten, als in der Selbstständigkeit ihres Urtheils, das sich durch kein Blendwerk irre machen ließ. Sie hatte eine eigene Art, die Dinge anzusehen, ein natürliches Gefühl für das Echte und Natürliche; alles Gemachte und Gespreizte war ihr zuwider. Sie entzog sich nicht den geselligen Anforderungen der großen Welt, fand aber keine geistige Befriedigung darin, da es meist an belebenden Elementen fehlte und die in den vornehmen Kreisen übliche Art des Verkehrs kaum eine Unterhaltung von zusammenhängendem Inhalt aufkommen ließ.

Die erwachsenen Söhne der alten Bojarenfamilien dienten meist in Petersburg oder im Kaukasus. So war Ueberfluß von jungen Damen und Mangel an jungen Herren, während die älteren wenig Anregendes in der Unterhaltung zu bieten hatten. Dazu kam, daß gewöhnlich zwei oder drei Sprachen durcheinander gewirbelt wurden; zuweilen auch vier, und wenn gesungen werden sollte, fünf. Französisch gab den Ton an, aber das heimische Russisch konnte doch nicht unterdrückt werden, und Englisch war damals so in die Mode gekommen, daß die

jungen Damen immer gern etwas davon zum Besten gaben; Deutsch wurde auch nicht ganz vernachlässigt und beim Singen ließ man sich gern Italienisch hören.

Bei vollendeten Weltdamen, besonders bei solchen, welche auch die fremden Länder bereist hatten, deren Sprachen sie redeten, bestand nun der Glanz der Unterhaltung darin, den Teppich der Rede aus verschiedenen Sprachfäden so geschickt zu wirken, daß es ein blendendes Ganzes gab. Die Hauptsache blieb aber immer ein tadelloses Französisch, welches sich bei guter Erziehung und edler Abkunft gleichsam von selbst verstand. Der kleinste Verstoß in der Satzbildung oder Aussprache hatte unausbleiblich so böse Nachrede zur Folge wie in weniger vornehmen Sphären ein sittliches Vergehen. Deshalb standen auch französische Gouvernanten, welche frisch von Paris kamen und sich ganz rein erhalten hatten von der Kenntniß jeder andern Sprache, weit höher im Preise als solche, deren Ausbildung sie befähigte, in verschiedenen Zungen zu reden, also die Vorzüge der großen russischen Damen zu theilen.

Im Hause des Fürsten Wjäsemsky war der deutsche Einfluß vorherrschend geblieben, wenn es auch die Verhältnisse mit sich brachten, daß im geselligen Verkehr Französisch geredet werden mußte. Der alte Herr machte sich aus der großen Welt, die er am Hofe Katharinas II., Pauls, Alexanders I. und Nikolaus bis zum Ueberdruß kennen gelernt, gar nichts mehr, unterhielt aber einen lebhaften Verkehr von Haus zu Haus mit seiner Tochter Galizin. Er hatte aus seiner zweiten Ehe einen sehr begabten Sohn, der mit meinem jüngern Zögling von gleichem Alter war und den er immer mitbrachte, wenn er kam. Er ließ den Knaben auch theilnehmen an den Tanzstunden meiner Zöglinge und ihrer Schwestern, und während der Zeit kam der alte Herr immer auf mein Zimmer gestiegen,

um sich mit mir zu unterhalten, wobei ich über vieles belehrt wurde, was sich aus Büchern nicht lernen läßt. Auch mit Fräulein Merope von Bering fand ich häufig Gelegenheit zu tieferem Gedankenaustausch und lernte immer mehr die Fülle ihres Wissens, die Schärfe ihrer Beobachtungsgabe und die Feinheit ihres Urtheils bewundern. Sie vermählte sich später mit dem Civilgouverneur von Moskau, Nowossilzow, einem ehemaligen Zögling des deutschen Bühnendichters Ernst Raupach ...

Unter den übrigen Galizinschen Verwandten, welche näheren Verkehr mit mir suchten, thaten sich besonders die Familien Wassiltschikow und Olssufiew hervor.

Wassiltschikow war ein großer Würdenträger im Staats- und Hofdienst gewesen, besaß das Vertrauen des Kaisers in hohem Grade und wurde von ihm noch oft zu längerem Aufenthalte nach Petersburg gezogen, während seine Gemahlin sich mit großem Eifer der Erziehung ihrer Kinder in dem stilleren Moskau widmete. Auf ihren Reisen hatte sie eine besondere Vorliebe für England gewonnen und ließ deshalb ihre Kinder unter der Leitung eines gelehrten englischen Theologen erziehen, der seine akademischen Würden auf der Universität Cambridge erworben. Mr. Thomas Shaw war zur Zeit, da ich ihn kennen lernte, ein angehender Dreißiger von schon stattlichem Leibesumfange, den er mit Würde zu tragen wußte. Er waltete seines Amtes mit gemessener Feierlichkeit und wußte seinen Unterrichtsstunden schon dadurch eine gewisse Weihe zu verleihen, daß er sie immer in Talar und Barett gab und mit Gebet begann. Daß er mit seinen Zöglingen das neue Testament in griechischer Sprache las, machte die Mutter ganz glücklich; sie glaubte dadurch mit ihren Kindern dem Himmel um viele Stufen näher zu kommen ...

Mochte jede Familie es im einzelnen mit der Erziehung ihrer Kinder halten, wie sie wollte, — in der Hauptsache

herrschte überall, soweit meine Beobachtung reichte, das ernste Bestreben, die heranwachsende Jugend durch sorgfältige Ausbildung aller Fähigkeiten für ihre künftige Lebensaufgabe würdig vorzubereiten.

Daß die häusliche Erziehung und Ausbildung bei gewissenhafter Leitung große Vorzüge vor den öffentlichen Lehranstalten, besonders in Rußland, hat, liegt auf der Hand. Der Lehrer kann genau die Fähigkeiten seiner Schüler ermessen und seinen Unterricht danach einrichten, um das, was sie lernen, zu einem wirklich lebendigen Wissen zu machen, das ihnen selbst Freude macht und sie zum Weiterstreben anspornt. In einem Gymnasium hingegen kann der Lehrer nicht auf die Begabung jedes einzelnen Schülers besondere Rücksicht nehmen; der Unterricht ist auf ein Mittelmaß von Fähigkeiten berechnet, dem viele nicht gewachsen sind, während andere es weit überragen. So bleibt die Mehrzahl darauf angewiesen, durch mühsamen Erwerb todten Gedächtnißkrams die Mannigfaltigkeit des Wissens zu erlangen, welches beim Examen gefordert wird, um bald wieder vergessen zu werden.

Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Russen den im Gegensatz zu ihnen sogenannten europäischen Culturvölkern in natürlicher Begabung durchaus nicht nachstehen, und daß nur die eigenartigen Verhältnisse des Landes so wenige haben zu voller Entwickelung gelangen lassen.

Ich war in Moskau oft auf das höchste überrascht, unter den Söhnen vornehmer Häuser, im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren, solche zu finden, die bei gleichmäßiger Ausbildung des Körpers und Geistes durch ihre Fülle lebendigen Wissens, Gewandtheit des Ausdrucks und Klarheit des Urtheils zu den höchsten Erwartungen berechtigten. Sie trieben die alten Sprachen mit demselben Eifer wie die neuen, weil nach derselben Methode, welche zur Erlernung jeder Sprache

die einzig vernünftige und naturgemäße ist. Die deutschen Lehrer waren gezwungen, sich dieser Methode zu fügen und hatten dann selbst ihre Freude daran, indem sie einsahen, daß sich dadurch in einem Jahre mehr lernen läßt, als sie selbst in ihrer Jugend in vier Jahren auf deutschen Schulbänken lernen konnten.

Daß nun trotzdem die deutsche Gelehrsamkeit höher in der Schätzung der Welt steht als die russische, erklärt sich leicht aus dem grundverschiedenen Entwickelungsgang beider Völker, welcher in Deutschland weit früher Universitäten als Kasernen schuf, während die russische Geschichte, soweit sie Europa berührt, überhaupt erst mit den Kasernen beginnt, die Peter der Große nach deutschem Muster bauen ließ.

In Deutschland entwickelten die Universitäten sich selbstständig aus dem Volke heraus und schufen sich ihre eigenen Verfassungen als Stätten freier Vereinigung zur ungehinderten Pflege der Wissenschaft; die ihnen vom Kaiser verliehenen Privilegien kamen erst hinterher, schon unabhängig Bestehendes durch Bestätigung anerkennend.

Im eigentlichen Rußland haben ähnliche Anstalten nie bestanden, nie bestehen können, als unvereinbar mit dem herrschenden Staatsprincip, alles von oben herab zu regeln mit alleiniger Rücksicht auf die handgreiflichen Bedürfnisse des Staates, welcher Soldaten, Aerzte, Priester und Advokaten brauchte, für deren Ausbildung gesorgt werden mußte. Zu dem Zwecke gab es Kriegsschulen, Rechtsschulen und theologische Seminare. Die Aerzte konnten ihre Studien auf der Universität der alten Hansastadt Dorpat machen, welche Gustav Adolf 1632 gegründet hatte. Sie vermochte aber in den unruhigen Zeiten nicht zu rechter Blüthe zu gelangen. Im Jahre 1710 ging sie ganz ein und wurde erst durch Alexander I. 1802 wieder hergestellt und zwar nach deutschem Muster, da

sie ursprünglich nur für die Ostseeprovinzen bestimmt war. Bald kamen aber auch Studirende aus allen Theilen des russischen Reiches nach Dorpat gezogen, wo alle Collegia, mit Ausnahme derjenigen über russisches Recht, in deutscher Sprache gelesen wurden. Die Universität wußte unter den schwierigsten Verhältnissen und fortwährenden Anfeindungen der altrussischen Partei ihre Ausnahmestellung im Reich mit großem Takt zu behaupten, indem sie immer die tüchtigsten Lehrkräfte aus Deutschland heranzog und sich von allen politischen Umtrieben fernhielt; daß sie trotzdem jetzt, unter dem Zwange der in Petersburg zur Herrschaft gelangten panslavistischen Partei, ihrer völligen Russificirung entgegengeht, ist bekannt genug und bezeichnet für das Zarenreich selbst die Rückkehr zur Barbarei.

Unter den russischen Universitäten, welche sämmtlich erst in diesem Jahrhundert entstanden sind (Moskau und Wilna 1803; Kasan und Charkow 1804; Petersburg 1819; Kiew 1834), ist keine, welche auch nur annähernd an Bedeutung der zu Dorpat gleichkommt, obgleich sie angeblich alle nach deutschem Muster eingerichtet wurden. Sie sind nämlich bloß darauf berechnet, die Studenten zum Eintritt in den Staatsdienst vorzubereiten, d. h. ihnen nach bestimmten Vorschriften dienigen Kenntnisse beizubringen, welche sie befähigen, als Aerzte, Sachwalter, Beamte und Lehrer in das Berufsleben einzutreten. Von akademischer Freiheit in unserem Sinne des Worts, wonach jede wissenschaftliche Richtung und Ueberzeugung sich zwangslos äußern kann und den Studenten die Wahl der Vorlesungen überlassen bleibt, ist dabei so wenig die Rede, wie von innigen geselligen Verbindungen im Gegensatz zum Philisterthum, und damit fehlt so ziemlich alles, was den eigentlichen Lebensodem deutscher Universitäten ausmacht. Der russische Student darf sich nicht einmal kleiden wie er

will: er muß eine Uniform tragen, an der Seite einen kleinen Degen und auf dem Kopfe einen großen dreiwinkeligen Hut. — Daß diese Mittel keineswegs ihren Zweck erreichen, die jungen Leute vor Ausschreitungen zu bewahren, sehen wir am deutlichsten aus den häufigen Zeitungsberichten über die Conflicte der rebellischen Studenten mit der Regierung, während in Dorpat, wo die Studenten sich freier bewegen konnten, immer alles in schönster Ordnung blieb, bis die Regierung diese althergebrachte Ordnung durch barbarische Neuerungen störte. Bei ernsterem Nachdenken über die tiefgehenden Unterschiede zwischen den höheren Bildungsanstalten in Rußland und wirklichen Kulturländern kommt man auf den wichtigen Satz zurück, aus welchem sich alle russischen Wunderlichkeiten erklären: daß es an einem gefesteten Mittelstande gebricht, an einem wirklichen Bürgerthum, das in allen civilisirten Ländern der Hauptträger nationaler Sitte, Bildung und Ordnung ist.

Ein solches Bürgerthum, wie es einst unter dem Einflusse der Hansa, in Groß-Nowgorod bestanden, hat in Rußland nicht wieder aufkommen können, weil der Tschin oder die Rangordnung, wonach das Ansehen jedes Einzelnen geschätzt wird, es unmöglich macht. Die ganze Staatsordnung ist nämlich auf diesen Tschin eingerichtet, welcher die officielle Menschheit in vierzehn Klassen theilt, beim Fähnrich beginnend und aufsteigend bis zum General-Feldmarschall. Beim Civil entspricht der Rang eines Collegienregistrators dem eines Fähnrichs, und der des kaiserlichen Kanzlers dem des General-Feldmarschalls, dem in der Flotte auch der General-Admiral gleichsteht.

Eine ähnliche Rangordnung besteht auch bei uns, aber die Unterschiede sind doch groß; Jeder kann sie sich selbst nach den hier folgenden Bemerkungen klar machen.

Schon die vierzehnte oder unterste Rangklasse schließt die

Rechte des persönlichen Adels in sich. Mit der achten Rangklasse (Major und Collegienassessor) beginnt der erbliche Adel; mit der vierten Rangklasse (General-Major oder Wirklicher Staatsrath) beginnt der Titel „Excellenz“, der bei den kommandirenden Generalen und Wirklichen Geheimräthen in „Hohe Excellenz“ (Wüssokoprewoßchoditelstwo) gesteigert wird.

In der deutschen Gelehrtenwelt gehört die Verleihung des Prädikats „Excellenz“ zu den seltensten Ereignissen; selbst so weltberühmten Männern wie Ranke und Langenbeck wurde diese Auszeichnung erst in ihrem hohen Alter zu theil; in Rußland hingegen giebt es keine Universität, kein Gymnasium, überhaupt keine größere Lehranstalt, an welcher nicht eine Anzahl von Excellenzen als Lehrer wirkten. Der Titel wird nicht als eine besondere Auszeichnung verliehen, sondern hängt zusammen mit dem Range, der sich im Laufe der Zeit von selbst ergiebt. Ein Lehrer, oder Arzt, der es im Laufe von zwanzig Jahren nicht bis zum Staatsrath gebracht, müßte schon besonderes Unglück gehabt haben. Wer auf einer russischen Universität sein Doctorexamen bestanden hat, gewinnt damit zugleich den Rang eines Majors oder Collegienassessors, wonach es dann bis zum Staatsrath nur noch ein paar Stufen zu überklimmen giebt. Der Magister hat Hauptmannsrang; der Kandidat steht in gleichem Range mit dem Stabskapitän und der Student mit dem Lieutenant.

Söhne armer Eltern können, nach genügender Vorbildung, sich als Kronstudenten einschreiben lassen und erhalten dann in der Universität freie Wohnung, Beköstigung und Unterricht, gegen die Verpflichtung, nach vollendeten Studien, der Krone, welche die Kosten ihres Unterhalts getragen, eine Reihe von Jahren hindurch zu dienen, wofür sie eine geringe Entschädigung erhalten, die aber immerhin ausreicht, ihr Leben

zu fristen. Diese Kronstudenten, die immer nach Hunderten zählen, werden meist zu Aerzten herangebildet und in entfernte Gegenden des Reiches geschickt, wohin besser gestellte junge Leute aus eigenem Antriebe nicht so leicht gehen würden.

Man sieht, die Regierung hat es an nichts fehlen lassen, um die Studien in ihrem Sinne zu fördern und es selbst dem Aermsten zu ermöglichen, durch eigene Tüchtigkeit, oder, was weit wirksamer ist, durch wohlwollende Gönnerschaft eine hohe Sprosse auf der staatlichen Rang- und Ordenleiter zu erklimmen. Es sollte dadurch eine gewisse Ausgleichung zwischen den Zufälligkeiten der Geburt und des Besitzes erstrebt werden, da nach russischem Gesetz selbst die Sprößlinge der ältesten Adelsfamilien alle Vorrechte verlieren, wenn sie nicht im Staats- oder Heerdienst einen gewissen Rang errungen haben.

Peter der Große handelte sehr weise, seine Bojaren durch Dienstzwang aus ihrer alten Versumpfung herauszureißen; er that auch alles, was er vermochte, um einen Bürgerstand im deutschen Sinne des Wortes zu bilden, allein seine Anstrengungen wie diejenigen seiner Nachfolger sind in der Richtung vergeblich gewesen, weil dem Volke der ihm durch Jahrhunderte eingeprägte Sklavensinn zu tief im Fleisch und Blut saß, um wahren Bürgersinn aufkommen zu lassen. Auch erwies sich der oben erörterte Tschin dabei als ein großes Hemmniß, da die Uniform oder Montur, welche jeder Angehörige der geschilderten vierzehn Rangklassen tragen mußte, ihn vor den polizeilichen Uebergriffen schützte, denen die im Kaftan einherwandelnden sogenannten Bürger bei jedem Anlaß noch so geringer Art ausgesetzt waren. Die unteren Polizeibeamten sind so schlecht gestellt, daß sie ohne Nebenverdienst nicht auskommen können, und dazu findet sich, abgesehen von anderen Fällen, so oft Gelegenheit, als ihnen ein biederer

Bürger in etwas angeheitertem Zustande begegnet, der dann lieber ein Stück Lösegeld opfert, als sich für die Nacht einsperren läßt.

Für das Wort Bürger giebt es im Russischen zwei verschiedene Ausdrücke, wovon der eine, Meschtschanin, dem französischen Bourgeois, der andere, Grashdanin, dem französischen Citoyen entspricht. Der Meschtschanin wird unter allen Umständen als ein gemeiner Kerl behandelt, wenn er sich auch der besten Vermögensumstände erfreut. Selbst der ärmste Tschinownik oder Officier fühlt sich kraft seines persönlichen Adels über ihn erhaben und geht mit ihm demgemäß um. Etwas höher im Ansehen steht der Grashdanin, muß sich aber auch, wenn er ein Bartrusse ist, manches gefallen lassen, was sich ein ausländischer Bürger, selbst wenn er russischer Grashdanin geworden, nicht bieten lassen würde, ohne es zu erwidern. Um dies zu veranschaulichen, will ich von vielen Beispielen, deren Augen- und Ohrenzeuge ich war, hier nur das harmloseste erzählen.

Ich ging während des Winters jeden Sonntag Nachmittag auf ein Stündchen in eine Schweizer Conditorei auf der „Schmiedebrücke" (Kusnetzky most), um bei einem Glase Punsch die deutschen Zeitungen zu lesen. Da begab sich's einmal, daß ein ziemlich wüst aussehender russischer Officier eintrat und in seinem weitaufgebauschten, schäbigen grauen Mantel mit Pelzkragen sich so ungeziemend geberdete mit Räuspern und Ausspucken, daß er alsbald die Aufmerksamkeit aller Gäste erregte.

„Gieb mir einen Bittern! aber kräftig muß er sein, hörst Du? Es ist kalt heute! Brrrrr!" sagte er, mit lauter Stimme sich erst an den Conditor wendend und dann zu den Gästen umschwenkend, wie um deren Zustimmung herauszufordern, und dabei ein gemüthliches Gespräch anzuknüpfen. Als er

aber bemerkte, daß Niemand Lust verspürte, sich mit ihm einzulassen, wandte er sich wieder dem Conditor zu, der das gefüllte Glas vor ihn auf einem Teller hinstellte mit den Worten: „Hier hast Du Deinen kräftigen Bittern!“

Einige Augenblicke stand der Officier wie außer sich vor Staunen, schwankend, ob er die Sache ernst oder spaßhaft nehmen solle; dann aber schrie er: „Bist Du betrunken, daß Du wagst, mich zu duzen?“

„Nein, ich bin nicht betrunken, aber ich glaube, Du bist es, da Du damit angefangen, mich zu duzen,“ erwiderte der behäbige Schweizer mit voller Gelassenheit.

„Ich bin ein Officier Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen und will es Dir elenden Wurstmacher (Kalbassnik) einbläuen, mir die gebührende Achtung zu bezeigen, Du Hundesohn (Ssukin ssünn)!“ schrie der Officier, die Hand an den Degen legend, allein in dem Augenblick wurde er von einem herzuspringenden hochgewachsenen jungen Mann mit den Worten beim Arm ergriffen: „Schämen Sie sich! So benimmt sich kein anständiger Officier! Ich stehe auch im kaiserlichen Dienst und verlange Ihren Namen zu wissen, um Sie sofort zur Anzeige zu bringen.“

Der Officier wurde plötzlich so kleinlaut und abgekühlt, als wäre ihm ein Eimer Eiswasser über den Kopf gegossen. Er erging sich in allerlei Entschuldigungen windigster Art, dabei sehr geschickt allmählich seinen Rückzug zur Thüre antretend, durch welche sein Angreifer ihn gern verschwinden ließ. Dieser war Dr. Dietrich, ein schon in jungen Jahren sehr angesehener Arzt von feiner Bildung und höchst einnehmendem Aeußern. In Rußland geboren, sprach er das reinste Russisch, das dem Officier eindringlicher ins Ohr klang als die den Fremdling verrathende Rede des Schweizers.

Hätte die Scene in einem russischen Locale gespielt, so würde Niemand sich darum gekümmert haben, selbst wenn dem Officier noch ganz andere Worte von der Zunge gesprungen wären, als die oben angeführten, die zu den verhältnißmäßig gelindesten gehören. Denn die eigentlichen, allgemein üblichen russischen Kraftworte sind der Art, daß sie sich schriftlich gar nicht wiedergeben lassen, selbst nicht einmal russisch; aber gesprochen läßt sie sich jeder Bartrusse von einem glattrasirten Gesicht, das auf eine Montur hinabblicken kann, lächelnd gefallen, wie eine verblümte Schmeichelei, wenn nur irgend ein Gewinn dabei in Aussicht steht.

Da nun ein großer — um nicht zu sagen, der größte — Theil der studirenden Jugend solchen Schichten der Bevölkerung entstammt, wo Ehrgefühl und persönliche Würde für sinnlose Worte gelten, womit die Deutschen wichtig thun, um sich ein besonderes Ansehen zu geben, so ist es nicht verwunderlich, daß die akademische Bildung in der Art, wie sie betrieben wird, nicht sowohl zu geistiger Befreiung und Erhebung als vielmehr zur Vorbereitung für den Kanzleidienst und sonstige Brotstudien — in den meisten Fällen keineswegs so läuternd auf die Jugend wirkt, wie sie sollte. Die bis in die höchsten Kreise sich erstreckende Bestechlichkeit der Beamten ist sprichwörtlich geworden, wird aber im Leben wie in der Litteratur nicht tragisch, sondern komisch genommen, nicht mit sittlicher Entrüstung verurtheilt, sondern als unerschöpflicher Stoff für pikante Unterhaltung und Schriftwerk verwerthet. Gogols berühmtes Lustspiel „Der Revisor" erreicht seine starke komische Wirkung auf die Russen einzig dadurch, daß es ihnen in sämmtlichen Beamten einer größeren Kreisstadt lauter durchtriebene Gauner vorführt, die sich in raffinirter Spitzbüberei einander überbieten, ohne auch nur eine Spur von Gewissen, Anstands- und Sittlichkeitsgefühl zu offenbaren. Da ist nicht

Licht und Schatten vertheilt, kein redlicher Mensch den Unredlichen gegenübergestellt: es ist eine Veranschaulichung allgemeiner Corruption, bei welcher sogar die beiden Frauengestalten des Stücks — Mutter und Tochter — eine Rolle spielen, welche sie noch unter die Männer stellt. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: wer sich einen Begriff von dem tiefgehenden Unterschiede zwischen russischem und deutschem Wesen machen will, der muß dieses Stück lesen, welches Gogol gar nicht so gemeint hat, wie es genommen wird; denn als er nach dem ungeheuern Heiterkeitserfolge der ersten Aufführung des „Revisor“ in Petersburg in die kaiserliche Loge beschieden wurde und der Kaiser ihm sagte: „Nie habe ich mich so vor Lachen geschüttelt, lieber Gogol, wie bei Ihrem Lustspiel“, soll Gogol geantwortet haben: „Zum Lachen habe ich es eigentlich nicht geschrieben, Majestät.“

So hörte ich wenigstens die Geschichte in Moskau wiederholt erzählen, und die Wandlung, die mit ihm vorging, als er wahrnahm, daß die von seinen satirischen Geißelhieben Getroffenen am lautesten dazu lachten, stimmt zu der Geschichte. Er starb in geistiger Umnachtung.

Ich komme nach dieser Abschweifung auf meine dadurch unterbrochene Schilderung der häuslichen Erziehung in den vornehmen Häusern Rußlands zurück, man wird nun besser die Sorgfalt begreifen, womit sie betrieben wurde, soweit mein Beobachtungskreis reichte.

In den Kreisen, in welche meine Stellung mich führte, herrscht ein klares Verständniß für die Nothwendigkeit, dem heranwachsenden Geschlecht die Quellen abendländischer Bildung ausgiebig zu erschließen, als das einzige Mittel, der immer neu auftauchenden Barbarei mit nachhaltigem Erfolg zu steuern. Denn daß eine einseitig russische Schulung noch lange nicht ausreiche das Volk zu einem Kulturvolke zu machen, sehe man

überzeugend an den Priestern, die, streng von allen fremden Bildungseinflüssen fern gehalten, auch ganz untauglich zum Umgang mit gebildeten Leuten wären und ihrerseits auf das Volk in keiner Weise bildend wirkten. Selbst das Studium der alten Sprachen habe in Rußland durchaus nicht den Erfolg gehabt wie in den Ländern romanischer und germanischer Zunge, wo der Humanismus in seiner Blüthezeit belebend, erfrischend und klärend auf die Geister wirkte und Bildung in die weitesten Kreise trug. Nun wenigstens die Früchte dieser Bildung, wie sie in der Litteratur der romanischen und germanischen Völker so reichlich geboten werden, den Russen zugänglich zu machen, müsse das Streben aller wahren Patrioten sein, um das Volk allmählich auf den von Peter dem Großen gebahnten Wegen weiter zu führen.

In diesem Sinne wurde die häusliche Erziehung geleitet und in den meisten Fällen mit gewünschtem Erfolge, da immer auf die besonderen Fähigkeiten der Schüler Rücksicht genommen werden konnte und diesen dann auch eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. So habe ich, wie schon früher bemerkt, in Moskau junge Leute gefunden, von deren ungewöhnlicher Begabung bei gründlicher Schulung in alten und neuen Sprachen, nebst sonstiger umfassender wissenschaftlicher Bildung, das Höchste erwartet werden durfte. Aber was ist in Rußland das Höchste? Die oberste Rangklasse, der höchste Tschin im Militär oder Civil. Davon ist hier natürlich nicht die Rede; ich meine eine Höhe, die nicht nach Titel und Orden geschätzt wird, und solche ist in Rußland schwerer zu erreichen als in freieren Ländern. Die jungen Leute, von denen ich sprach, hatten von vorn herein gar nicht die Absicht, im Dienst, dem sich Keiner entziehen konnte, länger zu bleiben, als nöthig war, ihre Erbrechte zu behaupten. Sie wollten sich dann, völlig unabhängig gestellt, nur dem Dienste des Volkes widmen,

um für dessen geistige und sittliche Hebung in anderer Weise zu wirken als es von oben herab durch das merkwürdiger Weise sogenannte „Ministerium der Volksaufklärung“ geschehen konnte. Zunächst auf ihren Gütern durch Errichtung von Schulen und Verbesserung der Arbeitsmethoden; dann durch Schriften, um alle Grundeigenthümer zu gleichen Bestrebungen anzufeuern, bestehende Mißbräuche aufzudecken, u. s. w. —

Die Erfolge konnten nicht groß sein, da schon früh eine Spaltung unter den jungen Leuten eintrat, welche sie nach verschiedenen Richtungen führte, die erst später in der Litteratur einen schärferen Ausdruck gewinnen und allmählich auch im Staatsleben jenen unheilvollen Zwiespalt herbeiführen sollte, der das officielle Rußland heute in zwei feindliche Lager theilt, die man füglich als das altrussische und das neurussische bezeichnen kann, da die früher üblichen Bezeichnungen „Petersburger“ und „Moskowiter“ nicht mehr ausreichen, seit durch Kaiser Alexander III. die Ideen der Slavophilen und Panslavisten zur Herrschaft gelangt sind.

Diese Ideen, deren Hauptinhalt war, daß das alte Europa sich überlebt habe und Rußland berufen sei, die germanischen und romanischen Völker in der Weltherrschaft abzulösen, um eine neue Menschenbeglückung herbeizuführen, in deren Bereich die Civilisationsfrüchte der alten Staaten nur als Kulturdünger dienen könne, während das Lebensprincip der neuen Weltherrschaft die Herstellung eines unverfälschten Christenthums sein werde, welche nur noch in der griechisch-russischen Kirche zu finden sei —, diese Ideen fanden zur Zeit meines Aufenthalts in Moskau nur wenige Vertreter, deren namhaftester Chomjäkow war, ein vermögender Gutsbesitzer, der im Rufe großer Gelehrsamkeit und Begabung stand und besonders in Jury Ssamarin und den Brüdern Akßakow begeisterte Anhänger fand.

Die Akßakows lernte ich erst später näher kennen, als sie mich in Deutschland aufsuchten; Jury Ssamarin hingegen fand ich oft Gelegenheit zu sehen und sprechen, ohne ihn je aufgesucht zu haben. Er war der älteste Sohn einer nicht alten, aber sehr reichen Familie, deren neuerbauter Palast, ganz nach englischem Muster eingerichtet, damals der schönste in dem oberen Theile der Twerschen Straße (Twerskaja ulitza) war, nicht weit von dem Galizinschen Hause gelegen, so daß ein nachbarlicher Verkehr zwischen beiden Familien stattfand. Wenn der älteste Bruder meiner Zöglinge, Fürst Nikolaus, der im Ministerium des Innern in Petersburg diente, auf Urlaub nach Moskau kam, so stellte sich auch fast täglich Jury Ssamarin ein, um ihm Neues von Chomjakow mitzutheilen, der seine Anhänger fortwährend in Athem zu erhalten wußte und von ihnen als ein neuer Messias verehrt wurde, während Fürst Nikolaus ihn für einen geistreichen aber konfusen Phantasten hielt. Ich tappte damals in Betreff der neuen Weltverbesserungsideen noch ebenso im Dunkeln wie die Verkündiger derselben, und werde deshalb erst dann eingehender darauf zurückkommen, wenn meine Erinnerungen die Zeit berühren, wo ich mir selbst ein auf genaue Kenntniß der Dinge gegründetes Urtheil erlauben durfte.

So lange die Leibeigenschaft bestand und zur Begründung ihrer Nothwendigkeit so glänzende Vertheidiger fand wie Wissarion Grigorjewitsch Belinsky einer war, mußten ja überhaupt alle Volksbeglückungspläne in Rußland als eitel Phantasterei erscheinen. Belinsky begründete seine Thesen durch die Hegelschen Beweise der Vernünftigkeit alles Wirklichen. Das dialektische Spiel mit dem Fichte-Hegelschen Ternarius zur Lösung aller Welträthsel wurde damals in Rußland ebenso eifrig getrieben wie in Deutschland, aber nicht so lange. Aus dem beredtesten Apostel Hegels in Rußland, Bakunin, entpuppte

sich später der weltbekannt gewordene Anarchist und Belinsky wurde zum Führer der jungen Geister, welche am eifrigsten für die Aufhebung der Leibeigenschaft gewirkt haben. Diese Wandlung vollzog sich bei ihm erst — unter dem Einfluß Alexander Herzens — in Petersburg, wo er die durch ihn zu großem Ansehen gebrachten „Vaterländischen Blätter" redigirte und die Freundschaft Iwan Turgenjéws gewann, der ihm zeitlebens eine rührende Anhänglichkeit bewahrte.

In Moskau studirten die jungen Leute neben deutscher Philosophie die Schriften der französischen Socialisten: Fourier, Cabet, Proudhon, Louis Blanc, Leroux, die ich überall fand, wohin ich kam; denn mit den fremden Büchern nahm es die Censur nicht so genau wie mit den russischen. Auch die Werke von Lamartine, Victor Hugo, Alfred de Musset, George Sand, Eugène Sue u. s. w. waren in allen Häusern zu finden, während ich mich nach den neuesten Erscheinungen der deutschen Poeten und Romanschriftsteller in den russischen Salons vergebens umsah. Mit Schiller und Goethe war die Reihe der „Deutschen Klassiker" in den Hausbibliotheken abgeschlossen; gelesen wurden sie auch nicht mehr von den älteren Herren: aber es gab doch manchen unter ihnen, der noch aus seiner Jugendzeit einigermaßen damit bekannt war und wenigstens von Schillers „Räubern", Goethes „Faust" und „Werthers Leiden", besonders aber von Wielands „Agathon" und „Musarion, oder Philosophie der Grazien" mit Sachkenntniß zu sprechen wußte, während er von den neueren deutschen Dichtern nur wenige dem Namen nach kannte, höchstens aus Uebersetzungen einzelner Gedichte, welche die Journale von Zedlitz, Heine, Lenau und Freiligrath brachten.

Um so eifriger wurden von den in Moskau wohnenden Deutschen alle neuen Erscheinungen der heimischen Litteratur verfolgt, und die Severinsche Buchhandlung, der damals

ein sehr gebildeter junger Lübecker, Chelius, Coätan von Geibel, vorstand, machte dabei gute Geschäfte. In dem geräumigen, wohlausgestatteten Severinschen Buchladen ging es immer sehr lebhaft her; zu den deutschen Kunden gesellten sich auch viele russische, besonders Professoren und Studenten der Universität und der übrigen höheren Lehranstalten. An Sonn- und Feiertagen, die in Rußland häufiger vorkommen als in anderen Ländern, war auch immer ein reger Verkehr im oberen Geschoß des Hauses, wo Chelius seine Wohngemächer hatte und gern gute Bekannte aus allen Theilen des Vaterlandes gastlich empfing.

Unter meinen Berufsgenossen gab es mehrere, mit welchen der Verkehr zu freundschaftlichen Beziehungen führte, die meinen Aufenthalt in Moskau lange überdauerten. Nur zwei von ihnen sind in die Heimath zurückgekehrt: Dr. Tröbst, der Director des Realgymnasiums in Weimar wurde, wo er heute noch lebt, und Dr. Wilhelm Ausfeld, der 1848 die Leitung der berühmten Erziehungsanstalt Schnepfenthal übernahm, aus welcher er — ein Enkel ihres Gründers Christian Gotthilf Salzmann — selbst hervorgegangen war und an welcher er, nach seiner Rückkehr aus Rußland, lange Jahre als Director segensreich gewirkt hat, bis zu seinem Tode. Ich habe ihn, besonders in den fünfziger Jahren, oft in Schnepfenthal besucht und gute Stunden in seiner traulichen Familie verlebt. — Ein dritter Freund war Dr. Gringmuth, ein geistvoller und feingebildeter Schlesier, der mein Nachfolger im Hause Galizin wurde. Der vierte war Ludwig Hake, ein stämmiger Ostfriese, der schon in etwas vorgerückten Jahren als Erzieher in das Haus des Generalgouverneurs von Moskau kam, als sein Vorgänger, Dr. Struve, einen Ruf an die Universität zu Kasan angenommen hatte. — Von diesem Ostfriesen Hake, dessen Bild sich Jedem, der ihm einmal näher

getreten, unauslöschlich einprägte als das eines Menschen von ganz ungewöhnlicher Erscheinung, gleichsam eines Urbildes körperlicher und geistiger Gesundheit, zu welchem kein Rahmen und kein Titel paßte, weshalb auch Niemand danach bei ihm fragte, weil Jeder sofort inne wurde, daß alle betitelten und besternten Herren in ihren Uniformen sich wie bunte Puppen ihm gegenüber ausnahmen — von dieser Hünengestalt, durch den schärfsten Verstand und das kindlichste Gemüth belebt, wird noch öfter in den folgenden Blättern die Rede sein; denn in Tiflis trafen wir uns wieder und erst dort, wo das Leben sich in freieren Formen bewegt, fand er die erste Gelegenheit, seine Eigenart in voller Entfaltung zu zeigen ...

Außer mit meinen deutschen Freunden verkehrte ich auch viel mit einem englischen, Mr. Henry Frears, bei dem ich gewöhnlich die Sonntagabende zubrachte und immer vortreffliche Unterhaltung fand. Er lebte in sehr guten Verhältnissen, hatte eine allerliebste, feingebildete Frau und eine auserlesene Bibliothek, um welche ihn selbst Mr. Thomas Shaw, der ebenfalls zu den regelmäßigen Sonntagsgästen gehörte, beneidete. Dieser war, wenn er Talar und Barett abgelegt hatte, durchaus kein Pedant, sondern ein geschmackvoller Lebemann von klassischem Gepräge, der nach Rabelais — welcher bei ihm so hoch in Gunst stand wie Aristophanes — den service divin von dem service du vin sehr wohl zu unterscheiden wußte. Sein behäbiger Körperumfang befähigte ihn, mehr trinken zu können als ein gewöhnlicher Gelehrter, aber das Getränk mußte gut sein, und dann war's eine Freude ihn reden zu hören; denn er hatte nicht bloß selbst gute Einfälle, sondern besaß auch in hohem Grade die Gabe, die guten Einfälle Anderer am rechten Orte zu rechter Geltung zu bringen, wobei seine Vertrautheit mit alten und neuen Klassikern durch ein erstaunliches Gedächtniß unterstützt wurde. Durch ihn wurde ich zuerst mit

den Vorläufern Shakespeares bekannt, denen ich später ein eingehendes Studium gewidmet habe, und ich suchte dafür die Lücken seines Wissens in der deutschen Litteratur auszufüllen, mit welcher er sich ein paar Jahre hindurch eifrig beschäftigt hatte. Bei diesen Bestrebungen wurde mir nun zuerst klar, warum damals die neuere deutsche Litteratur sich so geringes Ansehen in der Fremde gewann. Sie bot im besten Falle ein treues Bild der kläglichen heimischen Zustände, für welche sich Niemand begeistern konnte. Die talentvollsten Schriftsteller behandelten selbst diese Zustände mit Spott und Hohn, aber wenn sie nicht daheim im Kerker dafür büßen wollten, so mußten sie ein Asyl in der Fremde suchen. Paris wurde der Hauptzufluchtsort der Unzufriedenen und französische Zustände wurden ihr Ideal; auch was sie schrieben nahm französische Färbung an und athmete französischen Geist, — ja, in der Verherrlichung Napoleons, die er bis zur Vergötterung trieb, ließ Heine selbst die überschwänglichsten Franzosen weit hinter sich zurück. Man verzieh ihm daheim viel, seiner entzückenden Lieder wegen, die nur in deutschen Gemüthern volles Verständniß finden konnten; — was sonst von ihm und Ludwig Börne — zumeist in französischen Uebersetzungen — den Russen bekannt wurde, diente nur, die Deutschen in ihren Augen tief herabzusetzen. Auch russische Blätter, besonders der „Moskauer Beobachter", brachten ab und zu Auszüge aus Börnes und Heines Schriften, um zu zeigen, wie tief das deutsche Volk, nach dem Urtheil seiner talentvollsten Schriftsteller, gesunken sei. Dazu kamen nun die geradezu Ekel erregenden Zänkereien und Stänkereien, mit welchen die deutschen Schriftsteller selbst übereinander herfielen. Ludwig Börnes unwürdige Angriffe gegen Wilibald Alexis (Häring), den besten Romandichter seiner Zeit, in dem wortwitzelnden „Häringsalat"; Heines und Immermanns Streit mit Platen; Gutzkows Streit mit Wolf-

gang Menzel; Heines Bruch mit seinem Freunde Börne und die daraus erwachsenen unerquicklichen Bücher „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ und „Karl Gutzkow über Heinrich Heine“ gaben trauriges Zeugniß von den damaligen litterarischen Zuständen in Deutschland. Heine, als ein wirklicher Poet, ließ wenigstens noch die großen Dichter, die vor ihm lebten, gelten, während Börne, Menzel und Gutzkow selbst an Goethe und Schiller herumnörgelten. Das Kritisiren stand höher als das Schaffen und der kluge Bulwer, der in Deutschland mehr Bewunderer fand als in England, wußte wohl, was er that, als er einen seiner Romane: „Der deutschen Nation, einer Nation von Denkern und Kritikern“ widmete. Das zog gewaltig; denn jeder Leser konnte sich nun für einen tiefen Denker und jeder Kritiker für einen großen Mann halten, dem selbst ein Bulwer seine Anerkennung nicht versagte. Einigkeit in Bewunderung des Fremden, Zerfahrenheit im Innern, wo Jeder der Erste sein wollte und nur solche Talente gelten ließ, die sich unter ihn stellten, während sonst einer den andern neidisch und mißgünstig bekämpfte, nicht um große Streitfragen zu entscheiden, sondern persönliche Eitelkeit und Ruhmsucht zu befriedigen, — so war das Bild, welches damals die lautesten Wortführer der deutschen Litteratur ihren Landsleuten in der Heimath und Fremde boten. Erklären läßt es sich aus den trostlosen heimischen Zuständen, daß die Zeit selbst in den hellsten Köpfen wunderliche Blasen trieb, weil das einzige Gebiet, welches damals unter staatspolizeilicher Aufsicht der geistigen Entwickelung freien Spielraum bot, das der abstrakten Philosophie war, welche Raum und Zeit, als in Wirklichkeit gar nicht vorhanden, aus der Welt verschwinden ließ und als bloße Kategorieen des Gehirns betrachtete, als reine Einbildungen, welche nur philosophisch ungeschulte Köpfe ernst nehmen

könnten in dem empirisch rohen Wahne, sich leibhaftig in Raum und Zeit zu bewegen...

Ohne jeden Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte konnten die strebenden Geister nur ins Blaue hinein politisiren und durch ihre Schriften, in welchen meist Dichtung mit Politik verquickt war, keine andere Wirkung erzielen, als die in außeramtlichen Kreisen herrschende Unzufriedenheit zu nähren und zu steigern. Werke, die über den Jammer des Tages hinausheben, wie die der großen Dichter in Weimar, wurden nicht mehr geschaffen, wenigstens nicht außerhalb der romantischen Schule, die aus der Gegenwart ins Mittelalter zurückführte, deren Schöpfungen aber ebenfalls — mit Ausnahme einiger Novellen Tiecks, Fouqués „Undine" und Eichendorffs „Leben eines Taugenichts" — in Rußland wenig Anklang fanden, während Bücher wie Balzacs „Peau de Chagrin", Dickens' „Pickwick Papers" und Thackerays „Vanity Fair" in allen Häusern zu finden waren.

* * *

Unter den Begebenheiten, welche mein „Stillleben" in Moskau zuweilen unterbrachen, war die erste und eindrucksvollste der Besuch, den Kaiser Nikolaus — im Frühjahr 1841 — mit dem kurz zuvor vermählten Thronfolgerpaar der alten Krönungsstadt machte, gleichsam um dort der Verbindung des Großfürsten Alexander mit einer deutschen Prinzessin im Herzen Rußlands die nationale Weihe zu geben. Der Kaiser hatte mit seinen Angehörigen in dem wenige Werst vor Moskau gelegenen Lustschlosse Petrowsk übernachtet und hielt von dort am folgenden Vormittage seinen Einzug in die Stadt durch die Twersche Straße (Twerskaja Ulitza), wo das Galizinsche Haus mit seinem großen Balkon alle Gestalten des sich in feierlicher Langsamkeit vorüber bewegenden Zuges genau er-

kennen ließ. Die Vorhut bildete eine hundertköpfige Reiterschaar von durchaus fremdartiger Haltung, Tracht und Geberde. Es waren das auserlesene Vertreter, zumeist Häuptlinge aller dem Zaren unterworfenen asiatischen Völkerschaften, von den edelsten kaukasischen Stämmen herab bis zu den gemeinsten mongolischen: Tscherkessen, Georgier, Armenier, Kurden und Tataren in schimmerndem Waffenschmuck, Kalmücken und Kirgisen mit Bogen und Köchern. Dann folgten die Hofequipagen. Der Thronfolger mit seiner Gemahlin fuhr in einem offenen Wagen, hinter welchem der Kaiser mit glänzendem Gefolge ritt; es waren darunter mingrelische und imeretinische Fürsten in blauen und weißen Gewändern, und prächtig gewachsene Kabardiner in Ringelpanzern und Stahlhauben. Linienkosaken vom Terek und Kuban, ähnlich wie die Tscherkessen gekleidet und ausgerüstet, und Kosaken vom Don mit ihren langen Lanzen schlossen den festlichen Zug, wie er mir im Gedächtniß geblieben ist: als eine mit großem Geschick in Scene gesetzte Entfaltung kaiserlichen Glanzes, welche doch einen tieferen Sinn hatte als ein bloßes Schaugepränge zu sein.

Den Mittelpunkt des Zuges bildete der Kaiser, aber zugleich den Höhepunkt, und keineswegs nur dem Range nach, sondern durch seine wirklich majestätische Persönlichkeit.

Auch unter den asiatischen Häuptlingen waren prächtige Männergestalten mit blitzenden Augen, edlen Gesichtszügen und stolzer, selbstbewußter Haltung, Charakterköpfe, die mit ihrer scharf ausgeprägten Eigenartigkeit einem Maler vielleicht noch besser gefallen haben würden, als das in vollendeter Regelmäßigkeit geformte Gesicht des Kaisers, welches von mehr plastischer als malerischer Schönheit war, aber sofort den Herrscher erkennen ließ, dessen ganze Erscheinung ihn aus seiner Umgebung hervorhob wie der höchste Berggipfel alle anderen Kuppen und Spitzen überragt. Dem damals mächtigsten

Herrscher auf Erden hatte die Natur auch eine Herrschergestalt gegeben, die seine unumschränkte Gewalt in jedem Augenblicke zu vollem Ausdruck brachte. Wo man ihn erblickte, erschien alles Uebrige nur als der Rahmen zu seinem Bilde. Während der Zug sich an dem Hause, auf dessen Balkon ich stand, vorüberbewegte, ließ der Kaiser seinen Apfelschimmel ein paar Sprünge seitwärts machen, begrüßte durch eine Bewegung der rechten Hand nach der Stirn die auf dem Balkon stehenden Damen, und ritt dann im Schritt neben dem Wagen des Thronfolgers her, in eifriger Unterhaltung mit dessen junger Gemahlin, die ihm seitwärts aufblickend ihren Kopf entgegenstreckte, während er den seinigen zu ihr herabbog, was einen sehr hübschen Anblick gewährte.

Die damals erst achtzehnjährige Großfürstin Maria war eine sehr anmuthige Erscheinung, ohne gerade schön genannt werden zu können; wenigstens fanden ein paar ältere Damen auf dem Balkon allerlei an ihr auszusetzen: die eine fand den Hals zu lang, die andere die Haltung nicht frei und selbstbewußt genug. Auch konnte diese scharfe Beobachterin nicht begreifen, warum die russischen Landesmütter immer gerade von deutscher Herkunft sein müßten: in Rußland hätte man doch wohl eine stolzere Schönheit für den Thronfolger finden können, als diese petite princesse allemande.

Der Thronfolger Alexander war ein stattlicher junger Herr von feinem Gepräge und freundlichem Wesen, durchaus natürlich in Haltung und Bewegung; auch stand ihm seine nicht enganliegende bequeme Tracht als Ober-Ataman aller Kosakenheere vortrefflich; doch der neben dem Wagen des großfürstlichen Paares herreitende Kaiser blieb immer das Hauptmerkziel aller Blicke. Sein gewaltiger, über das gewöhnliche Menschenmaß weit hinausragender, aber vollkommen harmonisch gegliederter

Körperbau kam durch die enganliegende glänzende Generalsuniform, die er trug, zu voller Wirkung. Die Sterne und Schnüre auf dem Gala-Frack erschienen nur wie glitzernder Tand auf der zwischen den breiten Schultern mächtig gewölbten Brust; die weißledernen Beinkleider schmiegten sich den edlen Formen wie Tricot an, und die blanken Kanonenstiefel zeigten wenigstens die feine Bildung des Fußes. — Frühling stand im Kalender, aber es war noch so winterlich kalt, daß viele Leute in Pelzen gingen; umsomehr fiel es mir auf, daß der Kaiser so leicht gekleidet erschien. Man rühmte seine Abhärtung, die ihn befähigte, selbst bei hochgradiger Kälte ohne Pelz oder Mantel stundenlang im Freien zu verweilen bei Paraden oder militärischen Uebungen; er verlangte von Anderen nichts, was er nicht selbst leisten konnte in Ertragung von Strapazen; wer seinen strengen Forderungen im Dienst nicht gewachsen war, mochte zu grunde gehen. Ich begriff bei seinem Anblick alles, was ich über ihn gehört und gelesen, von dem Zauber seiner Persönlichkeit, wenn er mit den großen blauen Augen freundlich blickte, wie ich ihn zuerst gesehen neben dem Wagen seiner Kinder; dann die Furcht, die vor ihm ausging, wenn er bei einer Musterung erschien und seine mächtige Stimme weithin vernehmbar erschallen ließ. Er war das verkörperte Machtbewußtsein in Uniform, ein Freund der Gerechtigkeit, wie er sie verstand und übte: ohne Furcht, aber auch ohne Gnade.

Es bot sich mir bald Gelegenheit, die Kaiserfamilie noch näher als beim Einzuge zu sehen, da ihr zu Ehren eine Reihe von Festlichkeiten stattfanden, bei welchen Fürst Michail Galizin als Oberkammerherr zu den Hauptfestordnern gehörte. Besonders bequem wurde es mir auf dem Balle gemacht, welchen die Stadt ihren hohen Gästen im großen Theater gab. Die Prinzessin Marie Galizin und meine beiden Zöglinge waren

noch zu jung, um auf dem Balle mitzutanzen; sie wurden deshalb mit mir in einer Prosceniumsloge untergebracht, welche den besten Ausblick gewährte und die kaiserliche Familie zu wiederholten Malen so nahe an uns vorüberführte, daß wir sie hätten mit Händen greifen können; schließlich sollte sogar unsere Loge das Ziel ihrer besonderen Aufmerksamkeit werden. Der galante Kaiser hatte nicht verfehlt, sich bei der immer noch schönen Fürstin Galizin nach ihren Kindern zu erkundigen, und als er erfuhr, daß sie in nächster Nähe seien, trat er sofort herzu, sie zu begrüßen und sich nach dem Gang ihrer Studien zu erkundigen, wobei auch für mich ein paar huldvolle Worte abfielen. Seinem Beispiele folgte das Thronfolgerpaar, und es war als suchte einer den andern in Freundlichkeit zu überbieten; doch die sonore Stimme des Kaisers klang wie Glockengetön, mit einem Nachhall, der, was von anderen zugleich oder kurz darauf gesprochen wurde, leicht überhören oder vergessen ließ.

* * *

Die Festlichkeiten rauschten vorüber wie Schiffe auf dem Meere, keine tieferen Spuren zurücklassend. Es wurde wenig davon gesprochen, und dies Wenige war ohne Bedeutung für den unbetheiligten Hörer. Jeder schien sich vor dem Andern zu fürchten, seine Meinung frei herauszusagen; nur soviel ließ sich leicht erkennen, daß die Liebe zum Kaiser nicht so groß war wie die Furcht vor ihm und seinen Günstlingen. Er galt für einen musterhaften Familienvater, aber außerhalb seines Familienkreises für unberechenbar, weil leicht den Einflüsterungen seiner Höflingsumgebung zugänglich. In den Ausbrüchen seines Zornes soll er furchtbar gewesen sein, hingegen überschwänglich in Freigebigkeit gegen seine anschmiegsamen Günstlinge; denn er glaubte an keine andere Freundschaft als an die seiner eigenen

Kreaturen, weil diese das noch eben schmeichelnde Bewußtsein ihrer Abhängigkeit nie verlieren konnten. Was mir am meisten auffiel, war, daß Niemand einen reinen menschlich bedeutenden Ausspruch von ihm zu berichten wußte, irgend einen Gedankenblitz, der als Zeugniß geistiger Ueberlegenheit hätte gelten können.



V.

Landleben in Nikolsky. Paul Olßufiew. Lermontow. Shukowsky. Dantés und Dansaß. Die Wahrheit über Puschkins tragisches Ende. Baron Heckern.

10*



Mit Anbruch des Sommers ging's aufs Land hinaus, nach Nikolsky, einem zwischen großen Laub- und Nadelwäldern gelegenen Gute des Fürsten, das in wenigen Stunden von Moskau aus zu erreichen war und mir weit verlockender erschien als die große Stadt mit allen ihren Herrlichkeiten.

Das mehr breitgestreckte als hohe Landhaus bot in seinem untern Geschoß noch größere Räume als die Stadtwohnung und konnte im oberen Geschoß eine ziemliche Anzahl von Gästen beherbergen, wenn ihrer bei festlichen Gelegenheiten mehr kamen, als das eigentliche „Fremdenhaus" — ein heller, freundlicher Bau mit säulengetragener Vorhalle — zu fassen vermochte. Das Familienhaus hatte hinter sich die wohlgepflegten, weit ausgedehnten Gärten, während die Vorderseite, zu deren Terrasse breite Granitstufen hinaufführten, einen prächtigen Rasenplatz beherrschte, aus welchem sich einzelne Blumenhügel erhoben. Diesem Rasenplatze war auch die Front des in geringer Entfernung rechts vom Hauptgebäude stehenden Fremdenhauses zugekehrt. Auf der im reichsten Blumenschmuck prangenden Terrasse wurde, bei einigermaßen günstigem Wetter, immer das Frühstück gemeinsam eingenommen, und ebenso das Abendessen;

nur das Hauptmahl fand regelmäßig im großen, unmittelbar an die Terrasse stoßenden Saale statt.

Ganz ohne Gäste war das Haus nie; aber selbst wenn ihrer nur wenige waren, gab's immer eine ansehnliche Gesellschaft; denn was von dem Moskauer Lehrerpersonal während der Sommermonate abkommen konnte, wurde mit aufs Land genommen. Danach kam zu den gewöhnlichen Hausbewohnern der schon früher erwähnte Zeichenlehrer Jastribylow, ein russischer Lehrer Krassow; eine alte Französin, Madame Duclos, nebst Pflegetochter, Mademoiselle Natalie, der Franz Liszt das Zeugniß ausgestellt hatte, „eine sehr gewissenhafte und solide Musiklehrerin“ zu sein — und endlich Dr. Duvernois, als Vertreter des eigentlichen Hausarztes, Professor Auvers, der als Mitglied der Universität nur während der Ferien die Stadt verlassen konnte. Daß er seine Vorlesungen in lateinischer Sprache hielt — aus Mangel an Kenntniß der russischen — diente nur, sein Ansehen zu erhöhen. Er war ein breitschultriger, wohlgeformter, weltkluger Mann, der sich in vornehmen Kreisen mit eleganter Sicherheit zu bewegen und die Menschen zu nehmen wußte, wie sie genommen sein wollen. Er würde gewiß als Minister oder General seine Rolle ebenso gut gespielt haben wie als Arzt; denn seine Haltung schmiegte sich allen Umständen an und seine großen, lebhaften Augen sahen scharf umher, während ihnen selbst nie auf den Grund zu sehen war.

Dr. Duvernois war von weit gediegenerer Bildung, aber viel zu schüchternen Wesens, um gegen Auvers aufkommen zu können. Wie sehr dieser an Aeußerlichkeiten hing, habe ich noch in den fünfziger Jahren in München erfahren, wo er sich durch den russischen Gesandten Ssewerin in mein Gedächtniß zurückrufen ließ, wähnend, daß ich im stande sei, ihm einen hohen bayerischen Orden zu verschaffen.

Unter den Gästen, die sich länger in Nikolsky aufhielten,

war mir der liebste Paul Olßufiew, ein naher Verwandter des Hauses, ein junger Mann von schmächtigem Wuchs, auf dessen hoher Stirn schon früh das Denken seine Furchen gezogen. Er beherrschte bei seiner umfassenden Bildung die deutsche Sprache vollkommen und war mit unserer Litteratur so vertraut, wie ich es selten bei Fremden gefunden. Er machte sich lustig über die jungen Slavophilen, welche glaubten, daß Rußland schon hinlänglich auf eigenen Kulturfüßen stehe, um des westlichen Einflusses entrathen zu können, und wies nach, daß dieser Einfluß das eigentliche Volk noch gar nicht berührt habe, sondern sich lediglich auf diejenigen Kreise beschränke, deren Angehörige, wenn sie könnten, lieber in Paris als in Petersburg oder Moskau leben würden. Selbst die russischen Dichter, welche man für die Offenbarer der Volksseele halte, seien gar nicht denkbar ohne die tiefgehenden Anregungen, welche ihnen durch das Studium fremder Litteraturen geworden. Die Thatsache, daß der erste russische Dichter, dessen die Litteraturgeschichte Erwähnung thut, Fürst Kantemir, gar nicht russischer Herkunft, sondern ein in Konstantinopel geborener und während des Türkenkrieges (1711) nach Rußland gezogener Grieche war, und daß alle seine nennenswerthen Nachfolger wesentlich unter deutschem, französischem und englischem Einfluß sich entwickelt haben, diese Thatsache beweise hinlänglich, wie sehr der von Natur träge Russe fremder Anregung bedürfe, um seinen Geistesacker fruchtbar zu machen. Unter einer Bevölkerung von siebzig Millionen sei kaum eine Million Menschen zu finden, welche lesen und schreiben könne, und eine solche Nation, welche es nach einem staatlichen Bestande von tausend Jahren zu nichts weiter gebracht als — wiederum nach fremden Mustern und meist unter fremden Feldherren, wie Le Fort, Gordon, Ostermann, Münnich u. s. w. — Kriege zu führen und ihre Grenzen auszudehnen, sollte schon

wieder in ihrer so verspäteten, kaum begonnenen Entwickelung gehemmt werden unter dem Vorwande, sie sei nun reif genug, auf eigenen Kulturfüßen zu stehen, weil ihre Aristokraten das reinste Pariser Französisch sprechen?

In ähnlicher Weise sprach Paul Olßufiew bei jeder Gelegenheit, wo von den Slavophilen die Rede war, die ein Volk, das noch nicht lesen konnte, durch ihre Schriften voll socialistischer Träumereien zu belehren suchten, und durch ihn kam immer Leben in die Unterhaltung, so daß selbst die älteren Herren, welche sonst lieber eine Partie Whist spielten, ihm gern zuhörten. Ich hatte ihn schon in Moskau näher kennen gelernt, da er viel ins Haus kam und sich gern mit mir unterhielt. Eines Abends, als er mich in meinem Zimmer aufsuchte, um bei mir eine Cigarre zu rauchen, fand er mich mit der Uebersetzung eines Gedichtes von Lermontow: „Die Gaben des Terek“ beschäftigt, die ihm sehr gefiel. Er meinte jedoch, das Gedicht werde, trotz der treuen Wiedergabe in Ton und Sinn, in Deutschland kaum in seiner Eigenart so gewürdigt werden können wie in Rußland, mit dessen Herzblut es gefärbt sei. In den Kämpfen der Russen gegen die kaukasischen Bergvölker aber neigten sich die Sympathien des Westens mehr den letzteren zu.

Die Politik wirkt auch auf die poetischen Stimmungen der Völker ein; so wenig das deutsche Volk sich begeistern kann für Dichtungen, welche die Machtausdehnung Rußlands verherrlichen, so wenig vermag dieses sich zu begeistern für die poetischen Einheitsbestrebungen der deutschen Kleinstaaterei, deren Philister sich übrigens ganz wohl in ihrer Haut fühlen, wenn sie auch bei Bier und Gesang mit Herwegh die Kreuze aus der Erde reißen um Schwerter daraus zu machen. Nur wenn ein Dichter wie Schiller oder Goethe sich auf Adlerschwingen über den Jammer und Wirrwarr des Tages hoch emporhebt, macht er die trennenden Schranken zwischen den

Völkern vergessen und weckt höheres Streben in Allen, die seinem Fluge folgen können. Für so hohen Dichterflug ist die Zeit in Rußland noch nicht gekommen; man sperrt die jungen Adler in Käfige, oder stutzt ihnen die Flügel, sobald sie flügge werden. Die russischen Dichter, welche meist der Aristokratie angehören, müssen sich, wenn sie nicht in die Verbannung wandern wollen, den beengenden Zuständen des Landes anbequemen; nach unten hin kann man sie noch nicht verstehen und nach oben hin will man sie nicht verstehen in dem Besten, was sie zu sagen haben. Es bleibt ihnen deshalb nichts übrig, als von dem zu singen, was in Lust und Leid aller Menschen Herz bewegt, oder die Geißel der Satire zu schwingen, soweit die Censur es erlaubt, welche in diesem Punkte sehr nachsichtig ist, da sie nicht viel dagegen einzuwenden haben kann, daß Wunderlichkeiten der Gesellschaft oder volksverderbliche Ungeheuerlichkeiten in der Beamtenwelt nach dem Leben geschildert werden. Nun ist es aber gerade den bedeutendsten Dichtern im ersten Jugendfeuer nicht möglich gewesen, sich innerhalb dieser Grenzen zu halten und sie haben für das Ueberspringen derselben büßen müssen in der Verbannung. Unter Puschkins Jugendgedichten sind solche — wie z. B. seine „Ode an die Freiheit“ — welche noch stärker als Herweghs „Lieder eines Lebendigen“ Aufruhr läuteten, so daß seine Entfernung aus Petersburg nur als eine milde Strafe betrachtet werden konnte. In den Schöpfungen seiner reiferen Jahre aber, wo er sich erst Byron, dann Shakespeare und Goethe zu Vorbildern nahm, erreichte er eine Kunst eigenartiger Sprachbeherrschung, die seine tiefe dichterische Anschauung aller Dinge immer zum glücklichsten Ausdruck brachte, gleichviel ob seine Verse wie hingehaucht erscheinen oder von allen Stürmen der Leidenschaft bewegt. Durchsichtige Klarheit, urwüchsige Anmuth des Tones, verbunden mit edler Einfachheit, wurde ihm zur zweiten Natur,

woraus sich die Melodie des Verses von selbst ergab. Er drückte der Sprache sein Gepräge in einer Weise auf, daß er selbst an dem kleinsten Gelegenheitsgedichte leicht erkennbar ist und deshalb in seiner Eigenart schwerer wiederzugeben als alle anderen russischen Dichter.

Um dies zu beweisen, führte Paul Olßufiew ein kleines Gelegenheitsgedicht an, welches mir Veranlassung gab, ihm zu bemerken, daß es mir wohlbekannt sei, da es zu meinen ersten Uebersetzungsversuchen gehöre, mir aber bei seiner Verdeutschung nicht entfernt die Schwierigkeiten geboten habe wie „Die Gaben des Terek“ von Lermontow. Das kleine, epigrammatische Gedicht, welches die Ueberschrift trägt: Ex ungue leonem, lautet:

Ein paar von meinen Versen wurden neulich
Gedruckt, doch stand mein Name nicht darunter;
Ein Kritikaster findet sie abscheulich
Und reißt sie — gleichfalls namenlos — herunter;
Doch die Vermummung hielt nicht lange Stich,
Es ging mir wunderlich mit jenem Thoren:
An meinen Klauen bald erkannt' er mich,
Und ich erkannte ihn an seinen Ohren.

Paul Olßufiew war höchlich erstaunt, zu finden, daß die Verse im Deutschen genau denselben Eindruck machten wie im Russischen, ohne von ihrem Inhalt das Geringste eingebüßt zu haben. Ich suchte ihm nun durch andere, gewichtigere Beispiele klar zu machen, daß es für Jemand, dem selbst poetisches Blut in den Adern rollte, leichter sei, einen großen Dichter zu übersetzen als einen kleineren, weil ein begeisterndes Vorbild die Fähigkeiten des Nachbildners steigert. Seit jenem Abend wuchs seine Freundlichkeit für mich zu schwärmerischer Anhänglichkeit. Seine eifrige Theilnahme an meinen Arbeiten gereichte mir zu großem Vortheil, da er mich über alles leicht aufklären konnte, was ich sonst erst mühsam hätte suchen müssen.

Durch ihn wurde ich auch mit Lermontow bekannt, als derselbe bei seiner letzten Rückreise von Petersburg nach dem Kaukasus — im März 1841 — ein paar Tage ganz zurückgezogen im Hause seiner Tante, Gräfin Momonow, in Moskau zubrachte. Seine erste Verbannung nach dem Kaukasus hatte im Jahre 1837 stattgefunden infolge eines an den Kaiser gerichteten Gedichts, welches beginnt:

Mein Zar, ich werfe mich vor deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter!
Gieb, daß der Mörder sein Verbrechen büße,
Erhöre mich, sei ein gerechter Richter:
Räche den Dichter, straf' die Schlechtigkeit,
Schleudre den Blitz aus deiner Zorneswolke,
Ein ewig leuchtend Denkmal allem Volke
Von deiner sühnenden Gerechtigkeit! . . .

Das bezieht sich auf einen französischen Abenteurer Dantès (später Baron Heckern genannt), der sich der besondern Gunst des Kaisers erfreute, mit Puschkin in Streit gerieth und ihn im Duell erschoß (im Februar 1837).

Lermontow schließt seine flammende Anrede:

Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Missethat nicht rächen,
Auf unser Fleh'n in seinem Zorne sprechen:
Versiegen soll die Quelle eurer Lieder!
Ihr wußtet nicht zu ehren euren Dichter,
Zum zweitenmal send' ich euch keinen wieder! —

Nach einem Jahre wurde Lermontow, der sich schon damals als würdiger Nachfolger Puschkins bewährt hatte, nach Petersburg zurückberufen, aber 1840 noch einmal in die Verbannung geschickt infolge eines Duells mit dem Sohne des französischen Gesandten und Geschichtsschreibers Barante. Doch wurde ihm gestattet, im Winter seine erkrankte Großmutter Arsenjewa in Petersburg zu besuchen, und das war die Reise, von welcher

er nun zurückkehrte. Er sah schon damals, noch in den Zwanzigern stehend, lebensmüde aus und hatte bei mittelgroßem Wuchs nichts Ungewöhnliches in der Erscheinung als eine hohe Stirn und große, melancholisch blickende Augen. Es war damals nur ein kleiner Band von seinen Gedichten im Buchhandel zu haben, doch liefen die anderen in Abschriften um, von welchen mir Paul Olßufiew viele verschaffte. Jener kleine Band war sehr dürftig ausgestattet, und als er vergriffen war, verging eine geraume Zeit bis eine neue Ausgabe erschien. Die Kritik war keineswegs einstimmig in Anerkennung seiner Begabung. Es schien, als scheue man sich, so kurz nach dem Tode Puschkins einen neuen Dichterfürsten auf den Thron zu setzen; auch fand man, daß Lermontow zu eigenwillig und hartnäckig gegen den Strom schwimme, sich wie ein feindlicher Fremdling in seiner Heimath geberde, der er doch alles verdanke. Dieser Vorwurf, daß er der wahren Vaterlandsliebe ermangle, trieb ihn zu dem tiefempfundenen Gedicht:

Mein Vaterland.

Wohl hab' ich Liebe für mein Vaterland,
Doch Liebe eigner Art, die zu bemeistern
Nicht mehr vermag der prüfende Verstand.
Für Barbarei kann ich mich nicht begeistern,
Nicht in der Jetztzeit, nicht im Alterthum.
Ich liebe nicht den bluterkauften Ruhm,
Ich liebe nicht die stolze Zuversicht,
Die sich auf Bajonette stützt — auch nicht
Den Heiligenschein des Ruhms aus alten Tagen,
Davon die Lieder melden und die Sagen.

Doch seh' ich gern, — weiß selbst nicht recht, warum —
Der endlos wüsten Steppen kaltes Schweigen,
Wenn welk die Halme sich zur Erde neigen
Und nichts erschallt als Zwitschern und Gesumm.

Gern hör' ich auch der Wälder nächtig Rauschen,
Mag gern dem Wellgetös der Ströme lauschen,
Wenn sie im Frühling eisesfrei umher
Die Lande überschwemmen wie ein Meer.

Ich lieb' es auch, durch Dorf und Feld zu jagen,
Den Weg zu suchen durch das nächtige Dunkel,
Wo Keiner Antwort giebt auf meine Fragen
Als ferner Hütten zitterndes Gefunkel.
Den Stoppelbrand der Felder seh' ich gerne,
Die weißen Birken an der Flüsse Borden,
Die Karawanenzüge aus der Ferne
Der wandernden Nomadenhorden.

Mit einer Freude, die nicht Alle kennen,
Seh' ich im Herbst die korngefüllten Tennen,
Das Bauernhaus mit strohbedecktem Dache,
Geschnitzten Läden vor dem Fensterfache.
Und Sonntags gern in träumerischer Ruh
Seh' ich dem Lärm betrunkner Bauern zu,
Wenn stampfend sie im Tanz die Schritte messen,
In Lust und Lärm der Woche Qual vergessen.

Im August 1841 kam die Kunde von Lermontows Tode; er war am 15. Juli von Martynow, einem Regimentskameraden, im Duell erschossen, am Abhange des Maschukbergs in der Nähe von Pjätigorsk. Die Zeitungen meldeten kurz die nackte Thatsache. Die näheren Umstände erfuhr ich erst später im Kaukasus selbst von Lermontows Secundanten Glebow und dem Stabsarzt Dr. von Roodt. Martynow hatte sich durch ein Witzwort des gern spöttelnden Lermontow beleidigt gefühlt und ihn auf Pistolen fordern lassen. Alle Vermittelungsversuche blieben vergebens und Lermontow fiel im Duell, von der sicheren Hand des ihn grimmig hassenden Martinow gleich beim ersten Schuß mitten ins Herz getroffen. In seinem — auch ins Deutsche übersetzten — Roman: „Der Held unsrer Zeit“ kommt ein ähnliches Duell vor, das

ganz den Eindruck macht, als ob der Dichter ahnungsvoll sein Schicksal darin vorausgeschildert hätte. Jedenfalls war ihm am Leben, wie er es in Rußland führen mußte, wenig gelegen, weshalb er es immer gern aufs Spiel setzte, nicht bloß in den Kämpfen gegen die von ihm vielbesungenen Bergvölker, sondern bei allen Gelegenheiten, die ihm Aufregungen boten. Am stärksten drückt sich sein Lebensüberdruß in dem kleinen Gedichte aus, welches überschrieben ist:

Dankbarkeit.

Für alles, alles, Vater! dank' ich Dir:
Für heiße Thränen, für das Gift des Kusses,
Die Qual der Leidenschaft, des Ueberdrusses,
Für alles, was an Glut und Kraft in mir;
Für Lieb' und Haß, die beiden Unglücksschwestern,
Der Feinde Rache und der Freunde Lästern,
Für Hoffnung, Sehnsucht, unerfüllt verflogen,
Für alles, drum das Leben mich betrogen,
Für jede gute, jede schlechte Gabe,
Für jede Freude, jede Täuschung hier,
Für alles dank' ich — nur gieb, daß ich Dir
Nicht lange, Vater, mehr zu danken habe!

Erst nach Lermontows Tode begann, mit der Herausgabe seiner zerstreuten Schriften, eigentlich seine Berühmtheit, die aber seitdem immer gewachsen ist, da er keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden hat. Die Zeit war vorüber, wo man in Rußland noch an die Aufrichtigkeit und Bedeutung sogenannter conservativer Dichter glaubte, wie solche früher gelebt hatten. Dershawin z. B. verherrlichte in schwungvollen Versen den lieben Gott im Himmel und seine noch liebere „Gott gleiche" Kaiserin Katharina auf Erden, und brachte es dabei zu hohen Würden und Ehren im Staate, obgleich ihn die muntere Kaiserin im persönlichen Verkehr unerträglich pedantisch und langweilig fand. Weit gedeihlicher wirkte

Shukowsky auf die russische Litteratur ein, indem er durch vortreffliche Uebersetzungen die besten Dichtungen des Auslandes in ihr heimisch zu machen suchte; Goethe, Schiller, Byron, Moore u. a. wurden durch ihn zu Vorbildern für seine Nachfolger Puschkin und Lermontow, denen er auch in formaler Beziehung als Meister der Sprache die Pfade bereitete. Er selbst fühlte sich am meisten zu Schiller und Goethe hingezogen und suchte im Leben wie in der Dichtung alles Gemeine von sich fern zu halten. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß er am Hofe leben mußte, wogegen er sich lange gesträubt hatte, da er gern in ruhiger Zurückgezogenheit und am liebsten auf dem Lande lebte. Kaiser Alexander I. setzte ihm eine ansehnliche Pension aus und Kaiser Nikolaus machte ihn zum Erzieher seines Thronfolgers, des späteren Alexander II., auf den er den edelsten Einfluß übte. Nach Vermählung des Thronfolgers gründete sich Shukowsky ebenfalls ein eigenes Heim, heirathete die Tochter seines alten Freundes, Oberst Reutern in Düsseldorf, und blieb in Deutschland bis zu seinem Tode (1851). Er ist sich als Mensch immer selbst treu geblieben, und die russische Litteraturgeschichte zählt seinen Namen zu ihren besten.

Mit dem um sechzehn Jahre jüngeren Puschkin beginnt in der russischen Litteratur eine neue Epoche, die man die rebellische nennen kann. Puschkin wäre als Erzieher eines russischen Thronfolgers ebenso undenkbar gewesen wie Heinrich Heine als Erzieher eines preußischen Kronprinzen. Schon dadurch, daß er aus der Verbannung an den Hof berufen wurde, gerieth er in eine falsche Stellung. Der Kaiser machte ihn zum Kammerjunker, was gewiß sehr gut gemeint war, aber zu keinem guten Ende führen konnte, da er nun als angehender Würdenträger in einer Welt leben mußte, die ihm innerlich gründlich verhaßt war und ihm nur die Wahl ließ,

sich selbst untreu zu werden oder Feinde ringsum zu sehen. In den Kreisen, die ihren Glanz vom Hofe empfangen, war er aufgewachsen, aber hatte sich früh fortgesehnt:

Aus dieser Welt von Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnder Koketten
Und Sklaven stolz auf ihre Ketten;
Aus dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, — der Kriecherei,
Verschmitztheit, Hohlheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur, —
Aus diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre, —
Aus diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, alle wälzen hier.

Man wird begreifen, daß nach dieser, von mir treu verdeutschten Schilderung, die davon Getroffenen den Dichter nicht mit liebevollen Augen betrachteten und heimlich jede Gelegenheit benutzten, ihm das Leben sauer zu machen, da sie offen nichts gegen ihn ausrichten konnten; denn der Kaiser war selbst sein Censor und hatte die oben angeführten Verse unbeanstandet gelassen, also gebilligt; noch schlimmere aber, die der Selbstherrscher gestrichen, liefen im Manuscript um und boten willkommenen Anlaß zu Erwiderungen. Puschkin hatte eine schöne, goldhaarige Frau aus der Familie Gontscharow geheirathet, Natalia Nikolajewna, die mehr Freude am Leben in der großen Welt fand, als er. Da war nun für seine Feinde leicht anzuknüpfen, indem sie die lebhafte junge Frau mit einem stattlichen Gardeofficier ins Gerede brachten, um die Eifersucht des Gatten zu reizen, woraus ein Duell entsprang, dem Puschkin zum Opfer fiel.

Näheres über den Entwickelungsgang dieser Familien=

tragödie erfuhr ich erst während unsres zweiten Sommeraufenthalts in Nikolsky, wohin Oberst Dansaß, der Secundant des Dichters bei dem Duell, auf ein paar Tage zu Gaste kam. Er war Puschkins intimster Freund schon auf dem Lyceum in Petersburg gewesen, wo sie zusammen studirten. Aus seiner schlichten Erzählung, die auf mich einen starken Eindruck machte, theile ich hier das Hauptsächliche mit.

Baron Dantés, ein junger Franzose, dessen Vater den Baronstitel von Napoleon erhalten, war in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre nach Petersburg gekommen, wo er in russische Dienste zu treten suchte, angeblich, weil es seiner legitimistischen Gesinnung widerstrebte, dem Bürgerkönig Louis Philippe zu dienen. Er brachte Empfehlungsbriefe an zwei einflußreiche Personen mit: an die Gräfin Ficquelmont, Hofdame der Kaiserin, und an den Schlachtenmaler Ladurnière, der auf Befehl des Kaisers, bei dem er sehr in Gunst stand, sein Atelier in der Eremitage des Winterpalastes eingerichtet hatte.

Durch seine rüstige Gestalt und leichte Unterhaltungsgabe gewann Dantés bald die Gunst der Gräfin Ficquelmont und seines Landsmanns Ladurnière, welche beide jede Gelegenheit benutzten, ihm die Wege zur Hofgunst zu ebnen. Der Kaiser kam häufig um die Mittagsstunde in das Atelier des Malers, auf dessen Rath Dantés sich um dieselbe Zeit in der Nähe aufhalten mußte, wo sich dann ein Zusammentreffen leicht bewerkstelligen ließ. Dantés schien beim Anblick des majestätischen Selbstherrschers so von Ehrfurcht überwältigt, daß dieser fragte, wer der hübsche junge Mann sei, worauf Ladurnière antwortete: C'est un de mes compatriotes, légitimiste comme moi, Monsieur de Dantés.

— Ah! Dantés, mais je le connais. L'Impératrice m'en a déjà parlé....

Nun mußte Dantès vor dem Kaiser erscheinen, der ihm nicht bloß eine Officiersstelle zusicherte, sondern dem mittellosen Legitimisten zugleich eine ansehnliche Summe zu standesgemäßerem Unterhalt anwies. Er kam in das Chevaliers-Gardes-Regiment der Kaiserin, mit Ueberspringung der Vorstufen, welche der Regel nach zu solcher Beförderung führen. Die Gunst des Kaisers beseitigte alle Schwierigkeiten und der gesinnungstüchtige Legitimist, der nichts gelernt, als sein Französisch, wußte bald mit Glanz seine Stelle in der großen Welt zu spielen, wo er besonders bei den tonangebenden Damen viel Glück machte. Zugleich verstand er es, die Gunst des reichen holländischen Gesandten, Baron Heckern, dergestalt zu gewinnen, daß dieser ihn adoptirte und zum Erben einsetzte, wofür er den Namen seines Adoptivvaters annehmen mußte. Nun stand er auf der Höhe seines Glücks und genoß es in vollen Zügen. Als rüstiger Lebemann, eleganter Reiter, Tänzer und Causeur galt er für einen vollendeten Cavalier, an dem selbst der Kaiser seine Freude hatte; alle Thüren standen ihm offen und auch Puschkin konnte ihm sein Haus nicht verschließen, obgleich er eine tiefwurzelnde Abneigung gegen ihn fühlte und deutlich genug merken ließ, was Dantès nicht verhinderte, der schönen Frau Natalia Nikolajewna um so eifriger den Hof zu machen, welche ihn in ihrer Harmlosigkeit auch oft empfing, wenn Puschkin nicht zu Hause war. Obgleich dieser in ihre Tugend nicht den leisesten Zweifel setzte und zu stolz war, um merken zu lassen, daß er in Dantès einen Nebenbuhler fürchte, so gerieth er doch ganz außer sich, als ihm die Gewißheit wurde, daß in der Gesellschaft viel von einem intimen Verhältniß seiner Frau mit dem unwiderstehlichen Franzosen die Rede sei. Er erhielt eine Menge anonymer Briefe, welche ganz dazu angethan waren, seinen Ingrimm aufs höchste zu steigern. Es wurde

nach einem wohlüberlegten Plane gegen ihn vorgegangen, um ihm das Leben gründlich zu verbittern und ihn durch heimtückische Angriffe, deren er sich nicht erwehren konnte, in fortwährender Aufregung zu erhalten.

Puschkin kommt dem Hauptanstifter des Unheils auf die Spur; es ist Baron Heckern, ein eitler, sittlich unzurechnungsfähiger Geck, der als Gesandter außerhalb der Schußlinie steht und dem sein Reichthum im Ueberfluß Mittel bietet, sich in der großen Welt einen diensteifrigen Anhang zu erhalten, wie er ihn braucht. Unter seinen Bundesgenossen als Schreiber anonymer Briefe an Puschkin wurden Träger der vornehmsten Familiennamen entdeckt, wie ein Fürst Gagarin, der später als reuiger Sünder in den Jesuitenorden eintrat, — und ein Fürst Dolgoruki, in Petersburg unter dem Spitznamen „der Krummbeinige“ bekannt.

Puschkin befand sich dem Baron Heckern und seinen Spießgesellen gegenüber schon dadurch in großem Nachtheil, daß sie ihn aus geschützter Stellung heimlich angreifen konnten und nichts dabei zu verlieren hatten, während bei ihm alles auf dem Spiele stand und ihm doch zugleich jedes wirksame Mittel der Vertheidigung fehlte. Je mehr der heißblütige, leicht reizbare Poet aufbrauste, desto größer war der Triumph des aalglatten, windigen, heimtückischen Diplomaten, den es völlig gleichgiltig ließ, ob man ihn für den Urheber der anonymen Briefe hielt oder nicht; denn er konnte jedenfalls nachweisen, daß sie nicht von seiner eigenen Hand geschrieben waren. Er fühlte sich, dem Anschein nach, den er meisterlich zu wahren wußte, auch durchaus nicht beleidigt, als ihm Puschkin in den beleidigendsten Ausdrücken sein Haus verbot; wo immer sie sich in Gesellschaft trafen, wie das öfter beim Grafen Strogonow, sowie bei Karamsin und Shukowsky der Fall war, kam der Diplomat dem Dichter mit so ausgesuchter Höflichkeit, ja

Freundlichkeit entgegen, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und er fühlte sich in der Würde seiner Stellung so unverletzbar, daß es ihm nichts verschlug, wenn Puschkin seine Annäherungen mit schweigender Verachtung zurückwies.

Die Anhänger beider Parteien fühlten, daß diese täglich wachsende Spannung über kurz oder lang zu einem gewaltsamen Ende führen müsse. Die schöne Frau Natalia Nikolajewna litt nicht weniger als ihr Gemahl, den sie inständig bat, sich mit ihr eine Zeit lang auf das Land zurückzuziehen, da in der Hauptstadt den steten Aufregungen kein friedliches Ende abzusehen war. Allein er war nicht fortzubringen, obgleich er es nicht verhindern konnte, daß Mr. de Dantés seine Frau nach wie vor mit seinen Huldigungen verfolgte. Denn derselbe Grund, der ihn in Petersburg festhielt, trieb ihn auch, den Verkehr mit demjenigen Theile der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, wo er sich ganz verstanden und gewürdigt wußte, wie von dem Dichter Shukowsky, dem Historiker Karamsin, dem Grafen Strogonow und dem Fürsten Wjäsemsky. Es störte ihn nicht, daß er auch dort mit Heckern und Dantés zusammentraf, die überall verkehrten; er begnügte sich damit, sie ganz unbeachtet zu lassen, was ihnen nur zum Antrieb wurde, seiner Frau sich mit um so größerem Eifer zuzuwenden, bis er eines Tages Dantés zum Duell auf Pistolen fordern ließ. Die Herausforderung wurde angenommen, aber unter der Bedingung, daß der Entscheidungstag auf ein paar Wochen hinausgeschoben werde.

Wie es nun gleich in der ersten Woche dieser Frist dem unwiderstehlichen Dantés gelang, sich mit Katharina Nikolajewna Gontscharow, der jüngeren Schwester von Puschkins Frau, zu verloben, bleibt eine räthselhafte Geschichte, um so mehr, als die junge Verlobte in der Puschkinschen Familie lebte, zu welcher dem Vater wie Adoptivsohn Heckern der Zutritt verboten war.

Es läßt sich nur annehmen, daß Frau Natalia Nikolajewna dabei die Hand im Spiele gehabt und die Verlobung ihrer Schwester mit Dantès — wie wir ihn weiter nennen wollen, um jeder Verwechslung mit Vater Heckern vorzubeugen — begünstigt habe, wahrscheinlich im guten Glauben, daß diese Verbindung ihren Gemahl mit Dantès aussöhnen und alle bösen Zungen in Petersburg zum Schweigen bringen werde. Sicher war ihr auch schon die Kunde von dem bevorstehenden Zweikampf zu Ohren gekommen, welche Vater Heckern nicht verfehlt hatte in der Stadt ausposaunen zu lassen, um durch rechtzeitiges Einschreiten der Behörden seinem geliebten Adoptivsohn das Leben zu wahren.

Puschkin hatte sich in der Angelegenheit selbst seinen bewährtesten Freunden gegenüber immer schweigsam verhalten; sie mochten denken, was sie wollten; er wollte allein der Hüter und Rächer seiner Ehre sein. Daß nun Dantès seinen Wunsch kreuzte, die Streitsache heimlich und rasch zum Austrag zu bringen, ließ ihm den jungen Mann im verächtlichsten Lichte erscheinen, der ganz zum Werkzeug seines Adoptivvaters geworden schien. Doch auch jetzt blieb er seinen Freunden gegenüber verschlossen, die ebenso eifrig bemüht waren, aus Interesse für ihn das Duell zu verhindern, wie Heckern aus Interesse für den geliebten Dantès, der inzwischen Anstalt machte, seiner Verlobung mit Fräulein Katharina Gontscharow die Vermählung rasch folgen zu lassen. Puschkin verhielt sich dieser Angelegenheit gegenüber so zurückhaltend, als ob sie ihn gar nichts anginge. Oberst Dansaß wußte sich nur einer Aeußerung darüber zu erinnern, die Puschkin machte, als er eines Abends beim Hinausgehen aus dem Theater, in Begleitung seiner Frau und Schwägerin, mit dem Freunde zusammentraf, welcher die Gelegenheit benutzte, der jungen Verlobten seine Glückwünsche darzubringen, worauf Puschkin scherzend

bemerkte: „Ma belle-soeur ne sait pas maintenant de quelle nation elle sera: Russe, Française ou Hollandaise!?“

Auf Vater Heckerns Bitten schrieb Dantès nach seiner Vermählung zwei Briefe an Puschkin, wovon der erste, der die inständige Bitte enthielt, alles Vergangene zu vergessen und fortan in friedlichen Beziehungen zu leben, sofort von Puschkin dahin beantwortet wurde, daß er gar keine Beziehungen mehr zu Mr. de Dantès zu haben wünsche. Trotzdem unterließ es Dantes nicht, seinen Hochzeitsbesuch bei Puschkin zu machen, wurde aber nicht angenommen. Nun schrieb er einen zweiten Brief, den Puschkin unentsiegelt in die Tasche steckte, um ihn durch eine ihm verwandte Frau v. Sagräschska, in deren Hause Dantès verkehrte, diesem wieder zustellen zu lassen. Der Zufall führte ihn dort mit Baron Heckern zusammen, den er bat, den Brief seinem Adoptivsohn zurückzugeben, mit welchem er nichts mehr zu schaffen haben wolle, ja selbst seinen Namen nicht mehr hören möge. Als Heckern sich hartnäckig weigerte, den Brief anzunehmen, warf ihn Puschkin dem gespreizten Diplomaten ins Gesicht mit den Worten: „Tu la recevras, gredin!“

Nun war keine Versöhnung mehr möglich, zumal Puschkin seinen beleidigenden Worten einen noch schlimmeren Brief folgen ließ, absichtlich in den stärksten Ausdrücken geschrieben, um eine rasche Entscheidung zu erzwingen, die dann auch alsbald erfolgte, indem Dantès, vor Wuth aufbäumend, von Puschkin der Feigheit geziehen zu sein, ihm sofort seinen Secundanten, den Vicomte d'Archiac von der französischen Gesandtschaft, mit einer Herausforderung schickte, der Tags darauf das Duell folgte, welches am 27. Januar (nach unserm Kalender 8. Februar) 1837 bei schneidender Winterkälte stattfand. Dantès schoß zuerst und traf Puschkin tödtlich, der mit dem Ausrufe: „Je crois que j'ai la cuisse fracassée!“ zu Boden stürzte, nach vorn.

Die Secundanten eilten herzu und auch Dantès näherte sich ihm, aber ihn erblickend, rief Puschkin: „**Attendez! je me sens assez de force, pour tirer mon coup.**“

Dantès trat zurück hinter die durch einen Mantel auf dem Schnee bezeichnete Barriere, und Puschkin, dessen Pistole bei seinem Sturz in den Schnee gefallen war, erhielt eine andere. Sich mühsam auf die linke Hand stützend, um den Kopf etwas erheben zu können, gab er seinen Schuß ab, der ebenfalls sein Ziel traf und Dantès zu Boden warf, welcher auf Puschkins Frage, wo er verwundet sei, antwortete: „**Je crois que j'ai la balle dans la poitrine.**“

„Bravo!“ rief Puschkin, und warf seine Pistole bei Seite. Die Wunde seines Gegners erwies sich aber durchaus nicht so gefährlich, wie er glaubte: Dantès hatte, sich seitwärts stellend, dem Gegner gar nicht die volle Brust geboten, sondern diese mit dem rechten Arm gedeckt, so daß die Kugel, den untern Arm treffend, die Brust nur leicht streifte.

Puschkin hatte noch einige qualvolle Nächte und Tage zu durchleben, ehe sein Auge brach. Doch blieb er bis zum letzten Augenblick bei klarem Bewußtsein. Oberst Dansaß war Tag und Nacht bei ihm bis zum letzten Athemzuge. Auch seine übrigen Freunde: Dahl, Shukowsky, Fürst Wjäsemsky und Meschtschersky durften in seiner Nähe weilen, so oft er einigermaßen die Kraft fühlte, zu sprechen. Die Theilnahme der Bevölkerung war eine so beispiellose, daß Militär aufgeboten werden mußte, um in der Moika und den anstoßenden Straßen den Verkehr frei zu erhalten.

Puschkin starb am 10. Februar nach unserem Kalender. Sein Leichnam blieb zwei Tage lang aufgebahrt in seiner Wohnung, welche Jedem offen stand, ihn zu sehen, was bei dem ungeheuern Andrange zu den rührendsten und seltsamsten Scenen Anlaß gab. Ganz Petersburg war auf den Beinen. Man

hatte solche allgemeine Trauer um einen Todten noch nicht erlebt. Der Volksstimmung gab Lermontow Ausdruck in dem schon früher erwähnten, an den Kaiser gerichteten Gedichte, aus welchem ich hier noch eine den Hergang klar veranschaulichende Stelle folgen lasse:

Der Dichter wollte seine Ehre rächen,
Die er durch gift'ges Wort verletzt geglaubt,
Da traf ihn selbst das Blei, sein Herz zu brechen,
Zu beugen sein gewaltig Haupt . . .
Er starb, noch in der Blüthe seines Lebens —
Laßt um den Todten euer Klaggeschrei:
Das Loben, Tadeln, Weinen ist vergebens,
Er hört es nicht, — es ist mit ihm vorbei!
Und ob er recht gethan, ob er gefehlt,
Daß er der falschen Schattenehre Bahn,
Die jedem hohlen Gecken aufgethan,
Zur Sühne der Verleumdung sich erwählt:
Das Schicksal hat die Rechnung abgeschlossen,
Des Dichters Herzblut ist dafür geflossen!
Man griff ihn an, wo er am weichsten war,
Griff ihn bei seines Weibes Liebe an
Und machte ihn zu ihrer Ehre Richter,
Er starb wie er gelebt — ein Mann.
Und Manche jetzt frohlocken, daß er fiel,
Und rühmen laut den Mörder, der sein Ziel
So gut getroffen, und im kalten Muthe,
Fest, ohne Zittern, that den Mörderschuß,
Der unser Land geröthet mit dem Blute
Des liederreichen Genius. . . .
Ein leeres Herz schlägt stets in gleichen Schlägen;
Was sollte auch des Mörders Herz bewegen?
Ein Abenteurer kam er aus der Ferne,
Er nahm kein Herz mit sich, ließ keins zurück —
Rang sucht' er bei uns, Titel, Ordenssterne;
Denn unverständlich war ihm andres Glück.
Er fand, was er gesucht, in unsrer Mitte,
Er fand bei uns ein zweites Vaterland —

Sein Dank war, daß er sonst auf jedem Schritte
Was ihm begegnete, verächtlich fand:
Fremd blieb er unsrer Sprache, unsrer Sitte,
Das Volk war ihm ein Gegenstand des Hohnes,
Er suchte keine Gunst als die des Thrones.
Der für die eigne Heimath ohne Herz
Und Liebe, ward nicht anders anderwärts;
Ihm war das Freundesdach kein Heiligthum,
Er mochte zu der Unschuld Thränen lachen,
Des Gatten Herz in Eifersucht entfachen;
Kalt mocht' er auch mit frechen Händen
Ein reiches Dichterleben enden,
Das seines Volkes Stolz und Ruhm. . . .
Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Missethat nicht rächen,
Auf unser Flehn in seinem Zorne sprechen:
Versiegen soll die Quelle eurer Lieder!
Ihr wußtet nicht zu ehren euren Dichter,
Zum zweiten Mal send' ich euch keinen wieder! —

* * *

Dantés konnte sich in Petersburg nicht halten, kam aber in späteren Jahren nochmals auf kurze Zeit zurück als Gesandter Louis Napoleons, dessen Vertrauensmann er geworden war. Während des neuen Kaiserreichs wurde er als Senator oft in den Zeitungen genannt und machte ein großes Haus in Paris, wo er selbst gekrönte Häupter zu Gästen hatte.

Mit dem alten Baron Heckern führte mich der Zufall um die Mitte der sechziger Jahre in Wien zusammen, wohin ich nach dem Tode des Königs Maximilian von München aus auf einige Wochen gereist war. Ich traf ihn bei dem bayerischen Gesandten, Grafen Bray, als ich diesem einen Besuch machte; doch unser Zusammensein war ein sehr kurzes; der bloße Klang meines Namens bei der Vorstellung schien den alten Sünder zu verscheuchen, dem es, wie ich später vom Grafen Bray erfuhr, nicht unbekannt geblieben war, wie ich seiner in der

Einleitung zu meiner Uebersetzung Puschkins Erwähnung gethan. Mir war es aber interessant, ihn einmal leibhaftig gesehen zu haben. Er zeigte die Sicherheit des Auftretens, welche das Gefühl großen Reichthums und hohen Ranges mit sich bringt, und bewegte seinen langen, hagern, schmalschultrigen Körper mit großer Geschmeidigkeit. Er trug einen dunklen, enganliegenden, bis an den dürren Hals zugeknöpften Rock, welcher ihm, von hinten betrachtet, fast das Ansehen eines greisen Quäkers gab, während ein Blick in das Gesicht, welches unter dem spärlichen, schneeweißen Hauptthaar noch ziemlich frisch aussah, sofort den durchtriebenen Lebemann erkennen ließ. Es war mit seinen verkniffenen Zügen und unstäten Augen kein angenehmes Gesicht. Die ganze Erscheinung des bloß äußerlich sorgfältig zugeknöpften Diplomaten, der durch seine intrigante Geschwätzigkeit soviel Unheil angerichtet, machte bei seiner kautschukartigen Beweglichkeit einen durchaus würdelosen Eindruck. Seine geistige Nichtigkeit spricht sich auffallend in einem Briefe aus, den er kurz vor dem Duell zwischen seinem Adoptivsohne und Puschkin an diesen gerichtet und der mit den anderen auf die traurige Geschichte bezüglichen Briefen im Jahre 1863 veröffentlicht wurde. Ich lasse eine getreue Wiedergabe der merkwürdigen Aktenstücke als Anhang zu diesem Kapitel folgen:

* * *

I.

Brief Puschkins an Graf Benkendorff, Chef der Geheimpolizei.

Monsieur le Comte!

Je suis en droit et je me crois obligé de faire part à Votre Excellence de ce qui vient de se passer dans ma famille. Le matin du 4 Novembre, je reçus trois exem-

plaires d'une lettre anonyme, outrageuse pour mon honneur et celui de ma femme. A la vue du papier, au style de la lettre, á la manière dont elle était rédigée, je reconnus dès le premier moment, qu'elle était d'un étranger, d'un homme de la haute société, d'un diplomate. J'allai aux recherches. J'appris, que sept ou huit personnes avaient reçu le même jour un exemplaire de la même lettre, cachetée et adressée à mon adresse, sous double enveloppe. La plupart des personnes qui les avaient reçues, soupçonnant une infamie, ne me les envoyèrent pas.

On fut, en général, indigné d'une injure aussi lâche et aussi gratuite; mais tout en répétant que la conduite de ma femme était irréprochable, on disait que le prétexte de cette infamie était la cour assidue que lui faisait Mr. Dantés.

Il ne me convenait pas de voir le nom de ma femme accollé, en cette occasion, avec le nom de qui que ce soit. Je le fis dire à Mr. Dantés. Le Baron de Heckern vient chez moi et accepta un duel pour Mr. Dantés, en me demandant un délai de 15 jours.

Il se trouve, que dans l'intervalle accordé Mr. Dantés devint amoureux de ma belle-soeur Mlle. Gontscharoff, et qu'il la demanda en mariage. Le bruit public m'en ayant instruit, je fis demander à Mr. d'Archiac (second de Mr. Dantés) que ma provocation fut regardée comme non avenue. En attendant je m'assurai que la lettre anonyme était de Mr. Heckern, ce dont je crois de mon devoir d'avertir le gouvernement et la societé.

Étant seul juge et gardien de mon honneur et de celui de ma femme, et par conséquent ne demandant ni justice, ni vengeance, je ne peux, ni ne veux livrer à qui que ce soit les preuves, de ce que j'avance.

En tout cas, j'éspère Mr. le Comte, que cette lettre est une preuve du respect et de la confiance que je porte à votre personne.

C'est avex ces sentiments que j'ai l'honneur d'être

Monsieur le Comte

Votre très humble et très obéissant serviteur

A. Pouchkin.

21 Novembre 1836.

II.

Puschkin an Baron Heckern.

Monsieur le Baron!

Permettez moi de faire le résumé de ce qui vient de se passer. La conduite de Mr. votre fils m'était connue depuis longtemps et ne pouvait m'être indifférente. Je me contentai du rôle d'observateur, sauf à intervenir lorsque je le jugerai à propos. Un accident, qui dans tout autre moment m'eut été très désagréable, vint fort heureusement me tirer d'affaire. Je reçus des lettres anonymes.

Je vis que le moment d'agir était venu et j'en profitai. Vous savez le reste: je fis jouer à Mr. votre fils un rôle si pitoyable, que ma femme étonnée de tant de platitude, ne put s'empêcher de rire et que l'émotion que peut-être avait-elle ressentie pour cette sublime passion, s'éteignit dans le mépris le plus calme et le mieux mérité. Vous me permetterez de dire, Monsieur le Baron, que votre rôle à vous dans toute cette affaire n'a pas été des plus convenables. Vous, le représentant d'une tête couronnée, vous avez été paternellement le maquereau de votre bâtard, ou soi-disant tel. Toute sa conduite (assez maladroite d'ailleurs) a été probablement, dirigée par vous; c'est vous, proba-

blement, qui lui dictiez les pauvretés qu'il venait débiter, et les niaiseries qu'il s'est mêlé d'écrire. Semblable à une obscène vieille, vous alliez guetter ma femme dans tous les coins, pour lui parler de l'amour de votre fils, et lorsque malade de vérole, il était retenu chez lui par les remèdes, vous disiez qu'il se mourait d'amour pour elle, vous lui marmottiez „rendez-moi mon fils."

Vous sentez bien, qu'après tout cela je ne pouvais souffrir qu'il y eut des relations entre ma famille et la vôtre. C'était à cette condition, que j'avais consenti à ne pas donner suite à cette sale affaire et à ne pas vous déshonorer aux yeux de notre cour et de la vôtre, comme j'en avais le pouvoir et l'intention. Je ne me soucie pas que ma femme écoute encore vos exhortations paternelles. Je ne puis permettre que Mr. votre fils, après l'abjecte conduite qu'il a tenue, ose encore lui adresser la parole, encore moins qu'il lui fasse la cour et débite des calembourgs de corps de garde, tout en jouant le dévouement et la passion malheureuse, tandis qu'il n'est qu'un pleutre et qu'un chenapan. Je suis donc obligé de vous prier, Monsieur le Baron, de faire finir tout ce manège, si vous tenez à éviter un nouveau scandale devant lequel certes je ne reculerai pas.

J'ai l'honneur d'être etc.

A. Pouchkin.

III.

Baron Heckern an Puschkin.

Monsieur!

Ne connaissant ni votre écriture, ni vôtre signature, j'ai recours à Mr. le Vicomte d'Archiac, qui vous remettra

la présente pour constater que la lettre à laquelle je réponds vient de vous. Le contenu est tellement hors de toutes les bornes du possible que je refuse à répondre à tous les détails de cet êpitre. Vous paraissez avoir oublié, Monsieur, que c'est vous qui vous êtes dédit de la provocation, que vous aviez fait adresser au Baron Georges de Heckern, et qui avait été acceptée par lui. La preuve de ce que j'avance ici existe de votre main, et est restée entre les mains des seconds. Il ne me reste qu'à vous prévenir, que Mr. le Vicomte d'Archiac se rend chez vous pour convenir avec vous du lieu, où vous vous rencontrerez avec le Baron Georges de Heckern et à vous prévenir que cette rencontre ne souffre aucun délai.

Je saurai plus tard, Monsieur, vous faire apprécier le respect dû au caractère dont je suis revêtu et qu'aucune démarche de votre part ne saurait atteindre. Je suis Monsieur

Votre très humble serviteur

B. de Heckern.

Lu et approuvé par moi, le Baron Georges de Heckern.

IV.

Billet de Mr. d'Archiac à Mr. Pouchkin.

Le soussigné informe Monsieur de Pouchkin, qu'il attendra chez lui jusqu'à 11 heures du soir de ce jour et après cette heure au bal de la Comtesse Razoumovsky, la personne, qui sera chargée de traiter l'affaire, qui doit se terminer demain. En attendant il offre à Mr. Pouchkin l'assurance de sa considération la plus distinguée.

Vicomte d'Archiac.

Mardi $\frac{\text{26. Janvier}}{\text{7. Fevrier}}$ 1837.

V.

Zweites Schreiben des Mr. d'Archiac an Puschkin.

Monsieur!

J'insiste encore ce matin sur la demande que j'ai eu l'honneur de vous faire hier au soir.

Il est indispensable que je m'abouche avec le témoin que vous aurez choisi, et cela dans le plus bref délai.

Jusqu'à midi je resterai dans mon appartement; j'éspère avant cette heure recevoir la personne que vous voudrez bien m'envoyer.

Agréez Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

Vicomte d'Archiac.

St. Pétersbourg. Mercredi, 9 h. du matin.

$\frac{\text{27. Janvier}}{\text{8. Fevrier}}$ 1837.

VI.

Puschkin an Mr. d'Archiac.

Monsieur le Vicomte!

Je ne me soucie nullement de mettre les oisifs de Pétersbourg dans la confidence de mes affaires de famille; je me refuse donc à tout pour parler entre seconds. Je n'amènerai le mien que sur la place du rendez-vous. Comme c'est Mr. Heckern, qui me provoque et qui est offensé, il peut m'en choisir un, si cela lui convient; je l'accepte d'avance quand ce ne serait que son chasseur. Quant à l'heure, au lieu, je suis tout-à-fait à ses ordres. D'après nos habitudes à nous autres Russes, cela suffit. Je vous prie de croire, Mr. le Vicomte, que c'est mon dernier mot, et que je n'ai de plus à répondre à rien de ce qui concerne

cette affaire, et que je ne bouge plus que pour aller sur place. Veuillez accepter l'assurance de ma parfaite considération.

A. Pouchkin.

Entre $9^1/_2$ et 10 h du matin
27. Janvier.

VII.

D'Archiac an Puschkin.

Monsieur!

Ayant attaqué l'honneur du Baron Georges de Heckern, vous lui devez réparation. C'est à vous à produire votre temoin. Il ne peut être question de vous en fournir. Prêt de son côté à se rendre sur le terrain le Baron Georges de Heckern, vous presse de vous mettre en régle. Tout retard serait considéré par lui comme un refus de la satisfaction qui lui est due et en ébruitant cette affaire l'empêcher de se terminer.

L'entrevue entre les témoins, indispensables avant la rencontre, deviendrait, si vous la refusiez, une des conditions du Baron Georges de Heckern; vous m'avez dit hier et écrit aujourd'hui que vous les acceptiez toutes.

Recevez Monsieur, l'assurance de ma parfaite considération.

Vicomte D'Archiac.

St. Pétersbourg $\frac{\text{27. Janvier}}{\text{8. Fevrier}}$ 1837.

VIII.

Mr. d'Archiac an Fürst Wjäsemsky.

Mon Prince!

Vous avez désiré de connaître avec exactitude les détails de la triste affaire dont Monsieur Danzas et moi

avons été témoins. Je vais vous l'exposer et vous prie de la faire approuver et signer par Monsieur Danzas.

C'est à quatre heures et demi que nous sommes arrivés au lieu du rendez-vous. Le vent très violent qu'il faisait en ce moment nous força de chercher un abri dans un petit bois de sapins. La grande quantité de neige pouvant gêner les adversaires, il fallut leur creuser un sillon de vingt pas, aux deux bouts duquel ils furent placés. Les barrières marquées par des manteaux; un pistolet remis à chacun de ces messieurs. Le colonel Danzas donna le signal en levant son chapeau. Mr. Pouchkin était à la barrière presque aussitôt; le baron Heckern avait fait quatre des cinq pas qui le sĕparaient de la sienne. Les deux adversaires s'apprêtèrent à tirer; après quelques instants un coup partit. Monsieur Pouchkin était blessé; il le dit lui-même, tomba sur le manteau qui faisait la barrière et resta immobile la face contre terre. Les témoins s'approchèrent; il se releva sur son séant et dit: „attendez!“ L'arme, qu'il tenait à la main, se trouvant couverte de neige, il en prit une autre. J'aurais pu établir une réclamation, un signe du baron Georges de Heckern m'en empêcha. Monsieur Pouchkin la main gauche appuyée sur la terre visa d'une main ferme. Le coup partit. Immobile depuis qu'il avait tiré, le baron de Heckern était blessé et tomba de son côté.

La blessure de monsieur Pouchkin était trop grave pour continuer — l'affaire était terminée. Retombé après avoir tiré, il eut immédiatement deux demi-évanouissements, quelques instants de trouble dans les idées, il reprit tout-à-fait sa connaissance et ne la perdit plus. Placé sur un traineau, fortement secoué pendant un trajet de plus d'une demi verste sur un chemin fort mauvais, il souffrait sans se plaindre.

Le baron de Heckern avait pu, soutenu par moi, regagner son traineau, où il avait attendu que le transport de son adversaire fut effectué et que je puisse l'accompagner à Pétersbourg. Pendant toute cette affaire, le calme, le sang froid, la dignité des deux parties ont été parfaits.

Agréez mon Prince, l'assurance de ma haute considération

Vicomte d'Archiac.

Pétersbourg $^{1}/_{13}$ Fevrier 1837.

(IX.)

X.

Graf Benkendorff an Graf Strogonow.

Monsieur le Comte!

Je me suis empressé de faire à sa Majesté la demande de Madame Pouchkin pour que Danzas puisse accompagner le corps à sa dernière demeure. L'Empereur vient de me répondre, qu'il avait fait tout ce qu'il dépendait de lui, en permettant que Mr. Danzas, qui est sans jugement resté jusqu'à la cérémonie d'aujourd'hui auprès du corps de son ami; qu'un plus long délai serait contraire aux loix, et par conséquent impossible à accorder, mais il a ajouté que Mr. Tourgeneff ancien ami du défunt, n'ayant pas d'occupation pour le moment pourrait rendre ce dernier service à Mr. Pouchkin, et qu'il le chargeait du transport du corps.

En me hâtant de vous transmettre cette décision suprême, je suis

Benkendorff.



VI.

Fasten- und Feiertage. Wie sich in Rußland Alles in den schroffsten Gegensätzen bewegt. Wassily Iwanowitsch Krassow, ein Charakterbild. Alterthümliche Volksbräuche, Sitte und Unsitte. Villa Archangelsk. A. S. Chomjakow, der Poet und Prophet der Panslavisten. — Mein erstes Buch.



Groß ist die Zahl der Fast- und Feiertage in Rußland, und groß auch die Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie vom Volke gehalten werden. In den höheren Kreisen wird's etwas leichter damit genommen, aber doch nie so, daß dadurch nach unten Anstoß gegeben würde. Die Weihnachtsfeier hat in Rußland wenig zu bedeuten: die höchsten Festtage im Jahre bringt die Osterzeit, zu welcher eine siebenwöchentliche, streng eingehaltene Fastenzeit die Vorbereitung bildet. Die russische Kirche verbietet nicht nur alle Fleischspeisen, sondern auch Milch, Eier und Butter, selbst an den zwei gewöhnlichen Fasttagen der Woche — Mittwoch und Freitag —, während der großen Fasten vor Ostern aber sogar auch noch Fisch. Kohlsuppe mit Schwarzbrot und Zwiebeln, Rettige und die minder beliebten Kartoffeln bilden dann die einzige Nahrung der meisten Bartrussen. In den vornehmen Häusern ist während der großen Fasten nur das Fleisch verpönt; eine große Mannigfaltigkeit äußerst schmackhaft zubereiteter Fische, ferner Kaviar, Trüffeln und Champignons bieten reichlich dafür Ersatz.

Wie Ostern durch die großen Fasten, so werden diese eingeleitet durch die Fastnachts- oder „Butterwoche“ (Maßlinitza),

während welcher der Volksmagen durch Speisen und Getränke in einer Weise überladen wird, daß er wirklich einige Wochen braucht, um sich zu erholen. Die Hauptspeise bilden kleine, heiß genossene Butterfladen mit Kaviar. In der Butterwoche geht dem Volke das Herz auf inmitten der Lustbarkeiten, die ringsum verlockend winken; auf allen öffentlichen Plätzen stehen Reihen von Buden, in welchen Kunstreiter, Zigeuner, Gaukler und Possenreißer aller Art Augen- und Ohrenweide bieten, während im Freien Schaukeln und Rutschberge von Eis zu ergötzlicher Bewegung einladen. Unter den hin- und herwogenden Massen geht Mancher, der im Trinken des Guten zuviel gethan, auf schwanken Beinen, aber es kommen keine Scenen der Rohheit vor: die Betrunkenen fallen einander zärtlich in die Arme und dann zusammen in den Schnee, statt Streit anzufangen; sie wissen, es giebt nur *eine* Butterwoche im Jahre, und die muß gründlich genossen werden. Dann folgen die sieben mageren Wochen, welche Zeit genug bieten, über die Heiligkeit des Osterfestes nachzudenken.

Während der großen Fasten sind alle Kirchen fortwährend mit Andächtigen gefüllt, und trägt der Gottesdienst ein ganz besonders feierliches Gepräge. Der wundervolle Kirchengesang in den Kathedralen des Kreml lockt auch viele Tausende von Menschen dorthin, die nicht zur russischen Gemeinde der Gläubigen gehören. Der Großartigkeit der russischen Osterfeier kommt wohl nur die römische gleich. Die nach Tausenden zählenden Glocken, welche die heilige Nacht einläuten, sobald ein Kanonenschuß vom Kreml das Zeichen dazu giebt, während die dumpfen Schläge der großen Himmelfahrtsglocke auf dem Iwan Weliky Mitternacht verkünden, bilden ein wohlgestimmtes Zusammenspiel von gewaltiger Wirkung, die noch erhöht wird durch den Lichtzauber, der zu gleicher Zeit alle Kirchen, Kuppeln und Glockenthürme bis hinauf zu den höchsten Spitzen und

Kreuzen umschimmert. Das Volk strömt in die Frühmesse, nach deren Beendigung der Priester mit erhobenem Kreuz vor den Altar tritt und der Menge verkündet: „Christus ist auferstanden!“ (Christoss wosskress), wonach dann der Sängerchor die Hymne der Auferstehung anstimmt. Nun begrüßen sich alle Bekannten mit Christoss wosskress! und woistinno wosskress! (Er ist wahrhaftig auferstanden!), was durch drei Küsse besiegelt wird. Das Festgeläute währt, mit nur kurzen Unterbrechungen, eine ganze Woche hindurch, deren erste drei Tage einen rein feierlichen Charakter tragen; dann aber beginnen die öffentlichen Volksvergnügungen, wobei es wieder ähnlich munter hergeht wie in der Fastnachtszeit. Während der ersten Osterwoche sind alle Geschäfte geschlossen; während der zweiten Woche sind die Verkaufsläden täglich nur ein paar Stunden um die Mittagszeit geöffnet und die Festesfreude dauert bis zum Beginn der dritten Woche fort.

Was mir bei den russischen Volksfesten immer wieder auffiel, war die merkwürdige Erscheinung, daß keine rechte Heiterkeit zum Ausdruck kam. Mit fast feierlichem Ernst bewegen sich die Massen hin und her, alle die Schaubuden und öffentlichen Vergnügungsanstalten anstaunend, wie etwas ganz Fremdartiges. Die Schaubuden, Carrussels und Schaukeln sind immer gefüllt, aber ein schwermüthiger Zug ist überall in den Gesichtern vorherrschend; selbst beim Hauptvergnügen des Volks, dem Herabrutschen von den Eisbergen, geht es auffallend still zu; man hört kein herzliches Lachen, keinen Ausbruch übermüthiger Freudigkeit. In den Buden, wo zu den Klängen der Balalaika oder Ziehharmonika Gesang ertönt, hört man nur melancholische Weisen. Es giebt keine fröhlichen Volkslieder in Rußland. Eine höchst merkwürdige Erscheinung! Dem Russen aus dem Volke geht das Herz nur auf, wenn er beim Wodka sitzt; allein auch der Rausch macht ihn nicht fröhlich, sondern nur zärtlich.

Es ist eine alte Bemerkung, daß sich in Rußland alles in schroffen Gegensätzen bewegt, aber in Bezug auf die Lebensweise des Volks trifft sie nicht zu, man müßte denn einen Gegensatz darin finden, daß es mäßig im Essen und unmäßig im Trinken ist. Alle übrigen Gegensätze hebt das Trinken auf. Das Volk ist weder freudig bei der Arbeit, noch freudig beim Nichtsthun; es arbeitet nur soweit es muß, um nothdürftig sein Leben zu fristen, dessen Hauptgenuß unter allen Umständen der Wodka bleibt. Dieser hilft auch über die Fastentage hinweg, deren es so viele giebt, daß auf das ganze Jahr hundertsiebenundachtzig kommen, die zwei Fasttage mit eingerechnet, welche jede Woche bringt. Abgesehen von diesen Werktagsfasten giebt es siebzehn Fastenwochen im Jahre, welche durch Feiertage ausgeglichen werden müssen, um ein gewisses Gleichgewicht herzustellen. Wie hinderlich solche Zustände, aus welchen nur die Kirche, durch Aufrechterhaltung blinder Gläubigkeit, Vortheil ziehen konnte, dem Gedeihen des Volks und der Entwickelung seiner guten natürlichen Anlagen sein mußte, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden.

Mir boten die vielen Feiertage, an welchen ich ganz frei war, den Vortheil, mich ungestört meinen Studien und Betrachtungen widmen zu können, wobei dann auch manches Gedicht entstand, wenn tiefer gehende Erlebnisse nach poetischem Ausdruck rangen, oder die Auszüge, welche ich fleißig aus Nestors Chronik und Karamsins Geschichte machte, mich in das russische Alterthum zurückführten, dessen verschwommene Gestalten ich in feste Umrisse zu bringen suchte, was selten recht gelingen wollte. Aber ich lernte dabei klar erkennen, wie dürftig die alte russische Geschichte an eigenartigem Inhalt ist, da das Volk darin nur als eine stumpfe, willenlose Masse erscheint, die mit sich selbst nichts anzufangen weiß, so daß seine aus der Fremde geholten Führer es mit Leichtigkeit lenken

können, wohin sie wollen; weil ihm am Leben wenig gelegen ist, geht es mit Gelassenheit dem Tode entgegen, gleichviel ob es auf dem Schlachtfelde unter freiem Himmel, oder im Schmutze der heimischen Hütte stirbt. Nirgends eigener Aufschwung, nirgends Begeisterung für eine große Idee! Erst mit der Einführung des Christenthums tritt ein Umschwung ein, der aber auch nicht von innen, sondern von außen herbeigeführt wird, und zwar einfach auf Befehl von oben. Der Großfürst befiehlt die alten Götterbilder zu zertrümmern, um den gekreuzigten Christengott sammt einer Heerschaar von Heiligen dafür an die Stelle zu setzen — und das Volk gehorcht. Der neue Glaube, statt im Geiste seines Gründers befreiend zu wirken, führt nach oben zu unumschränkter Herrschaft und nach unten zur Sklaverei; den armen Gläubigen bleibt nur der Trost, für das Kreuz, das sie auf Erden zu tragen haben, einst im Himmel entschädigt zu werden.

So erklärt sich's, daß der russische Volksgeist, seit Groß-Nowgorods Untergang, nirgends wieder zu monumentalem Ausdruck gekommen ist; denn die prachtvollen Kirchen und Paläste sind nach fremden Mustern entstanden und das Volk hat aus sich heraus nichts geschaffen, was des Nennens werth wäre.

Die erste Stadt, welche mich in der Jugend durch ihre alterthümlichen Bauten fesselte und oft wieder zu sich hinzog, war Hildesheim, welches ebenso oft durch Feuersbrünste verwüstet worden ist wie Moskau, und doch immer noch in dem, was übrig geblieben, mehr kulturhistorisch Denkwürdiges bietet, als Moskau jemals besessen, dessen Monumentalbauten wesentlich nur durch ihren Umfang den Eindruck des Großartigen machen.

Ich führte kein regelrechtes Tagebuch, sondern warf nur ab und zu ein paar Bemerkungen aufs Papier, um mir über

die ihnen zu Grunde liegenden Erscheinungen klar zu werden. Wenn ich dann mit vorurtheilslosen Russen darüber sprach, so stellte sich gewöhnlich heraus, daß sie im deutschen Volksleben ebensoviel Verwunderliches gefunden hatten, wie ich im russischen Volksleben fand. Was jedem auf Sauberkeit haltenden Fremden zumeist ins Auge fällt, ist der sprichwörtlich gewordene russische Schmutz auf den Straßen und in allen Häusern, die nicht der vornehmen Welt angehören. Der gewöhnliche Russe scheint sich in einem gewissen Zustande von Unsauberkeit am behaglichsten zu fühlen, und es verschlägt ihm nichts, Nachts in denselben Kleidern zu schlafen, in welchen er tagsüber arbeitet; der gürtelumwundene Kaftan oder Schafspelz muß beim Ausgehen alles verhüllen; allein sein Hauptvergnügen ist doch, Sonnabends in die Badestube zu gehen und sich dort in glühenden Dämpfen so lange ausbrühen, abreiben, einseifen und mit eiskaltem Wasser übergießen zu lassen, daß er wie neugehäutet erscheint und es wieder eine Woche lang ohne häusliche Waschungen aushalten kann.

Die mir bekannt gewordenen Russen, welche in Deutschland studirt hatten, wußten nun drollige Geschichten zu erzählen von den Schwierigkeiten, die sich ihnen boten, überhaupt zu einem Bade zu kommen, da es öffentliche Bäder damals — in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts — noch in keiner deutschen Universitätsstadt gab, selbst in Berlin nicht, so daß für die ärmeren, auf kleine Wohnungen beschränkten Familien gar keine Möglichkeit vorhanden war, sich die Wohlthat eines Bades zu gönnen, während in Rußland selbst das ärmste Dorf Badeanstalten in vortrefflicher Einrichtung bietet. Aus diesen so verschiedenartigen Zuständen ergab sich für die studirenden Fremdlinge die Schlußfolgerung von selbst, daß im deutschen Volke das Bedürfniß gründlicher Reinigung des Körpers überhaupt nicht vorhanden sei, sondern

daß man sich mit oberflächlichen täglichen Waschungen begnüge, um desto eifriger seinem Drange nach Sauberkeit durch Auskehren, Abwischen, Treppenscheuern und Fensterputzen Luft zu machen.

* * *

Es wurde schon im vorigen Kapitel bemerkt, daß bei unserer zweiten Uebersiedelung nach Nikolsky ein neuer Lehrer für russische Sprache und Litteratur: Wassily Iwanowitsch Krassow uns begleitete. Es war das ein russischer Charakterkopf der besseren Art: frischen Geistes, von angenehmem Aeußern, leichtlebig, gutmüthig und durchaus natürlich in seinem ganzen Wesen. Er hatte neben den alten Sprachen auch Deutsch und Französisch gelernt, aber keine Gelegenheit gefunden, sich im Sprechen zu üben, wozu er auch keine Lust zu haben schien, so daß ich gezwungen war, mich mit ihm russisch zu unterhalten, was mir nur angenehm sein konnte, da ich viel dabei lernte.

Jeder gebildete Russe kennt W. J. Krassow und weiß irgend ein Lied von ihm auswendig; in Deutschland ist er völlig unbekannt geblieben. Er war auf litterarischem Gebiete kein großer Grundbesitzer, der reiche poetische Ernten einheimste, aus welchen er hätte überall Kapital schlagen können, sondern nur ein sorgloser, den Eingebungen des Augenblicks folgender Wanderer, der in Wald und Wiese die schönsten Blumen zu finden wußte, um duftige Sträuße daraus zu winden. Meines Wissens ist er nie dazu gekommen, eine Sammlung seiner Gedichte herauszugeben; man findet sie nur in Journalen und Chrestomathien zerstreut. Die meisten derselben sind erst durch Vermittelung seiner Freunde in die Oeffentlichkeit gedrungen. Er schrieb nur, wenn er den Drang dazu fühlte und ließ dann die Winde das Blatt wehen, wohin

sie wollten. Auch in seiner Kleidung war er sorglos, nicht, daß er sein Aeußeres irgendwie vernachlässigt hätte, er war die Sauberkeit in Person, immer sorgfältig rasirt und ohne ein Stäubchen auf seinem Rocke, aber wie dieser saß, war ihm gleichgültig, wenn er sich nur bequem darin bewegen konnte. Von mittlerem Wuchs, starkem Halse und gedrungenem Körperbau, suchte er seine starken Gliedmaßen durch Leibesübungen aller Art zu schmeidigen, war ein ausdauernder Schwimmer, kühner Reiter und sogar ein guter Tänzer, was bekanntlich unter Poeten selten vorkommt. Wir wurden bald gute Kameraden, schwammen jeden Morgen um die Wette in der nahen, klaren Jausa, und machten dann immer noch vor dem Frühstück einen Gang durch die Wälder, wo er mir charakteristische Geschichten aus seinem buntbewegten Leben erzählte, sich zwischendurch auch mit den Beeren und Schwämme suchenden Frauen und Kindern unterhielt, die wir im Walde trafen und denen immer die Freude aus den Augen leuchtete, wenn Wassily Iwanowitsch sie anredete, der, selbst ein Sohn des Volks, vortrefflich mit ihnen zu verkehren wußte. Er hatte große Liebe zu den Landleuten, aber meinte, wenn die Weiber in die Stadt kämen, wo sie ihren Kohl nicht selbst pflanzen könnten, sondern auf Gelderwerb sinnen müßten, würden sie leicht verdorben.

Während seiner Studienjahre in Moskau scheint es ihm oft traurig ergangen zu sein, da er seinen Lebensunterhalt meist durch Unterrichtgeben erschwingen mußte. Als er nun einmal infolge einer langen Krankheit, welche ihm jeden Erwerb unmöglich machte, Monate hindurch die Rechnungen für Kost und Quartier nicht bezahlen konnte, kam es zu bedenklichen Scenen mit seiner leicht erregbaren alten Wirthin, welche, nachdem sie ihm schon während seiner Krankheit sämmtliche Werth- und Kleidungsstücke als Sicherheitspfänder

entführt hatte, ihn nun mitten im Winter in Schlafrock und Pantoffeln auf die Straße setzen wollte. Er suchte ihr klar zu machen, daß ihm am Leben wenig gelegen sei, daß es aber ihr eigener Vortheil sein würde, durch gute Pflege seine Herstellung zu beschleunigen. Sie ließ ihn nicht ausreden und tobte sich in eine Wuth hinein, die ihr den Ausdruck einer wilden Katze gab.

Der Kranke sprang auf, riß einen kleinen Spiegel von der Wand, hielt ihr den vor das wuthverzerrte Gesicht und rief: „Du scheußliches Weib, erschrick vor Deinem eigenen Bilde!"

Die Wirkung war wunderbar, und die Frau stand wie vor Schrecken gelähmt beim Anblick ihres Bildes im Spiegel. Ehe sie wieder Worte finden konnte, trat der Arzt ein, Dr. Dietrich, ein in Rußland geborener Deutscher von imposantem Wuchs und edler Gesichtsbildung mit hoher Stirn und großen dunkeln Augen. Ein paar Worte genügten, ihn aufzuklären über die seltsame Scene, die er bei seinem Eintritt gewahrte. Die Frau sank vor ihm auf die Knie und bat um Verzeihung: sie habe in ihrer Noth zu viel Branntwein getrunken, um sich zu trösten, sei aber jetzt wieder zu Verstande gekommen und wolle gern alles thun, was man von ihr verlange.

So anschaulich, packend und lebendig, wie Krassow mir selbst diese Geschichte erzählte und sogleich vorspielte, läßt sie sich mit der Feder nicht nacherzählen, denn er besaß eine ungewöhnliche Gabe der Nachahmung, die ihn sogar befähigte, seine böse alte Wirthin mit ihrem Katzengesicht vor mir erstehen zu lassen. Dr. Dietrich, der große Stücke auf ihn hielt, half ihm aus seiner augenblicklichen Verlegenheit, und die Folge davon war, daß Krassow — wenn ich mich recht erinnere — dadurch zuerst veranlaßt wurde, einiges aus seiner Mappe in

Journalen drucken zu lassen, wozu es wiederum der Vermittlung guter Freunde bedurfte, um ihm ein anständiges Honorar zu sichern. Gleich die Erstlinge seiner Muse machten Aufsehen, so daß es ihm nicht schwer wurde, seine folgenden Arbeiten unterzubringen. Allein er ließ sich durch den Erfolg nicht blenden, stellte immer strengere Anforderungen an sich selbst, schrieb im ganzen sehr wenig und ließ noch weniger drucken, weil er mit der damals sehr strengen Censur nichts zu thun haben mochte. Der Hauptvortheil, den ihm seine Gedichte brachten, bestand darin, daß sie ihn in ganz Rußland bekannt machten und ihm solchergestalt sein Fortkommen erleichterten.

Ein eigentliches Brotstudium hatte er nicht erkoren. Zum Arzt fühlte er keinen Beruf, zum Popen noch weniger, zum Advokaten erst recht nicht, und der bloße Gedanke, ein Tschinownik zu werden, machte ihn schaudern. „Bei uns in Rußland — pflegte er zu sagen — hört der Mensch auf, wo der Beamte anfängt. Ausnahmen von dieser Regel können nur solche Beamte bilden, die unabhängig genug gestellt sind, um nicht gerade auf Bestechung angewiesen zu sein.“

Zu diesen von Haus aus unabhängig gestellten Ausnahmen gehörte Krassow nicht, und so nahm er bald nach Vollendung seiner Studien eine Hauslehrerstelle in Kleinrußland an. Später kam er nach Moskau, wo er in großen Häusern Unterricht in Sprachen und Litteraturgeschichte gab und dabei gesellig ein sehr angenehmes Leben führte, zwar unverheirathet blieb, aber viel und oft glühend liebte, bis die Zeit kam, wo er mit Lermontow ausrief:

Der Leidenschaft Toben, ob früh oder später, entflieht,
Verstand und Zeit bringt sie zur Stummheit;
Das Leben ist, wenn man's bei kaltem Verstande besieht,
Eine elende Posse voll Jammer und Dummheit.

Die Zeit, in welcher fast alle Russen höheren Fluges sich zu dieser Weltanschauung bekennen, beginnt gewöhnlich mit dem Ende der zwanziger Lebensjahre.

Bei Krassow begann sie nur wenig später. Er wollte seine Kraft in einem größeren Werke zusammenfassen, welches im Tone der alten russischen Volkslieder die Bekehrung des Großfürsten Wladimir zum Christenthum erzählen sollte, allein der an sich sehr verführerische Stoff erwies sich ihm immer spröder und gefährlicher, jemehr er darüber nachdachte. Wladimir war bis zu seiner Bekehrung zum Christenthum eines der größten Ungeheuer, davon die Geschichte zu erzählen weiß. Er trat zum Christenthum über, um die Prinzessin Anna, die Schwester der beiden byzantinischen Kaiser Basilius und Konstantin, heirathen zu können. Sobald er getauft war, ließ er die alten heidnischen Götterbilder, zu denen er bisher gebetet, durchpeitschen und zerstören; alle Bewohner seiner Hauptstadt Kiew aber wurden am nächsten Tage in den Dnjepr getrieben, um sich taufen zu lassen. Von Widerstand war keine Rede. Die Art, wie der ehrliche Chronist Nestor in allen Einzelheiten diese Bekehrung des russischen Volks erzählt, klingt mehr ergötzlich als erbaulich. Die Kirche hat den barbarischen Wladimir zu einem wunderthätigen Heiligen gemacht, der Dichter konnte ihn aber nur zu einem höchst wunderlichen Heiligen machen, und das wäre ihm an den Hals gegangen. Daran mußte das ganze Unternehmen scheitern . . .

Von den schwer ebenbürtig wiederzugebenden kleineren Gedichten Krassows will ich hier wenigstens eine Probe in eigener Uebersetzung mittheilen.

Der nächtliche Begleiter.

Windschnell trug beim Sterngefunkel
Durch das Blachfeld mich mein Roß,

Wo in grabesstillem Dunkel
Alles um mich her zerfloß.

Klang ein Lied aus meinem Munde
Wie im Takt zum Roßhufschall,
Da — aus dunklem Föhrengrunde
Hört' ich klaren Widerhall.

Mitternacht. Der Halbmond gleitet
Wie ein Kahn durchs Nebelmeer,
Und — ich spür's — unsichtbar reitet
Jemand neben mir einher.

* * *

Krassow war der lebendige Auszug alles Volksthümlichen, wie sich's in seiner Reinheit nur noch auf dem Lande erhalten hat, und in der Stadt nur noch soweit bemerkbar wird, als es mit den kirchlichen Gebräuchen zusammenhängt. Im Volke aufgewachsen, erzählte er mit Vorliebe aus seiner Jugend, und seine Geschichten, voll frischen Erdgeruchs, waren immer eine Blumenlese heimischer Sitten und Gebräuche, deren Bedeutung ich mir erklären ließ. Es ging ihm damit, wie es mir früher selbst ergangen war, als ich noch das Osterfeuer im Freien schüren half; vor Pfingsten mitzog in den Wald, um das Haus mit Maibüschen zu schmücken; im Sommer nach vierblättrigem Klee suchte; am Martinstage Menschengesichter aus großen Kürbissen schnitt, die Abends als Laternen dienen mußten, wenn die Mädchen und Knaben auf der Straße sangen:

Martin! Martin! Heeren!
De Appel un de Beeren,
De Nötte mag ick geeren. —

es fiel mir nie ein, darüber nachzudenken, was Tiefes dahinter steckte, bis mir Jakob Grimms Deutsche Mythologie zu Augen kam, als ich die Kinderschuhe schon längst ausgetreten

hatte. Das Epoche machende Werk machte auch in der russischen Gelehrtenwelt viel Aufsehen und regte dort wie in Böhmen zu Forschungen über slavische Mythologie an, die nicht wenig beitrugen, die panslavistischen Bestrebungen zu fördern. Man suchte nach etwas allen Slaven Gemeinsamem, und das war in der vorhistorischen Götterwelt leicht zu finden. Prokopius, der Begleiter Belisars auf dessen Kriegszügen, schreibt von den hinter den Karpathen wohnenden Slaven (de b. g. III. c. 14): unum deum, fulgurem effectorem, dominum hujus universitatis solum agnoscunt. Eine ähnliche Stelle über die polakischen Slaven findet man bei Helmold, der im zwölften Jahrhundert schrieb. Beide stimmen darin überein, daß die Slaven viele Gottheiten hatten, denen sie Opfer brachten, dabei aber einen höchsten Gott im Himmel über alle anderen verehrten. Allein das bezeichnet doch nichts besonders Slavisches, sondern findet sich bei allen indogermanischen Völkern, deren Glaubensvorstellungen auf ihre Urheimath zurückführen. Die Unterschiede bestehen wesentlich in den Veränderungen, welche die alten Vorstellungen im Laufe vieler Jahrhunderte bei jedem einzelnen Volke, seinem Charakter und seinen Schicksalen gemäß, erfahren haben. Was nun zunächst bei der slavischen Mythologie in die Augen fällt, ist ihre Leblosigkeit, die Starrheit ihrer Götter, im Gegensatz zu dem poetischen Leben, dem gewaltigen Ringen und Kämpfen der Götter Nordens. So erklärt sich's denn auch, daß die alten Slavengötter, wie sie im Geiste des russischen Volks lebten, dem Christenthum ohne Kampf erlagen.

Nur harmlose Niederschläge aus der alten Götterzeit haben sich in Liedern, Sagen und Märchen erhalten, deren Zahl größer ist als ihre Bedeutung. Aus den heidnischen Gottheiten sind christliche Heilige geworden und in den Kirchen-

festen leben alle diejenigen heidnischen Gebräuche fort, welche nicht auszurotten waren. Der ganze Jahreskreis der Feste dreht sich gerade wie bei uns und allen arischen Völkern in Rußland um den Kampf zwischen Licht und Finsterniß, oder Tag und Nacht, Winter und Sommer. Der Kampf wiederholt sich täglich und die Feste bezeichnen nur die Wandel der Jahreszeiten. Was sie von den unsrigen hauptsächlich unterscheidet, ist ihre lange Dauer. Von Ostern haben wir schon gesprochen. Mit Weihnachten beginnen die zwölf heiligen Nächte, die bis zum Feste der heiligen drei Könige sich hinziehen und die eigentliche Wahrsageperiode des Jahres bilden, während welcher in jedem Hause mehr oder minder ernste Versuche gemacht werden, durch gegossenes Wachs und geschmolzenes Blei den Schleier der Zukunft zu lüften. Auf dem Lande bilden die Mädchen einen Kreis um den Tisch, auf welchem eine mit Wasser gefüllte, durch ein weißes Tuch verhüllte Schüssel steht. In diese Schüssel wird ein Ring geworfen, während die Mädchen folgende, aus alter Zeit stammende Lieder singen:

Ruhm sei Gott im Himmel,
Ruhm!
Ruhm sei unserm Zaren auch auf Erden,
Ruhm!
Daß der Zar, unser Herr, nie altern möge,
Daß sein buntes Gewand nie abgenutzt werde,
Daß seine guten Rosse sich nie zu Schanden laufen,
Seine guten Diener nie von Treue lassen!
Ruhm, Ruhm, Ruhm!

Dann kommt ein anderes Lied:

Wer den Ring zieht, wird das Schicksal fragen,
Wer es frägt, dem wird es Antwort sagen.
Klopft das Glück an, wo es immer sei,
Mög' es weilen, zieh' es nicht vorbei!

Natürlich werden nicht überall dieselben Lieder gesungen; die Auswahl ist groß und alle gleichen sich nur darin, daß der Ruhm des Zaren vorangeht und der mehr oder minder stark betonte Wunsch nach einem Manne folgt:

Ruhm sei Gott im Himmel,
Ruhm dem Zar auf Erden,
Ruhm!
Wer des Glückes würdig,
Mög' er glücklich werden,
Ruhm!

Einen Ring laß ich rollen um die ganze Stadt,
Doch dem rollenden Ringlein selbst folge ich,
Ein Herzlieb zu suchen, einen Schatz für mich!
Ruhm!

Die Perlen wollen getragen sein,
Sind schön um den Hals zu winden —
Wo sind junge Mädchen, die nicht gern frei'n?
Helft nur, den Rechten finden!

Und so geht's fort ins Unendliche. Wollen die Jungfrauen wissen, welche unter ihnen zuerst die Beglückte sein wird, so bilden sie einen Kreis um einen Hahn; jede streut etwas Korn vor sich hin, und wo der Hahn zuerst anpickt, da sind die nächsten Aussichten zu einer Verlobung. Will eine Jungfrau den Namen ihres Zukünftigen erfahren, so tritt sie in der Dunkelheit vor die Schwelle des Hauses und frägt den ersten besten Vorübergehenden nach seinem Namen; so wird dann derjenige, dessen Arme sich mit den ihrigen zum Ringe verschlingen sollen, auch heißen. Desgleichen wird aus der Art und Weise, wie das Bild des Mondes sich in einem Spiegelglase zeigt, die Zukunft — d. i. das Bild des „Mannes" im Monde — errathen . . .

Krassow, der längere Zeit in der Ukraine gelebt, belehrte

mich, daß die Volkspoesie dort sich viel reicher, mannigfaltiger und anmuthender entfaltet habe, als in Großrußland, weil die Kleinrussen länger ihre Freiheit zu wahren gewußt, die sie über alles liebten, und weil bei ihren fortwährenden Kämpfen gegen überlegene Feinde eine mehr individuelle Entwickelung unter ihnen sich vollzogen habe, welche in vielen ein bis zum Uebermuth gesteigertes Selbstbewußtsein und einen ritterlichen Sinn erzeugte, der den Großrussen ganz fremd geblieben, da diese sich immer nur als Masse fühlten, durch jahrhundertelangen gleichmäßigen Druck gleichförmig geworden, friedlich von Natur, kriegerisch nur auf Befehl des Zaren, aber dann furchtbar im Kampfe durch zähe Ausdauer und blinden Opfermuth.

Der friedliche Wassily Iwanowitsch konnte sich mit der traditionellen Politik des Zarenthums nicht befreunden, unter dem Banner des Christenthums immer kriegerisch nach außen, statt bildend und befreiend nach innen zu wirken. Allein er konnte auch nicht dagegen ankämpfen ohne Gefahr, nach Sibirien geschickt zu werden, wo schon einige seiner ähnlich gesinnten Freunde büßten, und so blieb ihm nichts übrig, als seinem gepreßten Herzen in Liedern Luft zu machen, wovon die meisten Blumen bleiben mußten, die im Verborgenen blühen. Eines der hübschesten Gedichte Krassows ist an mich selbst gerichtet, aber zu intimen Inhalts, um hier mitgetheilt werden zu können. Es ist ein bei meiner Abreise von Moskau nach dem Kaukasus in reizenden Versen geschriebener Brief, worin sich der ganze Krassow offenbart mit seinem warmen Herzen, klaren Augen und freien Geist, dem der Schelm immer im Nacken saß. Um ihn ganz kennen zu lernen, mußte man ihn unter vier Augen oder in ganz kleinem Kreise haben, wo er sich gehen lassen konnte, ohne Besorgniß, mißverstanden zu werden. Dann war es meist geradezu ein poetischer Genuß,

ihn erzählen zu hören, gleichviel was, da er auch die unbedeutendsten Erlebnisse spannend und mit künstlerischer Steigerung vorzutragen wußte. In größeren Gesellschaften verhielt er sich ziemlich wortkarg, besonders wenn französisch gesprochen wurde, was damals in den meisten Salons üblich war. Er verstand die Sprache ganz gut, hatte aber nicht die Gewohnheit, darin zu denken, und mundhabte sie deshalb nicht mit gleicher Zungengeläufigkeit, wie die eigentlichen Salonrussen, denen das Französische schon an der Wiege gesungen wurde, um dann durchs ganze Leben ihre Hauptsprache zu bleiben. Die Vortheile, die ihnen daraus erwuchsen, waren allerdings groß, sowohl in dienstlicher wie in gesellschaftlicher Beziehung, denn ein tadelloses Französisch führte am sichersten und schnellsten zu Beförderung und Ansehen. Ein Gardeofficier oder höherer Beamter ohne französische Durchbildung wäre geradezu undenkbar gewesen. Ein gutes Französisch diente nicht bloß als beste Einführung in alle Gesellschaften, sondern verhüllte auch am sichersten alle sonstigen Bildungslücken und fiel in der allgemeinen Schätzung weit schwerer ins Gewicht, als die gründlichste Gelehrsamkeit.

Das wußte Krassow sehr wohl und würde sich auch sicher bemüht haben, ein vollendeter Franzose zu werden, wenn sein Ehrgeiz einen höheren Flug genommen hätte als den, gute russische Verse zu schreiben. Er gönnte den Würdenträgern von Civil und Militär völlig neidlos ihre glänzenden Uniformen, Titel und Sterne, ohne selbst je das geringste Verlangen darnach zu spüren, und unterhielt sich überhaupt lieber mit liebenswürdigen Damen, als mit wichtigen Herren. Dazu trieb ihn nicht bloß der poetische Zug seines Herzens, sondern auch eine gewisse Vorsicht, die er sich zum Grundsatz gemacht: in größeren Gesellschaften alle politischen Discussionen zu vermeiden. Deshalb trank er auch unter vier Augen eher eine

Flasche Wein bis zur Neige aus, als in größerer Gesellschaft ein einziges Glas. Denn der Wein belebte seine Zunge, und wenn diese mit ihm durchging, so war er unberechenbar. Und nichts lag ihm bei seiner freiwilligen Zurückhaltung ferner, als Schüchternheit oder Verlegenheit. Er drängte sich Niemandem auf, aber wer sich ihm aufdrängte, der fand sicher seinen Mann in ihm. Indeß wurde ihm auf die Dauer alles gesellige Treiben zuwider, und er zog sich allmählich ganz davon zurück. So lieb ihm seine verhältnißmäßige Unabhängigkeit war, so fand er sie doch durch die Zersplitterung seiner Zeit zu theuer erkauft. Hätten ihm die Mittel nicht gefehlt, er würde sicher Rußland verlassen haben, wie Alexander Herzen, Iwan Turgenjew und Andere, die erst im Auslande ihrem gepreßten Herzen Luft machen konnten.

So oft er sich zur Ausführung einer größeren Arbeit sammeln wollte, kamen pekuniäre Schwierigkeiten dazwischen, da er nicht bloß für sich zu sorgen hatte, sondern auch für arme Verwandte, die ebenso unermüdlich waren im Bitten, wie er im Geben. Er übernahm sich oft zu sehr, um helfen zu können, und verlor darüber seine Gesundheit und Munterkeit.

Die höchsten Weltfragen
Werden mir zu Geldfragen

sagte er bitter lächelnd, als ich ihn kurz vor meiner Abreise besuchte und äußerlich sehr verändert fand, nachdem er einige Zeit hatte das Zimmer hüten müssen. Ich hörte ihn, als ich an seine Thüre kam, laut vor sich hinsprechen und bat ihn beim Eintreten, mich fortzuschicken, wenn ich ihn beim Arbeiten störte.

Nein — erwiderte er — ich arbeite nicht; ich rezitirte nur Verse von Lermontow, die ganz meine Stimmung ausdrücken:

Es quält mich, es drückt mich, und Keiner ist, der mich versteht.
Ich leide und klage vergebens. . . .
Und während erfolglos mich ewig Verlangen durchweht,
Entschwinden die Jahre, die besten des Lebens . . . .

Wenn ich mich recht entsinne, waren es diese selben Verse, welche Krassow zu seinen (in der Chrestomathie von Galachow abgedruckten) Reimzeilen „Auf das Grab eines Poeten“ veranlaßten, welche lauten:

Er konnte sich nicht verständigen
Mit den Lebendigen,
Drum zu den Todten
Ward er entboten.

Die Verse paßten auf Krassow selbst, und ich war nicht sonderlich überrascht, als ich, wenige Jahre nach unserer Trennung, die Nachricht von seinem frühen Tode erhielt, dessen nähere Umstände mir unbekannt geblieben.

Es ist das Loos der meisten russischen Dichter dieses Jahrhunderts gewesen, früh zu sterben und schon lange vor ihrem Tode keine rechte Freude mehr am Leben gehabt zu haben.

Des Nordens kurze nebelvolle Tage
Erzeugen ein Geschlecht, das hinstirbt ohne Klage.

* * *

Der Landaufenthalt in Nikolsky ging gewöhnlich schon in der ersten Hälfte des September zu Ende, was mir ebenso leid that wie der Fürstin und den Kindern, die lieber auf dem Lande als in der Stadt lebten, wo die Bewegung in freier Luft gerade während der Uebergangszeit vom Sommer zum Winter wenig Annehmlichkeiten bot, schon wegen des oft unergründlichen Schmutzes in den schlecht gepflegten Straßen. Allein der Fürst hatte für die Freuden des russischen Landlebens wenig Sinn; es tauchte dabei immer in ihm die Erinnerung an die vielen Sommer auf, die er in deutschen Bädern, besonders in

Wiesbaden verlebte, wo es ihm am besten gefallen. In Homburg und Baden-Baden soll er viel Unglück im Spiel gehabt haben und dadurch veranlaßt worden sein, sein Erbgut Archangelsk um sechs Millionen Rubel an den Fürsten Jussupow zu verkaufen, der die nach italienischen Mustern erbaute palastartige Villa, welche das Gut beherrscht, gar nicht einmal bewohnte, sondern durch einen Kastellan verwalten ließ, der selbst den Führer machte, wenn Besucher kamen, um die prachtvollen Räume mit ihren Kunstschätzen zu sehen. Die Villa war, von Nikolsky aus, mit raschen Pferden in einer Stunde zu erreichen; aber ich hatte nur einmal Gelegenheit, ein paar Stunden darin zuzubringen, einer Einladung der Fürstin folgend, sie und ihren ältesten Sohn Nikolas auf einer Fahrt dahin zu begleiten. Sie wollte mir gern die alte Herrlichkeit — in Abwesenheit ihres Gatten, der auf einige Tage nach Moskau gereist war — einmal vor Augen führen, um mich erkennen zu lassen, warum es dem Fürsten in Nikolsky nicht so gut gefalle wie uns Anderen. Ich hatte schon viel von der Villa Archangelsk gehört, aber in Wirklichkeit übertraf sie noch die glänzende Vorstellung, die ich mir davon gemacht. Aus dem weitausgedehnten, bis zum Flusse sich hinziehenden Park führten breite, schimmernde Stufen über eine Reihe mit Vasen und Statuen geschmückter Terrassen zu der auf hohem Hügelrücken gelegenen Villa empor, welche, die ganze Umgegend überragend, herrliche Fernsichten auf Wälder und Fluren bot, zwischen denen der Strom weithin sichtbar blieb. Aus der prächtigen Vorhalle kam man links durch eine lange Reihe von Sälen und Gemächern, welche die Gemäldegalerie bildeten und vorwiegend Werke von italienischen, spanischen, französischen und niederländischen Meistern enthielten. Auch die fürstlich eingerichteten Wohnräume waren mit Gemälden, Sculpturen und kostbaren Vasen geschmückt. Daneben gab es eine reich

ausgestattete Hauskapelle mit Heiligenbildern; einen herrlichen Concertsaal; ein allerliebstes Theater mit dazu gehörigen Ankleidezimmern; eine große Bibliothek; einen Billardsaal; Spielzimmer u. s. w. — Die Schlafzimmer und Wohngemächer für Gäste befanden sich im oberen Geschoß. — Man konnte sich leicht beim Anschauen dieser todt liegenden Herrlichkeit eine Vorstellung von dem Reichthum machen, den es erforderte, sie zu beleben. So lange das geschah, wurde eine eigene, zahlreiche Hofkapelle unterhalten nebst einem Sängerchor für den Kirchengesang. Ob bei den Aufführungen französischer und russischer Stücke in dem reizenden Theater, welches wohl fünfhundert Zuschauer faßte, besoldete Schauspieler oder nur vornehme Dilettanten ihre Kunst übten, es blieb immer ein kostspieliges Vergnügen, da Spieler und Zuschauer zugleich Gäste des Hauses waren.

Julius Schulhoff, der berühmte Pianist, welcher sich längere Zeit in Rußland aufhielt, erzählte mir später einmal von einem Zauberfeste, welchem er in Archangelsk beiwohnte zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums von Kaiser Nikolaus. Fürst Jussupow hatte zu dem Festspiel neue Dekorationen in Petersburg malen und Schauspieler von dort kommen lassen. Der ganze Palast war mit Gästen angefüllt, der Park die ganze Nacht hindurch taghell erleuchtet, und das Vergnügen des einen Tages und der einen Nacht kostete dreißigtausend Silberrubel. —

Ich begriff ganz gut, daß Fürst Michael Galizin an die Tage des einstigen Glanzes nicht gern erinnert sein wollte, ich konnte aber nicht begreifen, daß ihm das Landleben überhaupt dadurch verleidet wurde. Mir schien Archangelsk mehr geeignet, bei festlichen Veranlassungen zur Entfaltung blendender Pracht zu dienen, als für das Alltagsleben eine gemüthliche Wohnstätte zu bieten, und wenn ich die freie Wahl zwischen

Archangelsk und Nikolsky zum Sommeraufenthalt gehabt hätte, so würde ich sicher das letztere vorgezogen haben, wo man nicht erst ein Labyrinth von Zimmern zu durchwandern und eine lange Reihe von Stufen hinabzusteigen brauchte, um ins Freie zu gelangen.

Der Fürst hatte für alles, was den Hauptreiz des Landlebens ausmacht, wenig Sinn. Er begleitete uns nie auf unseren gemeinsamen Ausflügen in die Wälder oder auf die benachbarten Güter; wenn es galt einer Einladung zu folgen, so fuhr er allein, während wir Anderen in einer sogenannten „Linie“ fuhren, einem für Landpartien sehr praktisch eingerichteten Wagen, aus zwei langen Bänken bestehend, welche eine Menge Sitzplätze bieten und nur durch eine niedrige Lehne von einander getrennt sind, so daß man Rücken an Rücken sitzt und sich doch durch leichte Wendung des Kopfes von einer Bank zur andern bequem unterhalten kann. Nur bei schlechtem Wetter wird der Wagen zu beiden Seiten durch ein Schutzleder geschlossen, den, wenn er offen steht, wie gewöhnlich, die ganze Gesellschaft zugleich in einem Augenblick verlassen kann.

Zu Hause hielt sich der Fürst gewöhnlich abgeschlossen und kam nur bei den verschiedenen Mahlzeiten zum Vorschein. Seine Hauptliebhaberei war die Musik; er spielte leidlich Klavier und versuchte sich mit zäher Ausdauer im Componiren von Tänzen und Liedern, hatte auch schon eine stattliche Anzahl seiner Compositionen auf eigene Kosten drucken lassen, ohne sonderliche Beachtung damit zu finden, und so glaubte er immer, Ursache zu haben, unzufrieden mit seinem Schicksale zu sein. Ich habe ihn nur einmal herzlich lachen hören, als ein halb Dutzend Frauen aus dem Dorfe kamen, um den dicken Zeichenlehrer Jastribylow der Zauberei zu beschuldigen. Dieser schon früher erwähnte Jastribylow war mit seiner Falstaffgestalt und seinem schwammigen Gesicht, von fast ebenso gelber Farbe wie

die große, fuchsige Perrücke, die es umrahmte, ein Bild von Häßlichkeit, aber dabei, trotz seinen vorgerückten Jahren, immer noch sehr verliebter Natur. Nun hatte er sein Glück im Dorfe versucht und sich bei einigen Frauen und Mädchen einzuschmeicheln gewußt durch die überraschenden Zeichnungen, die er von ihnen machte und ihnen schenkte. Bei Einer war's ihm sogar gelungen, sie zu einem Stelldichein im Walde zu überreden; allein ihr langes Verschwinden war nicht unbemerkt geblieben; man kam ihr auf die Spur und fand die beim Anblick ihrer Mutter und Nachbarinnen schier Verzweifelnde. Allein Jastribylow war nicht durch Bauernweiber zu verblüffen und rief ihnen zu: „Wißt Ihr nicht, daß ich ein Zauberer bin und daß alles, was Ihr gesehen habt, nur Blendwerk ist? Wenn Ihr nicht auf der Stelle verschwindet, so laß ich alle Haare von Euren Häuptern verschwinden, wie jetzt meine Haare von meinem Haupte." Dabei riß er sich die Fuchsperrücke vom Kopfe, der in seiner völligen Kahlheit bei ungeheuerm Umfange einen schauerlichen Anblick bot und fast leuchtete, wie ein fauler Baumstumpf im Dunklen. Die erschreckten Weiber liefen in tausend Aengsten um ihren Haarschmuck davon, erst zum Priester, den sie nicht zu Hause fanden, und dann zum Fürsten, der die größte Mühe hatte, beim Anhören ihrer Geschichte eine ernste Haltung zu bewahren.

„Geht ruhig nach Hause — sagte er — ich werde den Zauberer zur Rede stellen und ich verspreche Euch, daß Ihr alle Haare auf den Köpfen behalten sollt!"

Inzwischen suchte Jastribylow seine schöne Mascha auf dem Heimwege zärtlich zu beschwichtigen. Wir saßen noch auf der Terrasse beim Thee, als er zurückkam. Der Fürst entbot ihn, sammt den übrigen Gästen männlichen Geschlechts, auf sein Musikzimmer, wo der alte Sünder beichten und seine Perrücke

abnehmen mußte, wobei er einen Lachkrampf erregenden Anblick bot.

Der junge Priester, den die klagenden Weiber nicht zu Hause gefunden hatten, war noch ein Neuling im Dorfe und etwas unsicher in seinem Auftreten, obwohl es ihm, wie Krassow mir sagte, weder an Intelligenz noch an Kenntnissen fehlte. Vor ein paar Wochen hatte ihn die Fürstin, gelegentlich der Feier eines Namenstags, wobei die priesterliche Weihe nicht fehlen durfte, zur Tafel geladen und er schien sich anfangs mit einiger Befangenheit in der zahlreichen und vornehmen Gesellschaft zu bewegen. Doch allmählich wurde er sicherer und als ihm am Ende des Mahls das lauwarme Mundwasser vorgesetzt wurde, trank er den Inhalt der rosigen Schale in Einem Zuge aus. Als er jedoch merkte, welche Blicke er dabei auf sich zog und welchen Gebrauch die Anderen von dem Mundwasser machten, gerieth er wieder in Verlegenheit.

In noch größere Verlegenheit gerieth ich selbst, als ich am späteren Nachmittage mit Paul Olßufiew dem Flusse zuschlenderte, wo einige junge Damen von benachbarten Gütern standen und bei munterer Unterhaltung einem Schauspiel zusahen, dessen wir erst bei näherem Hinzutreten ansichtig wurden. Da tummelten sich an einer flachen Stelle des Flusses Knaben, Jünglinge, Männer und Greise bunt durch einander im Wasser plätschernd umher, und die Damen sahen dem Spiel mit größter Unbefangenheit zu, ohne sich im mindesten durch unsere Ankunft stören zu lassen. Den Badenden ihrerseits; die sich harmlos in allen erdenklichen Stellungen zeigten, schien es völlig gleichgiltig zu sein, ob sie dabei beobachtet wurden oder nicht.

Paul Olßufiew las mir mein Staunen über den Anblick aus dem Gesichte ab und suchte mich, als wir umkehrten, darüber aufzuklären, daß kein Russe, der nicht den Maßstab englischer oder deutscher Sitte anlegen könne, Anstoß an solchen

Scenen nehmen werde. Selbst in einem so alten Kulturlande wie Italien, und bei den romanischen Völkern überhaupt, seien der Schamhaftigkeit nicht so strenge Grenzen gezogen wie bei den germanischen Völkern. Um wieviel weniger könnte das in Rußland der Fall sein, wo die Leibeigenen seit Jahrhunderten als eine bloße Sache betrachtet wurden. Diese Damen, welche den badenden Bauern so unbefangen zuschauten, als ob es Hunde wären, würden sich gewiß mit angeborener oder anerzogener Schamhaftigkeit abwenden, wenn ihr Blick auf badende Standesgenossen fiele ...

Eines der schlimmsten Uebel, welches die Leibeigenschaft aus ihrem Schoße erzeugt hat, ist das allen sittlichen Begriffen hohnsprechende Verfahren, welches die Gutsherren anwandten, um die Zahl ihrer Leibeigenen zu vermehren. Es wurde herkömmlich, unreife Knaben von vierzehn oder fünfzehn Jahren mit mannbaren Mädchen zu verheirathen, wobei dann der Vater des Knaben bei seiner Schwiegertochter diejenigen Pflichten zu üben hatte, welche man eheliche zu nennen pflegt. Niemand nahm Anstoß an diesem blutschänderischen Brauch, der nicht etwa bloß in einzelnen Ortschaften oder Gegenden vorkam, sondern allgemein in Großrußland herrschte.

Nun ist zwar leicht urkundlich nachzuweisen, daß dieser Familienbrauch, nach welchem der Vater die Stelle des Sohnes vertrat, bis dieser sich selbst Manns genug fühlte, seine ehelichen Rechte wirksam zu machen, in Rußland schon seit den ältesten Zeiten herrschte, wie nicht bloß durch den alten Chronisten Nestor bezeugt wird, sondern auch durch die vielen Volkslieder, welche sich bis auf unsere Tage erhalten haben und dem geschilderten Verhältniß ihren Ursprung verdanken. Allein die Leibeigenschaft hat auch schon in jenen ältesten Zeiten bestanden, obwohl nicht in der Form, welche ihr die Zaren gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu Staatszwecken

gegeben haben. Sie war früher eine nur persönliche und wurde dann eine grundherrliche, durch Fesselung der Leibeigenen an die Scholle. Die russischen Historiker suchen den alten Brauch durch die alten patriarchalischen Zustände zu erklären, welche es mit sich brachten, daß die Familienhäupter einander oft feindlich gegenüberstanden und um ihre Hausmacht durch Mehrung ihrer Nachkommenschaft zu verstärken, innerhalb der Familie ein Zusammenleben begründeten, an welchem Niemand Anstoß nahm, da der Wille des Familienhauptes als Gesetz galt, wonach denn auch der eben erörterte Brauch im Laufe der Zeit als ein geheiligter betrachtet wurde. Die Bekehrung des Volks zum byzantinischen Christenthum hat nichts weiter an diesem uralten Brauche geändert, als ihn aus den Häusern der Reichen in die Hütten der Armen zu verpflanzen, wo er zu meiner Zeit noch in üppiger Blüthe stand; erst durch Aufhebung der Leibeigenschaft ist ihm ein Ende geworden. Aber das Wort, durch welches das unnatürliche Verhältniß zwischen Schwiegervater und Schnur einst geheiligt wurde (Ssnochatschestwo von Ssnocha: Schwiegertochter), ist nicht mehr aus dem Lexikon zu streichen und wird auch in den Volksliedern noch lange fortleben. Dem Boden, auf welchem die Ssnochatschestwo so lange gedeihen konnte, sind noch schlimmere geschlechtliche Verirrungen entsprungen, auf welche ich hier nicht näher eingehen will, sondern nur bemerken, daß alle Laster, an welchen die alten Culturstaaten zu Grunde gegangen sind, in Rußland schon heimisch waren, bevor es den ersten Schritt zur Cultur gethan hatte. Es muß deshalb auf alle Kundigen von freiem Urtheil einen seltsamen Eindruck machen, immer von dem heiligen Rußland und seinem jungen, lebensfrischen Volke reden zu hören, dessen natürliche Aufgabe es sei, die alte Welt zu erneuen. Die Lösung dieser Aufgabe erschien schon damals den wortführenden

Panslavisten leicht, da sie die österreichischen Slaven auf ihrer Seite wußten, Preußen als eine Satrapie von Rußland behandelten und das übrige bundestägliche Deutschland für sie gar nicht in Betracht kam. Das Haupthinderniß zur Durchführung der russischen Weltherrschaft sahen sie in England: war dieses erst aus seinem Inselsattel gehoben, so boten die abgelebten romanischen Völker keine Schwierigkeiten mehr. Allein dem mächtigen Albion war schwer beizukommen; alle schriftstellerischen Versuche, es moralisch zu vernichten, blieben wirkungslos. Da kam plötzlich eine visionäre Begeisterung über den Führer und Propheten der Panslavisten, den schon früher genannten Chomjakow; er schrieb ein schwungvolles Gedicht, in welchem er den baldigen Untergang des herrlichen, aber durch seinen Unglauben tief in Sünden versunkenen England verkündete und das heilige Rußland zu seinem Erben einsetzte. Dieses Gedicht wirkte zündend auf alle gläubigen Gemüther schon bei seinem Erscheinen und hat nachhaltige Wirkung geübt. Ich lasse es deshalb in getreuer Uebersetzung hier folgen als den poetischen Leitstern der russischen Panslavisten.

Die Insel.

Herrlich Eiland, wunderhehres,
Dem sich keins zu gleichen wagt,
Du im blauen Ring des Meeres
Allzustrahlender Smaragd!
Deiner Freiheit grimmer Hüter,
Aller Feinde, die Dir nahn,
Schreck — und Mehrer Deiner Güter
Ist der alte Ocean.
Weit zum Kampf mit fremdem Lande
Wälzt er seine Wogen fort,
Aber freundlich Deinem Strande,
Bleibt er Dir ein Schutz und Hort.
Dir zu Liebe sein Gelüsten

Nach Verwüstung bändigt er,
Rollt um Deine weißen Küsten
Schmeichelnd seine Wogen her.
Albion, Du reiche, schöne
Lieblingstochter der Natur!
Wie so stolz sind Deine Söhne,
Wie gesegnet Deine Flur!
Zu des Erdballs fernsten Rändern
Deine stolze Flagge fährt,
Kühn geführt, — in wie viel Ländern
Blitzte schon Dein blutig Schwert!
Glanzvoll hat des Wissens Krone
Längst Dein Herrscherhaupt geschmückt;
Deiner Sänger mächtigem Tone
Lauscht die ganze Welt entzückt!
Deine Macht hat goldne Hülle,
Keine andre kommt ihr gleich,
Geist und Gold hast Du in Fülle,
Du bist glücklich, stark und reich.
Alle fernen Mächte lenken
Zu Dir schüchtern ihren Blick,
Was Du Neues magst erdenken
Zu bestimmen ihr Geschick.

Doch weil heuchlerisch Dein Sinnen,
Weil Dein Herz voll Hochmuth ist,
Du, um Weltruhm zu gewinnen,
Gott im Himmel ganz vergißt,
Weil Du Gottes Kirche schändest
Und mit räuberischer Hand
Ihren heiligen Schatz verwendest
Schnöder Macht zum Fortbestand:
Kommt der Tag — bald wird er kommen,
Stolze Meereskönigin,
Wo Dein Glanz, von Dir genommen,
Schwindet wie ein Traum dahin;
Deine Schlachtendonner schweigen,
Deine Schwerter werden stumpf,
Deine Söhne knirschend neigen
Sich vor feindlichem Triumph,

Deiner Herrschermacht entzogen,
Wieder ganz auf freier Bahn
Wälzt dann jauchzend seine Wogen
Der gewalt'ge Ocean.

Und zu einem Volk von Frommen,
Das noch Wunder glaubt und thut,
Wird die Macht auf Erden kommen,
Segensreich in Gottes Hut. . . .

* * *

Bei meiner Gewohnheit, immer noch ein paar Stunden zu arbeiten, wenn alles im Hause schon der Ruhe pflegte, wuchsen mir die Manuscripte unter den Händen an. Krassow hatte mich in der lebendigsten Weise mit den alten Volksliedern und Sagen der Serben und Kleinrussen soweit bekannt gemacht, daß ich mir im Verständniß der Sprachdenkmäler der beiden eigenartigen, von den Großrussen wesentlich verschiedenen Völker selbst forthelfen konnte. Mit meinen Uebersetzungen russischer Dichter war ich schon so weit gekommen, daß sie leicht einen Band füllen konnten. Inzwischen konnte ich auch dem eigenen poetischen Drange nicht immer widerstehen und ließ dann, meist nur flüchtig, durch die Feder springen, was mir durch Kopf und Herz ging. Zur Ausführung größerer Entwürfe, deren genug vorlagen, fand ich keine Zeit. Als wir zum zweiten Male von Nikolsky nach Moskau zurückkehrten, hatte ich lange damit zu thun, Ordnung in meine Manuscripte zu bringen. Meine Freunde und näheren Bekannten, sowohl die deutschen wie die russischen, nahmen lebhaften Antheil an meinen Arbeiten, auch Thomas Shaw, der selbst aus dem Russischen übersetzte, aber als praktischer Engländer nur Romane, die besser bezahlt wurden als Gedichte, und ich ließ mich leicht bereden, eine Auswahl

meiner Uebersetzungen nebst einem Anhang eigener Gedichte zu veröffentlichen. Das Manuscript wurde im Verlaufe weniger Wochen druckfertig geordnet und es handelte sich nur noch um die Hauptsache: einen Verleger dafür zu finden. Mein Freund, Dr. Tröbst, der einige Jahre hindurch Docent an der Universität zu Jena gewesen war, schrieb an den ihm bekannten Buchhändler Christian Ernst Kollmann, der sich auch alsbald bereit zeigte, das Buch zu drucken, unter Bedingungen, welche den etwaigen Gewinn für mich vom Erfolge abhängig machten. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Das Manuscript gelangte glücklich nach Jena, hatte aber zur Reise so lange Zeit gebraucht, daß mir Kollmann schrieb: wenn es mit der Beförderung der Correcturbogen ebenso langsam ginge, so wäre der Vollendung des Drucks kein Ende abzusehen. Er bat mich deshalb, ihm getrost alles allein zu überlassen, da Professor O. L. B. Wolff in Jena, sein litterarischer Beirath, sich erboten habe, die Revisionsbogen aufmerksam zu lesen. So entstand mein erstes Buch, welches zu Anfang des Jahres 1843, sehr hübsch ausgestattet, unter dem Titel: „Kaslow, Puschkin, Lermontow. Eine Sammlung aus ihren Gedichten" u. s. w. erschien und merkwürdigerweise bei der Zeitungskritik und Lesewelt weit freundlichere Aufnahme fand als bei mir selbst. Ich fand es nämlich durch sinnverkehrende Druckfehler dermaßen entstellt, daß ich eine schlaflose Nacht darüber hatte und gleich am folgenden Tage eine lange Reihe von Berichtigungen in der Moskauer Universitäts-Buchdruckerei drucken ließ, als Einlage für die in Moskau zum Vertrieb angekommenen Exemplare.

Allein auch das half nicht viel, mich zu beruhigen; ich fand bei genauerer Prüfung, daß ich mich überhaupt mit der Veröffentlichung des Buchs übereilt hatte; ich war weder mit den Uebersetzungen, noch mit meinen eigenen Gedichten zu-

frieden, weil bei der Auswahl zu viele Rücksichten maßgebend gewesen, und ich entschloß mich kurz und gut, kein Opfer zu scheuen, das Buch wieder aus der Welt verschwinden zu lassen, soweit das noch möglich war. Ich schrieb an Kollmann, den Vertrieb einzustellen und alle noch vorräthigen Exemplare zu beseitigen. Natürlich mußte ich den Schaden allein tragen, brachte aber dies für mich nicht unerhebliche Opfer gern und fühlte mich förmlich erleichtert, als es geschehen.

Inzwischen hatte das Buch sowohl in deutschen wie in russischen Blättern die freundlichste Beurtheilung gefunden, in letzteren besonders durch Alexander Herzen, der sogar später in seiner Schrift „Aus dem russischen Manuscript“ mit großem Lobe darauf zurückkam und behauptete, daß meine poetischen Uebersetzungen den Originalen völlig ebenbürtig seien. Jedenfalls diente das Buch dazu, meinen Namen auch in weiteren Kreisen Rußlands günstig bekannt zu machen und mir überall, wohin ich später kam, eine mehr als gewöhnlich freundliche Aufnahme zu sichern.



VII.

Alexander von Neidhart. Michail Nikiforowitsch Katkow. Katkow in seinem Zusammenleben mit mir. Abschied von Moskau. Reise nach dem Kaukasus.





Wenig länger als zwei Jahre hatte der Generalgouverneur von Moskau, Alexander von Neidhart, seinen hohen Posten verwaltet, als er zum Statthalter im Kaukasus ernannt wurde. Diese Ernennung traf keineswegs mit seinen Wünschen zusammen, obwohl sie ihm große äußerliche Vortheile bot, die er, seiner sehr zahlreichen Familie wegen, nicht gering anschlagen durfte. Allein es war ihm schmerzlich, aus einer ihm lieb gewordenen Stellung, in welcher er eine sichtbar segensreiche Thätigkeit entfalten konnte, plötzlich in ein wildfremdes Land versetzt zu werden, dessen durchaus eigenartige und höchst verwickelte Zustände er erst an Ort und Stelle kennen lernen sollte, da ihm gar keine Zeit blieb, sich durch eingehende Studien auf seine Statthalterschaft über unbekannte Länder vorzubereiten. Dazu kam, daß er schon in der Völkerschlacht bei Leipzig, die er als Generalmajor mitmachte, kein Jüngling mehr war, und, in den Kämpfen gegen Türken und Polen bis zum General der Infanterie emporgestiegen, sich immer in Stellungen befand, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Er schlief selten länger als vier Stunden, arbeitete den ganzen Tag hindurch mit unermüdlicher Ausdauer und gönnte sich

keine andere Erholung, als bei den Mahlzeiten in der Familie. Seine körperliche Bewegung bestand hauptsächlich in den überraschenden Besuchen, die er überall machte, wo er durch persönliches Erscheinen einen raschen Einblick in den Stand der Dinge gewinnen wollte. Seine besondere Aufmerksamkeit wandte er den öffentlichen Bildungsanstalten zu, von der Universität herab bis zu den Volksschulen. Obwohl nicht groß von Wuchs, hatte er doch etwas Imponirendes in seinem Auftreten; den breiten Schultern entsprach der bedeutende, etwas vorgebeugt getragene Kopf des rüstigen Greises, den seine Brille nicht verhinderte, den Menschen und Dingen mit scharfen Augen auf den Grund zu sehen. So gelang es ihm, eine Menge altherkömmlicher Mißbräuche abzustellen, durch mündliche Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten den Geschäftsgang zu beschleunigen und der herrschenden Polizeiwillkür zu steuern. Anfangs mehr gefürchtet als beliebt in der Beamtenwelt, gewann er doch bald das allgemeine Vertrauen der Bevölkerung durch seinen makellosen Charakter und unbeugsamen Rechtssinn. Selbst seine stockrussischen Gegner wußten nichts an ihm auszusetzen, als daß er ein Deutscher sei und als solcher ein Pedant in der übertriebenen Gewissenhaftigkeit seiner Geschäftsführung. Die Stockrussen trauten keinem Deutschen aus den baltischen Provinzen, daß er die rechte Liebe zum russischen Volke haben könne.

Den General ließen solche Vorurtheile völlig gleichgiltig, wie er sich überhaupt um das gesellschaftliche Treiben nur gerade soweit kümmerte, als seine Repräsentationspflichten es verlangten; alle Intimitäten in der großen Welt waren grundsätzlich bei ihm ausgeschlossen. Dagegen konnte seine Gemahlin, eine geborene Fürstin Tscherkasky, schon ihrer großen, in Moskau lebenden Verwandtschaft wegen, und als Mutter von vier schon erwachsenen Töchtern, sich einem lebhafteren Verkehr

in der Gesellschaft nicht entziehen, und so kam sie auch öfter zur Fürstin Galizin. Eines Tages ließ mich diese zu sich bitten und theilte mir mit, Frau von Neidhart habe ihr eben einen großen Wunsch ans Herz gelegt, durch dessen Erfüllung ich sie sehr zu Dank verpflichten würde. Es handelte sich darum, die beiden jüngeren Fräulein von Neidhart, welche mit großem Eifer Englisch trieben, in das Studium Shakespeares einzuführen und ihnen dazu einige Stunden in der Woche zu opfern. Diesen Wunsch erfüllte ich gern und fand in den anmuthigen jungen Damen sehr gelehrige Schülerinnen, denen die Umgangssprache schon völlig geläufig war, so daß sie bei den zu lesenden Stücken nur die ihnen dunklen oder zweifelhaften Stellen anzumerken hatten, wobei ich nicht zugegen zu sein brauchte. Ich nahm dann, so oft ich kam, den Text cursorisch mit ihnen durch, nur bei den angemerkten Stellen eingehender verweilend. Zuweilen ließ sich auch der General, der ein großer Bewunderer Shakespeares war, auf ein kurzes sehen und freute sich über den Eifer seiner Töchter. Wir kamen aber nicht über zwei Dramen: „Julius Cäsar“ und „Coriolanus“ hinaus, da infolge kriegerischer Unfälle im Kaukasus, unter General Golowin, der Kaiser den neuen Statthalter zu schleunigem Aufbruch drängte. Die zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere stehende, 150,000 Mann zählende Armee sollte noch wesentlich verstärkt werden und dazu wurde schnell ein neues Corps ausgerüstet, welches, wie ich später erfuhr, sechs Monate brauchte, um, sehr zusammengeschmolzen, seinen Bestimmungsort zu erreichen. Der General brach mitten im Winter mit großem Gefolge auf; er hätte mich auch gern mitgenommen, aber ich war noch gebunden. —

Der Winter verlief in früher geschilderter Weise, ohne besondere äußere Erlebnisse. An freien Abenden besuchte ich öfter das russische Theater und suchte mich mit der Litteratur desselben bekannt zu machen. Was von meinen Studien für

weitere Kreise Interesse haben kann, ist bereits vor vielen Jahren in einem besonderen Aufsatze meines Buchs „Aus Ost und West“ (Berlin bei R. v. Decker) veröffentlicht und kann deshalb hier füglich übergangen werden.

Im Galizinschen Hause fand ein Gouvernantenwechsel statt, da für Mademoiselle Poulain, welche mit ihrer Mutter nach Paris zurückkehrte, eine junge Schweizerin, Mademoiselle Howard, eintrat, die ihrer Vorgängerin in Geistes- und Herzensbildung wie in Anmuth der Erscheinung weit überlegen war...

Als wir mit Anbruch der warmen Jahreszeit wieder nach dem gemüthlichen Nikolsky zogen, kam auch ein neuer Lehrer für russische Geschichte und Litteratur ins Haus, der eben von einer zweijährigen Studienreise heimgekehrt war, welche ihn zu kürzerem Aufenthalt nach Belgien, Frankreich und England, zu längerem Verweilen nach Deutschland geführt hatte. Da er von Haus aus mittellos war, aber in dem Metropoliten von Moskau einen einflußreichen Gönner fand, so wurden die Kosten seiner Studienreise von der Regierung bestritten. Um eine ihm in Aussicht gestellte Professur an der Universität in Moskau anzutreten, hatte er noch eine philosophische Abhandlung zu vollenden, wozu ihm der Aufenthalt in Nikolsky hinlänglich Muße bot.

Dieser junge Gelehrte hieß Michail Nikiforowitsch Katkow, und war so schlicht und unscheinbar in seinem Aeußeren, so wortkarg in Gesellschaft und so leise in seinem Auftreten, daß Niemand bei seinem Anblick ahnen konnte, welchen Lärm er einst in der Welt machen werde. Er selbst hatte damals schwerlich eine Ahnung davon, daß er nicht als Gelehrter, sondern als politischer Parteiführer eine große Rolle zu spielen berufen sei. Sein ganzer Ehrgeiz war darauf gerichtet, durch Wort und Schrift bildend auf sein Volk zu wirken, höheres wissenschaftliches Streben in der studirenden Jugend zu wecken,

mit dem alten Formelkram aufzuräumen und bessere Lehrbücher und Lehrmethoden einzuführen, als damals üblich waren. Vertiefung des Unterrichts durch Vereinfachung und Zurückführung auf das zu wirklicher Geistesbildung Nothwendigste war sein Ziel. „Vor allem — sagte er — thut uns eine russische Grammatik noth, wie Jakob Grimm eine deutsche geschrieben, um die alten Grammatiken ein für allemal zu beseitigen!“ So hatte er denn, neben seinen philosophischen Studien, sich auch schon gründlich darauf vorbereitet, selbst eine solche Grammatik zu schaffen, die das Hauptwerk seines Lebens werden sollte. Wenn er sich wortkarg in Gesellschaft zeigte, so geschah das nur, weil er meist an fernabliegende Dinge dachte und an der gewöhnlichen, ihn wenig interessirenden Unterhaltung sich nie weiter betheiligte, als nöthig war, um die Höflichkeitsformen nicht zu verletzen. „Die guten Leute würden mich doch nicht verstehen — sagte er — und ich will lieber für einen Sonderling als für einen ihresgleichen gehalten werden.“ Er hatte von der Durchschnittsbildung seiner aristokratischen Landsleute eine sehr geringe Meinung und hielt dafür, daß es bei ihnen mehr darauf abgesehen sei, durch elegantes Reden in fremden Sprachen zu glänzen, als etwas Eigenartiges zu sagen. Er selbst beherrschte die neueren Hauptsprachen mit großer Sicherheit, aber ohne damit zu prunken; sie dienten ihm nur als Mittel zum Zweck, sich darin verständlich zu machen, wo es nöthig war.

Für einen Sonderling im gewöhnlichen Sinne des Wortes konnte nun Katkow keineswegs gehalten werden, insofern man darunter einen Menschen versteht, der etwas darin sucht, sich auffällig von seiner Umgebung zu unterscheiden. Katkow war vielmehr bestrebt, durch sorgfältige Vermeidung alles Auffälligen in Kleidung und Umgangsformen den Kreisen, in welchen er leben mußte, sich anzubequemen, ohne sich etwas dabei zu vergeben.

Früh genug zur Einsicht gelangt, daß ihn die Natur nicht zum Salonhelden geschaffen habe, unterlag er nie der Versuchung, einer zu werden. Jedem Russen ist eine gewisse Geschmeidigkeit angeboren und Katkow besaß einen hinlänglichen Theil davon, um ihn zu befähigen, sich in jeder Gesellschaft mit natürlichem Anstand zu bewegen. Im übrigen war die Ausbildung seines Körpers hinter der seines Geistes weit zurückgeblieben; man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß Turnen, Fechten, Reiten und gar Tanzen ihm unbekannte Künste waren: er hatte einen etwas schleppenden Gang und eine entsprechend nachlässige Haltung; dazu trug er den Kopf immer etwas vorgebeugt, so daß er von hinten älter und kleiner erschien, als er bei seinem mittelgroßen Wuchse war. In seinem nicht gerade schön zu nennenden Gesichte that sich eine bedeutende Stirn hervor und eine entsprechende, aber weniger anmuthende, weil unten zu stark entwickelte Nase. Im Verhältniß zu dieser Stirn und Nase erschienen die wasserfarbenen, bald ins Blaue, bald ins Graue spielenden Augen etwas klein, fesselten aber, sammt dem wohlgeformten Munde, auf die Dauer den Blick am meisten. Das schlichte, kurzgehaltene, aschblonde Haar unterschied sich wenig von der matten Gesichtsfarbe, der es ebenso an jugendlicher Frische fehlte wie dem Gange an Schwung.

In größerer Gesellschaft machte Katkow immer den Eindruck eines zerstreuten oder mit verschleierten Augen beobachtenden Menschen; wenn wir allein waren, kam die Unterhaltung nie ins Stocken und ich vergaß dann leicht ganz, daß ich in ihm einen Russen vor mir hatte, da er mit Vorliebe deutsch sprach und in einer Weise, die von der vertrautesten Kenntniß unserer Sprache zeugte. Er erzählte mit Begeisterung von seinem Aufenthalte in Berlin, wo er anderthalb Jahre lang bei Schelling Philosophie gehört und in dessen Hause gastfreund-

liche Aufnahme gefunden. Er verschwieg mir auch nicht, daß nie ein anderes weibliches Wesen einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie Schellings schöne, schwarzäugige Tochter, ohne daß dabei zwischen ihnen irgendwie von Liebe die Rede gewesen sei; denn wenn dieser tiefe Eindruck sich bei ihm bis zu leidenschaftlicher Liebe gesteigert hätte, so würde er, selbst im Falle liebender Erwiderung, das Verhältniß sofort abgebrochen haben und so um eine schöne Erinnerung ärmer geworden sein, die ihm nun fürs Leben bleibe.

Er war nämlich der Ansicht, daß Ehen, aus leidenschaftlicher Liebe geschlossen, naturnothwendig zum Unglück führen müßten, und daß überhaupt solche Liebe eine Verirrung sei, in welche Männer, die sich höhere Lebensziele gesetzt, nicht leicht verfielen. Die ganze Geschichte wurde geplündert, um zu beweisen, daß Vernunftehen die einzig vernünftigen seien. Er, für seine Person, sei glücklicherweise bis dahin von der Liebe ganz unbehelligt geblieben und könne sich deshalb überhaupt nicht in den Zustand eines Mannes versetzen, der seine Freiheit aus Liebe für eine Frau opfere. Auf diesen Punkt und auf die Schellingsche Philosophie, die er, als die einzig positive, eine Vernunftehe eingehen lassen wollte mit dem russischen Kirchenglauben, kamen wir noch oft zurück, und meine Einwendungen dienten nur, ihn immer beredter zu machen in seinen Erörterungen. Sein scharfer Verstand war stark mystisch angehaucht und die ganze Sprache galt ihm nur nach Schelling als „eine verblichene Mythologie".

Der großen Masse des Volks stand Katkow, im Gegensatz zu seinem Vorgänger Krassow, ziemlich fremd gegenüber; er beklagte die Leibeigenschaft als einen heillosen Zustand, dem bald ein Ende gemacht werden müsse, was aber doch nur von oben herab geschehen könne, wo es noch an der rechten Aufklärung fehle, die nur durch eine freiere Bewegung der

Presse zu ermöglichen sei. Darauf hinzuwirken, erschien ihm wichtiger als das Treiben der Panslavisten, die, statt erst im eigenen Hause aufzuräumen und sich's wohnlich zu machen, gleich alle in der Diaspora lebenden slavischen Brüder befreien und sammeln wollten, um mit ihnen ein neues Weltreich zu gründen. Seine Meinung vom Volke erhellt am besten aus einer Bemerkung, die er mir über ein in Nikolsky entstandenes Gedicht machte, worin — nach einem angeblich wirklichen Vorgange — ergreifend geschildert wird, wie ein junger russischer Bauer zum Rächer seiner Ehre wird, indem er den Gutsherrn ermordet, der ihm seine geliebte Mascha verführt hat.

„Dieser Mord wird wohl andere Gründe gehabt haben als die Verführung einer jungen Bäuerin — sagte Katkow lächelnd —; denn von einer solchen kann ja gar nicht eigentlich die Rede sein, wo der Leibeigene eine bloße Sache ist, womit der Eigenthümer machen kann, was er will. Sie haben unsere Bauern mit so verklärenden Augen geschildert, wie es unsere Panslavisten zu thun pflegen, die das Volk zu heben meinen, wenn sie es über sich selbst erheben."

Das politische Treiben der Panslavisten verurtheilte Katkow auf das entschiedenste, da es nur dienen könne, Zwietracht nach innen und außen zu nähren und den alten Haß zwischen Polen und Russen, im weiteren Sinne zwischen lateinischem und griechischem Slaventhum zu steigern. Da nun aber diese tiefgehende Spaltung zwischen den Völkern, die ihren Glauben von Rom, und denen, die ihn von Byzanz erhalten haben, einmal bestehe und durch jahrhundertelange blutige Kämpfe nicht habe ausgeglichen werden können, so könne, vernünftig gesprochen, von Panslavismus nur auf litterarischem Gebiete die Rede sein, und dieses müsse das Forum werden, wo alle slavischen Völker die Früchte ihrer moralischen und geistigen

Thätigkeit zusammentragen, ohne sich gegenseitig zu verdrängen und zu befeinden. Nur aus diesem friedlichen Wetteifer können sich allmählich Zustände entwickeln, welche zu ersprießlicher Vereinigung führen.

In diesem Sinne suchte auch Katkow selbst eifrig zu wirken, indem er sich mit den Litteraturschätzen aller slavischen Stämme eingehend bekannt machte, um die Aufmerksamkeit seiner Landsleute darauf zu lenken. Er nahm mit mir seine Sammlungen durch und wir waren über den Werth derselben oft sehr verschiedener Meinung, da er sich durch klangvolle, langathmige Verse leicht über die Dürftigkeit des Inhalts hinwegtäuschen ließ. So erschienen ihm unter allen slavischen Dichtungen aus alter Zeit als die werthvollsten die zu Anfang dieses Jahrhunderts in einer Sammlung von Kirscha Danilow veröffentlichten, in welchen die Abenteuer des sagenberühmten Ssadko, eines reichen Kaufmanns aus Groß-Nowgorod, besungen werden. Ich hingegen konnte in diesen alten Gesängen nichts finden als die Bestätigung einer schon früher gemachten Wahrnehmung: daß die russische Sprache bereits in ihren ältesten poetischen Denkmälern einen hohen Grad von Ausbildung erkennen läßt, welche auf den Fremden besonders dadurch überraschend wirkt, daß die prächtige Hülle einen dürftigen Kern birgt.

In auffallendem Gegensatz zu der kurzen, knappen, oft sprunghaften Ausdrucksweise unserer alten Volksdichtung gefällt sich die altrussische in behäbiger Ausmalung ihrer Bilder und ermüdenden Wiederholungen. Der Anfang ist immer vielversprechend und die wohltönenden, eigenthümlich gebauten Verse, welche bei den Russen dieselbe Rolle spielen, wie bei den Griechen der Hexameter oder bei uns die Nibelungenstrophe, schmeicheln sich dem Ohre gefällig ein; aber bald muß man sich mit großer Geduld rüsten, um der fabelhaften Breite und

Weitschweifigkeit der Erzählung ein Ende zu finden. — Die Verse, deren Maß noch nicht auf ein bestimmtes Gesetz zurückgeführt ist, sind reimlos und im Deutschen annähernd leicht nachzubilden:

> Auf dem Meere, auf weitem, auf blauem Meer,
> Laufen, hinlaufen dreißig Schiffe schnell,
> Dreißig Schiffe, Eines ein Falk: Das Schiff
> Desselbigen Ssadko, des reichen Gasts.

Plötzlich steht nun dieses Schiff, „der Falk", still und ist nicht wieder von der Stelle zu bringen. Ssadko, „der reiche Gast", kann sich das Wunder nur durch die Annahme erklären, es müsse Jemand im Schiffe eine schwere Schuld auf dem Gewissen haben, und er hält es für seine Pflicht, den Sünder zu ermitteln, um ihn ins Meer hineinzustürzen und so den Zorn der Gottheit zu sühnen. Zu diesem Zwecke befiehlt er Allen, eiserne Loose zu machen und dieselben ins Meer zu werfen; das Loos des Schuldigen werde untergehen und das des Nichtschuldigen sich auf dem Wasser erhalten. Der schlaue Ssadko, der sich selbst schuldig weiß, aber glaubt, als ein weiser Mann Gott und die Menschen betrügen zu können, wie er schon so oft gethan, wirft statt eines eisernen Looses eine Hopfenblüthe ins Wasser. Allein nun begiebt sich das Wunder, daß alles Eisen obenauf schwimmt, während die Hopfenblüthe untergeht.

Darauf läßt der Bestürzte nochmals Loose machen von leichtem Holz und bestimmt, daß derjenige, dessen Loos das Meer verschlinge, unschuldig sein solle. Er selbst wirft ein zehn Pfund schweres Eisenstück ins Wasser, und wieder begiebt es sich, daß das Eisen obenauf schwimmt, während das Holz untergeht. Nun bleibt dem in seinem eigenen Netze Gefangenen keine Rettung mehr: er muß sich zum Tode vorbereiten. Doch er betet vorher inbrünstig und — wie das Lied sagt —:

Wirksam, wie von Vater und Mutter, sind
Die Gebete Ssadkos, des reichen Gasts.
Und siehe: es wurde das Wasser still,
Und fort trug es Ssadko, den reichen Gast,
Trug ihn glücklich zum steilen Ufer hin.
Und am steilen Ufer steigt Ssadko aus,
Wandelt weithin zuneben dem blauen Meer,
Und bald sah er vor sich ein großes Haus,
Es war wohl das große Haus baumeshoch,
Und darin, auf der Bank, lag der Meereszar.

Mit dem Meereszaren besteht er dann allerlei wunderliche Abenteuer, wobei das Trinken eine große Rolle spielt. Der Meereszar reicht dem betrunkenen Ssadko eine hellklingende Gußli, die er so geschickt zu handhaben versteht, daß der Meereszar an zu tanzen fängt, wodurch das blaue Meer in Aufruhr geräth, aber sich bald wieder beruhigt und den schelmischen Ssadko unbeschädigt nach Hause trägt . . .

Das ist der kurze Inhalt eines langen Liedes, welches schon in alter Zeit dem russischen Volke aus dem Herzen gesungen ist und zeigt, welche Wunder ein reicher Schelm im Mantel der Frömmigkeit zu wirken vermag.

* * *

Die Verschiedenartigkeit der Neigungen und Ansichten zwischen Katkow und mir erzeugte nie den mindesten Mißklang, sondern diente nur zur Belebung und Würze unseres Verkehrs, und da wir Zimmer an Zimmer wohnten, uns oft bis in die Nacht hinein unterhielten und den ganzen Sommer beisammen blieben, so lernten wir einander hinlänglich kennen, um beim Scheiden ein bestimmtes Bild in der Erinnerung festzuhalten. Sein Bild, wie ich's im Vorstehenden geschildert habe, lebte in mir freundlich fort, nur nicht mit

ganz klaren Augen, die immer etwas Verschleiertes oder Zusammengekniffenes hatten. Seine späteren Wandlungen haben mich auf das schmerzlichste berührt, aber es soll hier nicht weiter davon die Rede sein, als in einem kurzen Versuch, sie zu erklären und mit dem oben skizzirten Bilde in Einklang zu bringen, dessen Züge nicht zu verwischen, sondern nur zu ergänzen sind. Als Professor erfüllte er ganz die Hoffnungen, die man in ihn gesetzt hatte, war der freisinnigste und populärste Lehrer an der Moskauer Universität und die polnischen Studenten zählten zu seinen begeistertsten Zuhörern. Als dann 1849 die akademische Lehrfreiheit durch Kaiser Nikolaus wesentlich beschränkt wurde, war Katkow der Erste, der sein Lehramt aufgab. Er warf sich nun auf die Politik und suchte als Journalist zu wirken, was ihm erst mit rechtem Erfolg gelang, als er im Jahre 1856 Herausgeber der vielgelesenen Zeitschrift „Der russische Bote“ (Russky Wjestnik) wurde. Sein früher nur mühsam verhaltener Stolz und Ehrgeiz wuchs mit seinen Erfolgen; er wollte mit der vornehmen Welt nicht weiter verkehren, als er sie beherrschen konnte; er ließ die Leute, welche die Macht seiner Feder fürchteten oder brauchten, gelassen an sich herankommen, auch den Fürsten Gortschakow, der als Reichskanzler seinen journalistischen Beistand nicht entbehren konnte. Seine Macht wuchs noch, als er im Jahre 1861 auch die Oberleitung der „Moskauer Zeitung“ übernahm, welche seitdem durch kaiserliche Gunst das leitende Organ Rußlands wurde. Denn Katkow griff seinen ehemaligen Freund Alexander Herzen, der durch seine in London erscheinende „Glocke“ (Kolokol) ganz Rußland rebellisch gemacht hatte, mit solcher nachdrucksvollen Heftigkeit an, daß die Stimmung umschlug, und noch heftiger zog er nach dem verunglückten Aufstande der Polen gegen diese ins Feld (1863), indem er Gewaltmaßregeln veranlaßte,

die zu haarsträubenden Greuelscenen führten, als der Kaiser, auf Katkows Rath, den blutigen Michael Nikolajewitsch Murawiew zum Generalgouverneur von Lithauen ernannte, der binnen zwei Jahren zehntausend Menschen nach Sibirien schicken und viele hinrichten ließ. Nachdem Katkow solchergestalt aus einem Freunde der Polen zu ihrem grimmigsten Feinde geworden war, wandte sich seine Wuth auch gegen die Deutschen, die ihm das liebste Volk waren, so lange sie keine politische Bedeutung hatten, aber seit ihrem Aufschwung unter Bismarcks Führung ihn aus Rand und Band brachten. Er ist seitdem ein völlig unberechenbarer Mensch geworden und bis zu seinem Tode geblieben. Kaiser Alexander II. wandte sich von ihm ab, aber er behielt mächtige Gönner in den Häuptern der Geistlichkeit; der Metropolit von Moskau nannte ihn „den russischen Messias“, und Pobedonoszew, der Beichtvater der Kaiserin und Präsident der heiligen Synode, hörte nicht auf, seinen ganzen Einfluß für ihn zu verwenden. So kam Katkow in nähere Beziehungen zum Thronfolger, dem jetzigen Kaiser, unter dessen Regierung er eine so unheilvolle Rolle spielen sollte, daß sein Charakterbild sehr schwankend fortleben wird in der Geschichte, wenn sie überhaupt noch von ihm Notiz nimmt, was nur in dem Falle geschehen könnte, daß sein litterarischer Nachlaß Bedeutenderes enthielte, als im Leben von ihm bekannt geworden. Denn er hat als Frucht seiner Studien nichts veröffentlicht, was über ein anständiges Mittelmaß hinausragte; er hat als Journalist nicht gehalten, was er als Professor versprochen, ist sich selbst untreu geworden und hat im Alter die Ideale seiner Jugend mit Füßen getreten. Er hat es durch seine gewandte Feder zu Rang und Reichthum gebracht, aber nicht zu wirklichem Ansehen; denn seine Feder war keine zuverlässige Pfadweiserin, sondern eine hin- und herflatternde

Wetterfahne, und sein Ruhm war nur ein flüchtiger Tages=ruhm.

* * *

Bald nach der Rückkehr vom Lande nahm ich Abschied von meinen Freunden in Moskau, um die Reise nach Tiflis anzutreten, wohin ich gern einem Rufe an das dortige Gymnasium folgte, da mein Freund Hake mir vertraulich geschrieben hatte, daß ich wenigstens die Hälfte des Jahres hindurch ganz frei sein werde, wegen der vielen Festwochen im Winter, welche immer gewissenhaft gefeiert würden, und wegen der ungeheuern Hitze im Sommer, welche lange Ferien nöthig mache. Ihm selbst gefiel es dort so gut, daß er sich gar nicht wieder fort=sehnte, zumal er von der Hitze nicht zu leiden hatte, da er mit der Familie des Statthalters während der heißen Jahreszeit ein fünftausend Fuß hoch inmitten herrlicher Wälder gelegenes altes Bergschloß bewohnte. Nur dem greisen Haupte der Familie und des Landes blieb der Mitgenuß dieser Wohlthat versagt; denn der Sommer war die einzige günstige Jahres=zeit zur Kriegsführung gegen die Bergvölker, die während des Winters in Eis und Schnee, und während des Frühlings in den durch das Aufthauen bewirkten Ueberschwemmungen ihre besten Bundesgenossen fanden.

Man kann sich heute, nachdem wir soviel Größeres erlebt haben, kaum eine Vorstellung machen von der Spannung, mit welcher zu der Zeit, von welcher ich erzähle, die Kämpfe im Kaukasus in Europa und besonders im friedlichen Deutschland verfolgt wurden; die Berichte darüber galten immer als das Interessanteste in den Zeitungen. Daß ich nun selbst dem Kriegsschauplatz nahe gerückt werden sollte, der mir schon durch viele Schilderungen bekannt und durch die Dichtungen Puschkins und Lermontows poetisch vertraut geworden, hatte

für mich einen besonderen Reiz. Auch sollte mir der Zug nach Osten zum ersten Mal Gelegenheit geben, die Romantik des russischen Dreigespanns (Troika) auf einer Fahrt von mehr als drittehalb tausend Werst gründlich kennen zu lernen. Eine regelrechte Beförderung durch die Fahrpost in geschlossenem Wagen — wie solche zwischen Petersburg und Moskau bestand — gab es damals zwischen Moskau und Tiflis nicht, sondern nur Stationen, wo nach einer bestimmten Taxe (Progonn) Pferde zu haben sein sollten, aber nicht immer zu haben waren. Es wurde nämlich ein großer Unterschied gemacht zwischen gewöhnlichen Reisenden und solchen, die einen höheren Rang aufweisen konnten. Am schnellsten wurden natürlich immer die als Couriere oder sonst in kaiserlichen Dienstangelegenheiten reisenden Militärs und Beamten abgefertigt; schon wenn man das Glöckchen der Troika, welches sie ankündigte, von fernher erklingen hörte, stand vor dem Stationshause ein frisches Gespann bereit und der Pferdewechsel vollzog sich im Handumdrehen. Kam aber ein gewöhnlicher Reisender in der landesüblichen Teléga — dem kleinen, niedrigen Holzkasten, welcher weder einen festen Sitz, noch eine Lehne, noch irgendwelchen Schutz und Schirm gegen die Unbill des Wetters bot — angefahren, so waren gewöhnlich keine Pferde zur Weiterreise für ihn vorhanden, und wenn er es eilig hatte, so blieb ihm nichts übrig, als dem Stationsvorsteher (Ssmatritel) dies durch einen Griff in die Börse zu beweisen. War der Griff nicht tief genug, so stellte sich der Ssmatritel entrüstet über solchen Bestechungsversuch, erbot sich aber, gegen ein paar Rubel mehr, Bauernpferde aus dem Dorfe herbeizuschaffen. Unter allen Umständen blieb der Reisende abhängig vom Ssmatritel; er hatte freilich das Recht, irgendwelche Klage in das schmutzige Beschwerdebuch einzuschreiben, welches in jedem Stationszimmer lag, aber von den Vorge-

setzten völlig unbeachtet blieb und zwar aus ganz natürlichen Gründen. Jeder Ssmatritel war nämlich durch seine ganz unzureichende Besoldung auf Ergänzungs-Einnahmen angewiesen, die nur in der angedeuteten Weise zu erzielen waren. Für die Verwaltung seines Amts, welches ihn Tag und Nacht in Anspruch nahm, erhielt er neben freier Wohnung von der Regierung nur vierzig Rubel jährlich!

Ich mußte meine Reise in der ungünstigsten Jahreszeit antreten, da die Vorbereitungen sich länger hinzogen, als ich berechnen konnte. Meine schon ziemlich angewachsene, werthvolle Büchersammlung mußte sorgfältig verpackt und unter allerlei zeitraubenden Formalitäten einem armenischen Spediteur anvertraut werden, da schweres Gepäck mitzunehmen unmöglich war. Dann mußte ich mich mit Waffen versorgen, wie sie damals vorgeschrieben waren, da ein großer Theil des langen Weges durch feindliches Land führte, wo die Heerstraße zwar durch Kosakenposten geschützt, aber doch nicht ganz sicher war; es lag den sie bedrohenden Tscherkessen nicht sowohl daran, die Reisenden umzubringen, als Gefangene zu machen, um später ein hohes Lösegeld dafür herauszuschlagen. Es kamen Fälle vor, daß selbst Officiere mit wichtigen Depeschen plötzlich überfallen und in die Berge geschleppt wurden; aber ich habe nie gehört, daß einer dort ums Leben gekommen wäre. Jeder Reisende mußte wenigstens ein paar Pistolen bei sich führen, um durch deren Abfeuern im Fall der Noth die Aufmerksamkeit des nächsten Kosakenpostens auf den Ort der Gefahr zu lenken.

Als ich meine Reise — um die Mitte des October nach unserem Kalender — antrat, gab es schon starke Nachtfröste und Schneefälle, während am Tage, wo die Sonne wieder durchbrach, ein unergründlicher Schmutz herrschte, in welchem selbst das rüstigste russische Dreigespann sein Traben

verlernen konnte. Das meinige brauchte vier Stunden, um mich bis Bitzy, der ersten, nur zwanzig Werst von Moskau entfernten Station zu bringen, wo sich natürlich keine Pferde zur Weiterfahrt vorfanden. Ich war ganz zufrieden, bei dem fürchterlichen Schneegestöber wenigstens ein kleines warmes Zimmer für die Nacht zu finden, machte es mir so behaglich wie möglich und suchte aus meinem Nachtsacke ein für die Reise gekauftes Tagebuch hervor, um gleich den Anfang meiner Erlebnisse zu verzeichnen. Auf den Rath erfahrener Freunde hatte ich mich mit allerlei nützlichen Dingen versorgt, die unterwegs nicht zu finden gewesen wären. Dazu gehörte auch ein Bündel Wachslichter.

Auf dem tannenen Tische brannte eine kleine Oellampe ohne Cylinder und Schirm, welche mehr Gestank als Licht verbreitete. Ich bat den Ssmatritel, mir einen reinen Leuchter zu bringen, da ich bei der Lampe nicht schreiben könne. Bald erschien er mit einem flackernden Talglichte, dessen Docht fingerlang herunterhing und unten seine Nahrung suchte, statt oben. Der Lichtbringer suchte nun die Flamme, welche das schmelzende Talg auf den Leuchter träufeln ließ, zu bändigen, indem er sich auf die Finger spuckte, den Docht emporhob und durch einen kühnen Griff verkürzte. Eine Lichtscheere gab's im Hause nicht. Ich holte meine dicken Wachskerzen hervor, zündete eine davon an und bat ihn, sein Licht wieder mitzunehmen und mir nur den Leuchter zu lassen. Er zögerte, indem er mir zu verstehen gab, daß das Talglicht nun einmal zum Leuchter gehöre. Ich erwiderte, er möge es für sich behalten und mir auf die Rechnung setzen. Damit war er zufrieden, riß grinsend das Licht aus dem Leuchter, blies es aus und fragte: Haben Sie noch etwas zu befehlen?

Der üble Geruch in dem kleinen, unsaubern Zimmer war

mir unerträglich und ich erkundigte mich, ob wohl Essig im Hause zu haben wäre.

Essig?

Ja, Essig!

Wieviel?

Nun, ein Glas oder Fläschchen!

Nach einer Viertelstunde brachte er mir ein Fläschchen Essig, das seine Frau vom Krämer geholt. Neugierig blieb er stehen, um zu sehen, zu was mir der Essig dienen solle. Am Kachelofen, der keine eiserne Fläche bot, war nichts damit anzufangen, die Luft zu reinigen; während ich mich besann, wie auf russisch eine eiserne Schaufel heißt, fragte der Ssmatritel: Wünschen Sie nicht zu Abend zu speisen? Auf meine Frage, was zu haben sei, antwortete er: „Schtschi" (Kohlsuppe mit Fleisch).

Ich bestellte Schtschi und ließ mich zu der Hausfrau in die Küche führen, wo ich bald eine kleine Schaufel fand, die ich in den gehörigen Hitzegrad brachte, um meinen Essig, mit Wasser vermischt, in meinem Zimmer darauf verdampfen lassen zu können. Der Ssmatritel schüttelte grinsend den Kopf dazu und sagte, dieser Gebrauch des Essigs sei ihm neu. Er zog sich mit der Schaufel, als diese ihren Dienst gethan hatte, in die Küche zurück, und als er nach einer halben Stunde wiederkam, um mir den dampfenden Schtschi zu bringen, fand er mich so emsig mit Schreiben beschäftigt, daß er mich nicht zu stören wagte und mit der Schüssel so lange an der Thür stehen blieb, bis ich mein Tagebuch bei Seite schob.

Vor dem Schreiben haben diese Leute großen Respekt; die Dinte, welche sie gewöhnlich in ganz kleinen Gefäßen aufbewahren, ist ihnen ein wunderbarer Saft, der gute und böse Zauber wirken kann. Wenn sie selbst die Feder zu führen haben, geschieht es mit allerlei wunderlichen Vorbereitungen und mit feierlicher Ge-

herde; die Buchstaben werden mehr gemalt als geschrieben. So war es wenigstens zu jener Zeit.

Als der Ssmatritel die Schüssel wieder abholte, deren Inhalt ich kaum zur Hälfte bewältigen konnte, fragte er mich, ob mir's nicht geschmeckt habe.

Ich antwortete: „vortrefflich!“ und das war wirklich der Fall.

Wann befehlen Sie morgen früh die Pferde zur Weiterreise?

Wo möglich, um acht Uhr. Und um sieben Uhr möchte ich meinen Thee trinken.

Wird beides pünktlich besorgt werden!

Er empfahl sich, mir gute Nacht wünschend, mit einer tiefen Verbeugung, und ich schrieb weiter, so lange mein Wachslicht mir leuchten wollte. Dann machte ich mein Nachtlager zurecht, wozu natürlich kein Bettzeug im Hause vorhanden war, legte meinen Kopf auf den Nachtsack und den Pelz auf die Füße und schlief, bis der Ssmatritel am nächsten Morgen mit dem Ssamowar ins Zimmer trat. Die Rechnung, die er mir machte, war nicht übertrieben, und er gab mir einen sehr aufgeweckten Burschen als Lenker des Dreigespanns mit, der mich auf den Nachts durch den Frost gefestigten Wegen rasch vorwärts brachte und durch seine Munterkeit in gute Laune versetzte. Wär' es so fortgegangen, so hätte ich noch vor Abend die kleine Stadt Sserpuchow erreicht; aber nach wenigen Stunden löste sich alles wieder in Schmutz auf und ich mußte, nach zweimaligem, theuer erkauften Pferdewechsel, die Nacht in einem elenden Dorfe zubringen, wo gar keine Station war; allein die Pferde konnten nicht weiter...

So war der Anfang meiner Reise, die vier Wochen dauern sollte, unter allen erdenklichen Wechselfällen. Was ich während dieser vier Wochen Mittheilenswerthes gesehen habe, läßt sich in ein paar Sätze zusammenfassen; von den kleinen, oft wunder-

samen Erlebnissen aber, die ich jeden Tag zu verzeichnen hatte und die zuletzt mit den Betrachtungen, welche sie anregten, ein ganzes Buch füllten, ist kaum eins geeignet, hier mitgetheilt zu werden; denn sie ließen vereinzelt keinen tieferen Eindruck zurück und dienten nur in ihrer Gesammtheit, mich die nicht in leisen Uebergängen wahrnehmbaren, sondern meist scharf ins Auge fallenden Licht- und Schattenseiten der russischen Volksseele erkennen zu lassen und danach mein Urtheil zu bilden. Sie halfen auch über die Eintönigkeit des so spärlich bevölkerten Landes hinweg.

Tula war die erste Stadt, wo ich einen Tag Halt machte. Sie ist berühmt durch ihre großen Gewehrfabriken und durch die Geschicklichkeit ihrer Bewohner in Stahl-, Silber- und Goldarbeiten. Infolge großer Feuersbrünste, welche dort gewüthet hatten, waren viele stattliche Neubauten entstanden, welche der Stadt ein freundliches Ansehn gaben. Alle Dörfer, durch welche ich bis dahin gekommen war, lagen verschneit und machten einen durchaus trübseligen Eindruck mit den Schwärmen von Raben auf Dächern und Feldern. Der Schnee hörte erst auf in dem zwischen Tula und Woronesch malerisch aus hügelreicher Gegend aufsteigenden Städtchen Jeletz. Von dort bis zu dem hart am Don gelegenen und danach benannten Sadonsk bildete ein unergründlicher Schmutz den Uebergang zu erfreulicheren Bildern. Die Wege wurden besser, die Luft milder, der Himmel klärte sich wieder auf und einige prachtvoll gebaute, inmitten großer Gärten anmuthig gelegene Landhäuser verschönerten die Gegend.

In Woronesch machte sich schon eine bedeutende Veränderung des Klimas fühlbar. Das Thermometer zeigte 16° R. Wärme, während es bei meiner Abreise aus Moskau auf dem Gefrierpunkt stand. Das überaus fruchtbare, getreidereiche Gouvernement Woronesch bildet die Kornkammer von Rußland

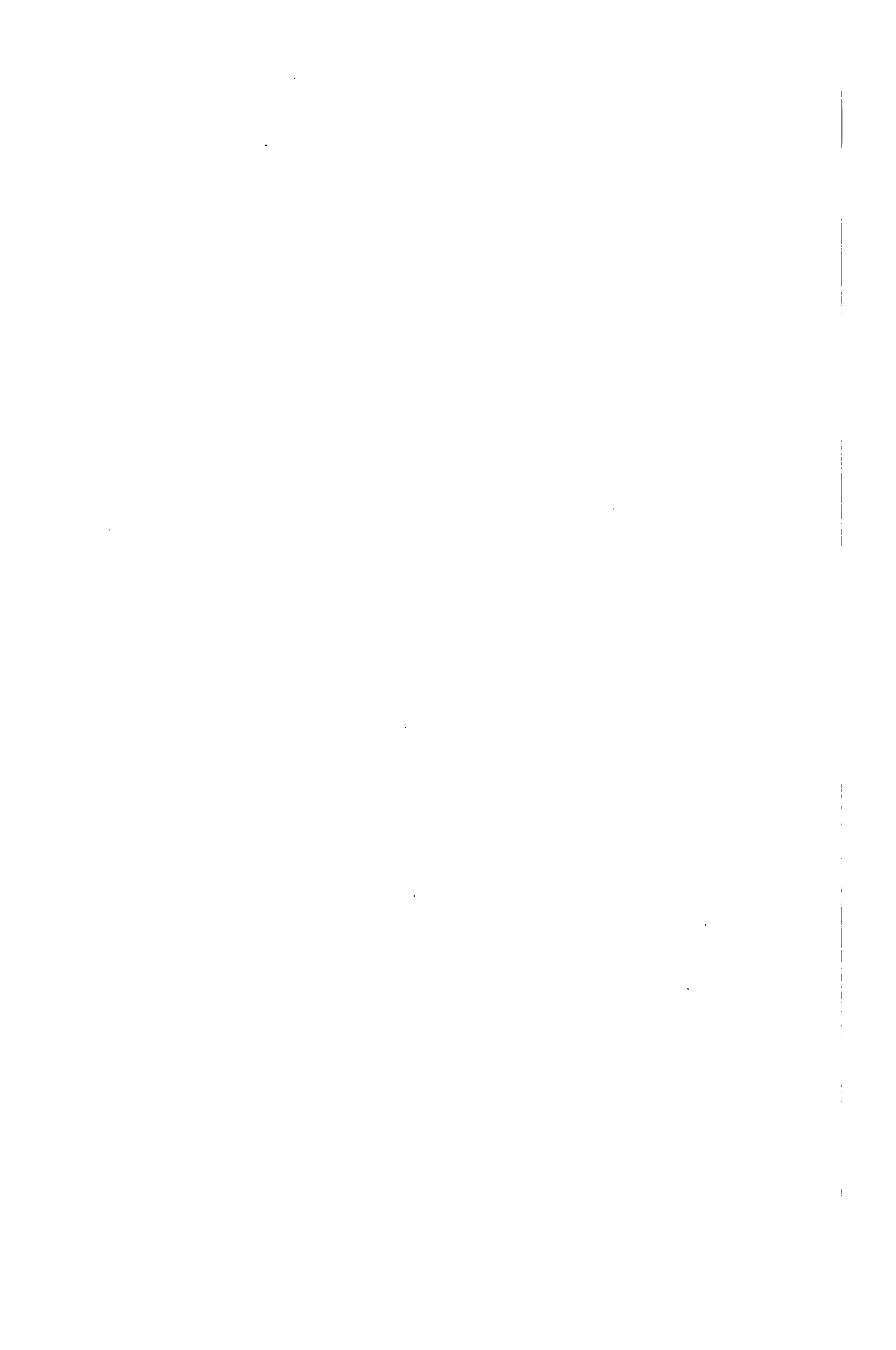
und ist auf seinem hügelreichen Boden ganz mit Windmühlen übersäet. Bei Kasanskaja führt uns eine Fähre über den Don in das Land der nach dem Strome benannten Kosaken, von welchen im nächsten Kapitel näher die Rede sein wird, im Zusammenhang mit den Kosaken der Ukraine.

Die Einförmigkeit des dünnbevölkerten Landes spiegelt sich ab in den ärmlichen Wohnungen, die alle nach Einem Muster gebaut sind und deren jede nur knappen Raum für eine kleine Familie und die nothwendigsten Geräthschaften bietet. Die meisten dieser vereinzelt in den Stanitzen (Kosakendörfern) stehenden Häuser sind mit kleinen Gärten umgeben, wo außer den gewöhnlichen Küchengewächsen besonders Wein und Melonen vortrefflich gedeihen.

Nowo-Tscherkask ist die auf hohem Hügelrücken gelegene Hauptstadt des sonst vorwiegend flachen Landes der Kosaken vom Don, dessen unübersehbare, völlig waldlose und im Herbst überhaupt völlig kahle Steppen in ihrem bräunlichen Schimmer einen melancholischen Anblick gewähren, im Frühling aber sich in ein Blüthenmeer verwandeln, belebt von singenden Vögeln und summenden Insektenschwärmen.

Meine letzte Station im Kosakenlande war die Stanitza Donskaja, die ich mit anbrechendem Morgen verließ, um schon Mittags nach Stawropol, der Hauptstadt der ciskaukasischen Länder zu gelangen, wo damals General Gurko, der Vater des heutigen Generalgouverneurs von Polen, als Oberbefehlshaber residirte.





VIII.

Von Stawropol über Wladikawskas nach Tiflis.

(Mit historischen Rückblicken.)



Von allen Städten, durch welche mich die Reise bis dahin geführt, machte mir Stawropol den unfreundlichsten Eindruck, woran gewiß nicht das schlechte Wetter, bei welchem ich einzog, allein schuld war, wenn es auch einigermaßen zu meiner Verstimmung beitragen mochte. Seit ich Nowo-Tscherkask verlassen, waren die Wege immer schlechter geworden, die Pferde konnten, trotz allen Antreibens, nur langsam vorwärts und blieben oft in knietiefem Schlamm stecken, besonders wenn es hügelan ging. Ich pflegte dann auszusteigen und eine Strecke zu Fuß zu gehen, was ebenfalls nicht leicht zu bewerkstelligen war, da die Stiefeln sich dem zähen Schlamm anhänglicher erwiesen als meinen Füßen. Die heimathliche Lüneburger Haide kam mir in der Erinnerung als ein wahres Paradies vor, verglichen mit diesem trostlos öden Steppenlande, wo meist, soweit rings der Blick in die Ferne reichte, kein Baum, kein Mensch und kein Haus zu sehen war. Manche Stunde, die es sehr zweifelhaft erscheinen ließ, ob wir ganz im Schlamme stecken bleiben würden oder nicht, kam mir länger vor als sonst der längste Tag. Selbst das Shakespeare'sche Trostwort:

„Die Stunde läuft auch durch den rauhsten Tag"

fing an seine oft an mir bewährte Wirkung zu verlieren, bis wir endlich, ganz erschöpft und ausgehungert, die Stanitza Donskaja erreichten, wo die größten Schwierigkeiten des Weges überwunden waren und sich auch die Möglichkeit bot, den Magen wieder etwas zu stärken. Es gab Krautsuppe, mit Oel zubereitete Grütze und Schwarzbrot — das gewöhnliche Essen der Kosaken — Fische waren nicht zu haben, obgleich der Don so reich daran ist; allein sie kommen meist in den Handel und gelten daheim für Leckerbissen. Der Posthalter verschaffte mir noch eine Melone und eine Flasche donischen Weines, verweigerte mir aber die Pferde zur Weiterreise, weil, wie er sagte, die Wege durch die nächtlich in der Gegend umherstreifenden räuberischen Nagaizen gefährdet seien und ich vor Mitternacht die nächste Station nicht mehr erreichen könne. So mußte ich mich bequemen, die Nacht in dem schmutzigen, übelriechenden Stationszimmer zuzubringen, wo an Schlafen nicht zu denken war, da sich später noch andere Reisende einfanden, die sich die Zeit mit Kartenspielen, Schnapstrinken und Rauchen vertrieben.

Mein ganzes Hoffen und Sehnen war nun darauf gerichtet, mich in Stawropol am folgenden Tage einmal gründlich ausruhen und erquicken zu können, aber schon beim Einzug in die Hauptstadt von Cis-Kaukasien sanken meine Erwartungen auf das bescheidenste Maß herab. Der Schmutz in den ungepflasterten Straßen gab dem auf der schlammigen Heerstraße wenig nach; einige größere Bauten, denen man's gleich ansah, daß sie militärischen Zwecken dienten, ließen die gewöhnlichen Häuser und Hütten um so unansehnlicher und schäbiger erscheinen. Was der Ort, der, früher ein elendes Dorf, im Jahre 1785 zu dem Range einer Stadt erhoben wurde, aber im Jahre 1843 noch einem großen Dorfe ähnlicher sah als einer Stadt, meinen Augen Neues bot, war

die bunte Mannigfaltigkeit der Trachten seiner Bewohner, welche zeigten, daß ich Asien um ein gutes Stück näher gerückt war. Das befestigte Stawropol bildete wegen der Sicherheit, die es bot, einen bevorzugten Stapelplatz und Rastort für alle aus Persien, Armenien und Georgien nach Rußland ziehenden Handelskarawanen, so daß die Straßen fortwährend durch Vertreter dieser Völker belebt waren. Dazu kamen dann in noch größerer Zahl Officiere und Soldaten der verschiedenen Truppengattungen, aus welchen die Besatzung der Stadt sich zusammensetzte. Am schlichtesten nahmen sich die russischen Grauröcke aus; am stattlichsten die ganz nach Tscherkessenart gekleideten Linienkosaken in zottiger Pelzmütze und kaukasischem Waffenrock mit blanken Patronenhaltern auf der Brust. Dazwischen sah man rothbärtige Tataren von mächtigem Gliederbau und Angehörige verschiedener, den Russen schon unterworfener Bergvölker. Den interessantesten und belebtesten Theil der Stadt bildete der verhältnißmäßig große Basar, der eine wahre Musterkarte von Trachten bot.

Ich mußte von einem Gasthof zum andern ziehen, ehe es mir gelang, ein Zimmer für die Nacht zu finden, und daß es mir überhaupt gelang, hatte ich nur einem jungen Kosakenofficier zu verdanken, den der Zufall mir in den Weg führte. Der Wirth sagte, erst am folgenden Tage werde ein ruhiges Zimmer frei, und bis dahin würde ich mich schon behelfen können in der Gaststube, wo auch noch andere Gäste übernachteten. Ich erklärte ihm, warum das unmöglich sei, und war schon im Begriff, wieder abzuziehen, als ein schmucker, sehr intelligent aussehender Officier eintrat mit den an den Wirth gerichteten Worten: „Väterchen, ich muß vor Abend noch fort, ich habe eben Befehl erhalten, nach Wladikawskas abzureisen; laß mir schnell was Gutes zu essen herrichten; ich hab's eilig."

Dem Wirth schien das sehr gelegen zu kommen, und als der Officier nun erfuhr, um was es sich handelte, bat er mich auf das dringlichste, gleich mit auf sein Zimmer zu kommen und mein Gepäck hinauftragen zu lassen, um mir's so bequem wie möglich zu machen. Während er seine Sachen ordnete, begann ich mich umzukleiden, womit es nicht so rasch ging.

„Ich werde Ihnen Hilfe schicken", sagte er, „und wenn's Ihnen recht ist, speisen wir nachher zusammen, sobald Sie fertig sind. Ich will einstweilen nachsehen, daß wir etwas Genießbares bekommen." Bald nachdem er sich entfernt hatte, erschien ein Diener mit einer großen Wasserkanne und einem entsprechenden Waschbecken. Als stehenden Zubehör gab es dergleichen damals in russischen Gastzimmern so wenig wie Glockenzüge. Ich kam mir wie neugeboren vor, als ich mich einmal wieder mit Allem ins Reine und Trockene gebracht sah, übergab dem Diener das von der Reise arg mitgenommene Zeug zu gründlicher Säuberung und eilte hinunter ins Speisezimmer, wo der Officier einen kleinen Tisch nur für uns hatte decken lassen, auf welchem schon die Sakuska stand, wie ein Imbiß oder Voressen genannt wird, welches, aus Lachs, Kaviar, Sardinen u. dgl. bestehend, wozu ein kräftiger Likör getrunken wird, in Rußland üblich ist, als Reizmittel zum Appetit. Die Sakuska wird immer stehend eingenommen und mit einer gewissen Feierlichkeit, wobei sich's in unserem Falle von selbst ergab, daß wir uns gegenseitig mit Namensnennung vorstellten und Karten wechselten.

Natürlich kannte der junge Kosakenofficier meinen Namen nicht und konnte ihn, als des Deutschen unkundig, wahrscheinlich nicht einmal lesen, während mir der seinige ganz bekannt ins Auge fiel, da er in den ukrainischen Volks- und Heldenliedern, welche ich mit Krassow und Katkow durchgenommen und zu übersetzen begonnen hatte, eine große Rolle spielt. Als

ich nun dem jungen Officier, der Iwan Alexéjewitsch Konowtschenko hieß, lächelnd sagte: Ihr Name ist mir wohlbekannt, fragte er, mich erstaunt anblickend: „Woher?“

Nach erfolgter Aufklärung gerieth er ganz außer sich vor Freude; er war ein echter Sohn der Ukraine, wo die alten Lieder zum Ruhme der Väter noch frisch im Volksmunde lebten, und Rhapsoden — nach der Bandura, einem Saiteninstrument, womit sie ihren Vortrag begleiteten, Banduristen genannt — an Festtagen von Dorf zu Dorf zogen, immer von begeisterten Zuhörern umringt; und als ich ihm nun Stellen aus einer größeren Dichtung über den Tod des 1684 im Kampfe gegen die Tataren gefallenen Iwan Konowtschenko ins Gedächtniß zurückrief, sprang er auf, mich zu umarmen, und ich hatte Mühe, ihm meine Hände zu entziehen, die er durchaus küssen wollte.

Das Gedicht war allerdings ganz dazu angethan, ihn lebhaft zu erregen, gleichviel, ob der Held, dessen Namen er trug, sein Vorfahr war oder nicht. Es schildert, wie Chwilonenko, der Hetman der Ukraine, einen Aufruf an die kampflustige Jugend erläßt, mit ihm gegen die Tataren zu ziehen. Er selbst reitet voran und überläßt es dem Eifer der Kosaken, ihm zu folgen. Alle eilen zu den Waffen, aber der Jüngste und Kühnste von Allen, Iwan Konowtschenko, findet seine Waffen nicht: die Mutter hat sie mit seinem Streitroß bei Seite geschafft; sie will ihren einzigen Sohn, noch so jung an Jahren, nicht schon den Gefahren eines Krieges aussetzen und erwidert auf seine Vorwürfe:

Mein Sohn, Du hast vier große Stiere,
Und zwei Rosse vom Vater, so schmucke Thiere!
Du kannst in Tscherkaß lustig und in Freuden leben,
Was willst Du Dich unnütz in Gefahr begeben? —

Was hilft es mir, hier in Freuden zu leben,
Den Kosaken üppige Feste zu geben?
Sie würden sich über mich lustig machen
Und mich mit Recht als Feigling verlachen!
Auch macht es nicht Ehre mir noch Vergnügen,
Einem Bauersmann gleich, das Feld zu pflügen,
Meine gelben Stiefel im Koth zu beschmutzen,
Meine kostbaren Kleider hinter'm Pflug abzunutzen: —

Mit dem Segen seiner Mutter stürmt er fort und thut Wunder der Tapferkeit in der Schlacht, bis die Tataren merken, daß er etwas zuviel getrunken hat, worauf sie ihn umzingeln und ums Leben bringen. Aber sein windschnelles Roß entkommt:

Das treue Thier kehrt zum Lager allein,
Läuft wild umher durch der Zelte Reih'n,
Wühlt und scharrt die Erde mit schlagendem Huf,
Ruft wiehernd seinen Herrn mit klagendem Ruf.

Nun sprengen die Kosaken in die Feinde und kämpfen, bis sie ihnen die Leiche des jungen Helden entrissen haben.

Mit ihren Schwertern gruben sie ein tiefes Grab,
Mit den Mützen trugen sie die Erde ab,
Senkten die Leiche hinein und bestatteten so
Der Wittwe Sohn, Iwan Konowtschenko.

Darauf ließen sie aus Pfeifen, sieben Spannen lang,
Und aus Kriegeshörnern mit dumpfem Klang
Eine klagende Trauermusik erschallen
Zum Ruhme des Kosaken, der im Felde gefallen.

Nun folgt der Heimzug; der Jammer der Mutter und das Trauermahl, nach welchem sie Waffen und Pferde des Todten unter die Kosaken vertheilt. Der Schluß bietet dann einen tröstlichen Ausklang in den Versen:

Der junge Kosak mußte untergehn
Wie die Blume der Steppe in Sturmes Wehn;
Doch sein Ruhm starb nicht mit ihm — noch in spät'ster Zeit
Singen, preisen die Kosaken seine Tapferkeit! . . .

* * *

Unsere Unterhaltung wurde so lebendig und zog sich so in die Länge, daß der junge Officier sich fast darüber verspätet hätte. Er nahm rührenden Abschied und ich zog mich in mein glücklich erobertes Zimmer zurück, um mein Tagebuch in Ordnung zu bringen, worin schon viele Seiten gefüllt waren, aber meist ohne rechten Inhalt, da die täglichen Erlebnisse, welche ich zu verzeichnen hatte, in ihrer Eintönigkeit nicht mehr Abwechselung boten als die weiten Landstrecken, durch welche der beschwerliche Weg mich führte, so daß ich schon eine Begegnung wie die mit dem jungen Kosakenofficier Konowtschenko als ein besonderes Ereigniß betrachten mußte.

Die Geschichte wirft kein verklärendes Licht auf diese Länder, wo sie von nichts zu erzählen weiß als von verheerenden Kriegen zwischen barbarischen Völkern verschiedenen Glaubens, wobei der Glaube meist nur den Vorwand zu Raub und Eroberungszügen bieten mußte. Als die Tataren ins Land fielen, waren die Russen ihnen keineswegs an Bildung überlegen und sie haben weit mehr von ihren Besiegern angenommen als diese von ihnen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß erst durch die gewaltsamen Maßregeln Peters des Großen die Grundlagen zu Allem gelegt wurden, was heute in Rußland Bildung genannt wird. Man braucht nur die zuverlässige Reisebeschreibung des alten Olearius, aus dem Jahre 1645, zu lesen, um sich zu überzeugen, welche barbarische Finsterniß, mit Zubehör und als Deckmantel aller erdenkbaren Laster damals, also kurz vor Peters Zeit, in Moskau noch herrschte,

welches selbst ganz nach tatarischem Lagermuster erbaut war, und man muß sich dabei immer erinnern, daß es nicht die Tataren waren, sondern die Großfürsten von Moskau selbst, welche die alten, wirklichen Kulturstädte, vor allen das blühende Groß-Nowgorod, bis auf den Grund zerstörten, unter Greuelthaten, die über alle tatarischen weit hinausgingen.

Diese alten Kulturstädte mit ihren großen Gebieten waren aber zugleich die Sitze der rein slavischen Bevölkerung des Landes, während im Großfürstenthum Moskovien das ugoro-finnische, oder tataro-finnische Element allmählich vorherrschend wurde.

Im heutigen Kleinrußland wohnten die alten Slaven, wie Nestor in seiner Chronik berichtet, den Dnjepr entlang, von seiner Quelle bis zu seiner Mündung; die Weichsel bildete für sie die westliche und der Don die äußerste östliche Grenze, während im Südwesten die Karpathen sich als Grenzwall erhoben. Ganz unvermischt blieben die Kleinrussen während der jahrhundertlangen Kämpfe mit den Tataren auch nicht, und besonders waren es die Kosaken, welche fremde Elemente anzogen, allein das slavische blieb immer vorherrschend.

Das Wort Kosak, als Gegensatz des Bürgers oder Stadtbewohners, bezeichnete ehemals einen seines Herdes und Hauses beraubten Umherstreicher. In den nördlichen russischen Fürstenthümern wurde die bestehende Ordnung durch die Einfälle der Tataren nicht gestört; die Fürsten wußten sich durch Tributzahlung mit ihnen abzufinden; in den südlichen Gebieten aber, die immer dem ersten und heftigsten Andrange ausgesetzt waren, gab es bald keine Fürsten mehr; sie fielen alle im Kampfe, als die Tataren das Land von der Wolga bis zum Dnjepr überschwemmten. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verjagte Olgerd, Großherzog von Litthauen, die Tataren von den Ufern des Dnjepr und setzte Statthalter ein über Kijew, Tschernigow und Nowogorod Ssewersk.

Die heimathlosen Umherstreicher (Kosaken), die sich dem Joche Olgerds ebensowenig beugen wollten wie dem der Tataren, hatten sich inzwischen in freier Vereinigung zusammengefunden und wußten sich bald als verwegene Krieger gefürchtet zu machen. Sie setzten sich fest am unteren Don, unfern des Asowschen Meeres, und in den wüsten, hinter den Wasserfällen des Dnjepr gelegenen Gegenden, wo sie in schwer zugänglichen Schlupfwinkeln schon viele andere Flüchtlinge vorfanden, die sich gern ihrem Verbande anschlossen.

Seit der Zeit bedeutete das Kosakenthum eine Gemeinschaft freier Krieger unter selbstgewählten Führern. Diese bald mächtig anwachsende Gemeinschaft theilte sich später in verschiedene Zweige, zunächst in den des Don, und den des Dnjepr. In dem ersten war das asiatische Element vorherrschend; in dem zweiten das slavische.

Wie verschiedenartig sich auch diese beiden Zweige im Laufe der Zeit entwickelten, so blieb ihnen doch das religiöse Band gemeinsam; weß Glaubens die einzelnen Bundesbrüder früher gewesen sein mochten, in der Gemeinschaft bekannten sich alle zur griechisch-katholischen Kirche. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung ist leicht zu finden. Von jeher war Kijew den anderen russischen Fürstenthümern an Bildung überlegen; die von dort dem Tatarenjoch entronnenen Flüchtlinge bildeten die Mehrzahl der Kosaken und mußten natürlich einen mächtigen Einfluß auf ihre roheren Waffenbrüder ausüben; zudem ward der christliche Glaube Allen zum Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen ihre Unterdrücker. Anfangs hatten sie auch eine gemeinsame Sprache, nämlich die kleinrussische oder ruthenische, welche mit der großrussischen Sprache wohl verwandt ist, aber ihr doch nicht gleich, sie hält die Mitte zwischen ihr und der polnischen. Die Kosaken vom Don bequemten sich im Laufe der Zeit der großrussischen Sprache an;

die Kosaken vom Dnjepr blieben bei der heimischen, weicher und melodischer klingenden. Allen Kosaken gemeinsam blieb der Geist der Unabhängigkeit, welcher sie zusammengeführt und stark gemacht hatte. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachsende Macht, und endlich der eigene Herd übten einen Zauber, der ihnen immer neue Bundesgenossen zuführte, selbst aus dem Lager ihrer Gegner, denen kein Fürst solche Genüsse bieten konnte wie das abenteuerliche Leben am Don und am Dnjepr sie mit sich brachte.

Das schönste Mädchen, das er im Kampfe gefangen, ward des Kosaken Weib; aus dem reichsten Stoffe, den er dem Feinde genommen, bereitete er seine Kleider, und erbeutete Waffen von hohem Werth waren sein liebster Schmuck. Verwundet in der Schlacht, küßte der Kosak, wenn er den Tod nahe fühlte, noch einmal die Handvoll heimischer Erde, welche er immer in einem Ledersäckchen auf der Brust trug, schickte dem treuen Weibe daheim sein letztes Lebewohl und gab seinen tapferen Waffengefährten seinen Segen. Wenn er aber glücklich von den Streifzügen heimkehrte, so theilte er seine Beute mit den Wittwen und Waisen, gab schwelgerische Festgelage und lebte herrlich und in Freuden bis es wieder zum Kampfe ging. Seine Kriegsthaten wurden im Liede verherrlicht und die heimischen Lustbarkeiten nicht minder. Die Söhne wurden von frühester Jugend an geübt, die Waffen zu führen und Rosse zu bändigen. Die Frauen kämpften an der Seite ihrer Männer, wenn der Feind einen Ueberfall auf ihren befestigten Wohnsitz (Grod) wagte.

Man begreift, daß ein so ungebundenes Leben weitum zur Nachahmung reizte. Im fünfzehnten Jahrhundert erscheinen die Kosaken von Asow, welche schnell zu ansehnlicher Macht anwachsen. Um dieselbe Zeit bildet Netschai aus dem Stamme der donischen Kosaken die des Jaïk oder Ural; Jermak

organisirt die sibirischen, und sein Waffengefährte Andréi — die Grebenschen Kosaken — so genannt von Grebenj, der Kamm, weil sie am Kamm des Kaukasus ihre Sitze haben. Auswanderer vom Don legen den Grund zu den Kosaken von der Wolga, von Astrachan, von Mordok, von der kaukasischen Linie an den Ufern des Terek und Kuban.

Dem allmählichen Vordringen Rußlands gegenüber konnten die Kosaken auf die Dauer ihre Unabhängigkeit nicht behaupten; sie behielten wegen ihrer großen Tüchtigkeit im Kriege lange noch gewisse Vorrechte, aber mit der alten Selbstherrlichkeit ging es selbst in Südrußland für immer zu Ende, seit Maseppa, der von Peter dem Großen gefürstete Hetmann der Ukraine, seinen kaiserlichen Freund und Bundesgenossen verrieth, um mit Karl XII. gemeinsame Sache zu machen und die Ukraine an Polen zu bringen. Nun gab's „in der herrlichen Ukraine Land", wie sie im Volksmunde heißt, keine Freudenlieder mehr zu singen, aber um so treuer wurden die alten Liederschätze bewahrt, welche durch ihren poetischen Werth die der anderen Kosakenstämme und des russischen Volks überhaupt weit überragen, dazu im Rahmen eines halben Jahrtausends ein treuer Spiegel der Vergangenheit sind....

Bis hierher bin ich den Aufzeichnungen in meinem alten Tagebuche gefolgt, denen ich nun noch hinzufügen muß, daß in neuerer Zeit selbst die Volkslieder der Kleinrussen von den Großrussen in Acht und Bann gethan sind. Das Petersburger Kultusministerium, dort „Ministerium der Volksaufklärung" genannt, hat, unter dem Einflusse der Panslawistenpartei, überhaupt den Druck aller Bücher in kleinrussischer Sprache verboten. Die großrussische Sprache soll die alleinherrschende sein im Zarenreich.

Es erinnert das an einen alten Streit, welcher im vorigen Jahrhundert in Petersburg über die Herkunft der Russen ge-

führt wurde und die Gelehrten, welche nachwiesen, die Groß-russen seien nicht von rein slavischer Abstammung, in aller-höchste Ungnade brachte.

Einer unserer hervorragendsten vergleichenden Sprachforscher, Dr. Carl Abel, hat in seiner vor wenigen Jahren (bei W. Friedrich in Leipzig) erschienenen Schrift: „Groß- und Klein-Russisch“ die alte Streitfrage über die Herkunft der Russen neu beantwortet, und zwar in so gründlicher, licht- und geistvoller Weise, daß ich es mir nicht versagen kann, hier auf die Hauptpunkte seiner Erörterungen hinzuweisen.

An die Untersuchungen über Herkunft und Bedeutung des Namens Ruß knüpft sich bei Dr. Abel in großen, festen Zügen die ganze Geschichte des Ursprungs und Wachsens der aus den verschiedenartigsten Elementen zu staatlicher Einheit verschmolzenen Weltmacht, welche in ihrer Gesammtheit erst seit drittehalbhundert Jahren Rußland genannt wird und vorher Moskowitien hieß.

Die dem ersten Begründer staatlicher Ordnung im Lande, dem schwedischen Häuptling Rurik, zu Ende des neunten Jahrhunderts unterworfenen Stämme von der Ostsee bis Nowgorod und Twer waren Slaven. Die von Ruriks Nachfolgern hinzueroberten Ost-Länder unterschieden sich durchaus von den westlichen oder slavischen Besitzungen durch ihre finno-tatarische Bevölkerung, deren Hauptstadt Moskau wurde. Vor kaum zweihundert Jahren fand der deutsche Reisende Olearius die östlichen Theile des Gebiets von Moskau und Susdal noch finnisch sprechend. Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Mordwa-Finnen von Nishni-Nowgorod, Simbirsk, Samara, Pensa, Saratoff, Kasan und Astrachan gezwungen, das Christenthum anzunehmen, was jedoch nicht verhinderte, daß eine große Anzahl derselben noch bis vor dreißig oder vierzig Jahren ihren alten heidnischen Gebräuchen

und fremdländischen Mundarten treu blieb. In einer Schrift über die russische Litteratur des vierzehnten Jahrhunderts nennt der berühmte Philologe Buslajeff das Rurikſche Moskau ein halbtatarisches Lager, von welchem aus das ganze nordöstliche Slavenland und besonders das mächtige Nowgorod in mongolischem Interesse und mit mongolischer Hilfe bekämpft würden.

Erst nachdem Peter der Große angefangen hatte, seine Moskowiter zu europäisiren, wurde es amtlich verboten, davon zu reden, daß ihnen in Sibirien und anderen asiatischen Ländern zahlreiche Stammverwandte lebten. In jenen unwissenschaftlichen Zeiten wußte man in den Regierungskreisen noch nicht, daß eigentlich alle Europäer aus Asien herstammen, und daß die Finnen die Ersten waren, welche von Osten her in die westlichen Länder einwanderten. So wurde denn strenges Gericht gehalten über Jeden, der sein Wissen in diesem Punkte kundgab. Dr. Müller, einer der deutschen Gelehrten, die nach St. Petersburg berufen wurden, um dort eine Akademie der Wissenschaften zu gründen, veröffentlichte im Jahr 1749 ein Buch unter dem Titel: „Origines Gentis et Nominis Russorum." In diesem verdienstvollen Werke wies der würdige Mann, den man noch heute als den Vater der russischen Geschichtschreibung bezeichnet, die nichtslavische Abstammung der Moskowiter klärlich nach. Der Sekretär der neuen Akademie, M. Trediakowsky, schloß sich dieser Auffassung an. Er wurde dafür auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, der Tochter Peters des Großen, mit hundert Knutenhieben bestraft. Gegen den Ausländer Dr. Müller wagte man nicht so scharf vorzugehen: die Kaiserin begnügte sich, ihn so lange einsperren zu lassen, bis er sich zu einem Widerruf entschließen würde. Dazu war er aber zu ehrenhaft, und da die Kaiserin ihn nicht entbehren konnte, entschloß sie sich zu einem Kompromiß, indem sie den Vorschlag machte, er solle zugeben, daß die Moskowiter Abkömmlinge der Roxo-

lanen seien, eines fabelhaften Volkes, von welchem einige alte Autoren berichten, daß es sich mit dem Könige Mithridates herumgeschlagen habe. Müller, der so wenig von den Roxolanen wußte, wie wir noch heute davon wissen, hatte nichts dagegen einzuwenden, daß die Kaiserin sie als Vorfahren anerkannte, und so entkam er glücklich aus seiner Haft.

Ein ähnlicher hoher Verbesserungsversuch der Geschichte kam zwanzig Jahre später unter der großen Kaiserin Katharina II. vor. Professor Stritter, Mitglied der Petersburger Akademie, stellte in seinem 1791 herausgegebenen Buche „Populi Antiquae Russiae“ von Neuem die verpönte Behauptung von der finno-tatarischen Abstammung auf. Diesmal wurde jedoch nicht mit Knute und Kerker eingeschritten, sondern die erleuchtete Selbstherrscherin begnügte sich, ihrer Entrüstung in einer für das russische Schulbücher-Departement bestimmten Instruktion durch folgende höchsteigenhändig geschriebene Worte Ausdruck zu geben: „Obwohl Russen und Slaven nicht derselben Abstammung sind, so herrscht doch keine Abneigung zwischen ihnen; es wäre ein Skandal, wollte man nach Herrn Stritters Ansicht zugeben, daß die Russen Finnen seien. Der Abscheu, der uns Alle bei dem Gedanken überkommt, ist der beste Beweis dafür, daß wir mit den Finnen nichts gemein haben können.“

Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß alle namhaften russischen Historiker auf Grund eigener Forschungen, die von Müller und Stritter aufgestellten Thesen bestätigt haben, zuletzt und am nachdrücklichsten der berühmte Kostomaroff in seiner vor zehn Jahren erschienenen gelehrten Abhandlung „Die beiden russischen Nationalitäten“. Dr. Abel bemerkt über den Sachverhalt sehr richtig: Nichts würde irriger sein, als die Annahme, die moskowitische oder finno-tatarische Race, wie sie sich heute in ihrem slavischen Gewande darstellt, sei

den westlicher wohnenden Slaven von reinerem Blute inferior. Wie sehr auch beide Elemente sich von einander unterscheiden, jedes von ihnen hat ausgezeichnete Seiten in seinem National-charakter aufzuweisen. Slavo-Russen, die man heute Klein-russen nennt, sind ein empfindsames, erregbares und musikalisch-begabtes Volk mit einer ausgeprägten Neigung für den Ackerbau, sowie für ein seßhaftes, häusliches Leben; der sla-visirte Finno-Tatar dagegen, oder Großrusse, wie er heute genannt wird, weil seine Race sich über drei Viertheile des europäischen Rußlands ausbreitet, ist ein findiger, kaltblütig berechnender Mensch, der ein stetig seßhaftes Leben nicht be-sonders liebt und, wenn er kann, bald Ackerbau, bald allerlei Gewerbe im Umherziehen betreibt; am liebsten das eines Hausirers oder wandernden Handwerkers, der heute nicht weiß, wo er morgen sein Brot findet, oder welchen Weg er in der pfadlosen Steppe einschlagen soll. Der Slavo-Russe heirathet aus Liebe, der Finno-Russe wird zumeist von seinem Vater verheirathet, wobei der Pope als Vermittler dient. Vater und Priester pflegen bei der Auswahl einer Braut mehr auf gesunde Knochen als auf Schönheit zu sehen, die doch „nicht tiefer als die Haut geht." Der Verfasser kommt nach weiterer Schilderung der Unterschiede zwischen beiden Nationalitäten zu dem Schlusse, daß ohne die charakteristischen Racen-Eigenschaften des moskowitischen Bestandtheiles seiner Bevölkerung Rußland nie zu der Machtstellung gelangt sein würde, die es gegenwärtig einnimmt.

Ich mußte zwei Nächte in Stawropol zubringen, da der Himmel fortwährend trübe blieb und keine Pferde zur Weiter-reise zu haben waren, bevor er sich aufklärte, weil, wie man mir sagte, die Wege zu gefährlich seien. Leute, welche mit einem Kronspaß versehen waren, erhielten Eskorte und konnten bei Tag und Nacht reisen, unter dem Schutz von zwei oder

vier Kosaken, je nach Bedürfniß. Wer nur einen gewöhnlichen Paß aufzeigen konnte, mußte zur Weiterfahrt klares Wetter abwarten, welches den auf erhöhten Punkten an der Heerstraße stehenden Wachtposten weite Umschau ermöglichte. Mir wurde die Zeit nicht lang, da es immer viel nachzuholen gab und es mir auch an Büchern nicht fehlte.

Mein Wirth wandte mir seit meiner poetischen Unterhaltung mit dem jungen Kosakenofficier, wobei er uns selbst bediente und sogar beim Füllen der Gläser half, seine besondere Aufmerksamkeit zu und wich nicht von meiner Seite, so oft ich ins Gastzimmer kam, um etwas zu genießen. Er erzählte mir, er sei aus Woronesch gebürtig, wo zwar keine Kosakenlieder gesungen würden, aber doch auch ein berühmter Dichter gelebt, den er in früheren Jahren selbst öfter gesehen und gesprochen habe und der erst vor einem Jahre im Elend gestorben sei. Die Petersburger und Moskauer Zeitungen hätten viel Rühmens von ihm gemacht, aber die Leute in Woronesch hätten die Köpfe dazu geschüttelt; denn es sei mit dem jungen Alexéi Wassiljewitsch Kolzow gar nichts anzufangen gewesen; selbst sein eigener Vater, ein wohlhabender Viehhändler, habe auf die Dauer nicht mit ihm auskommen können und sich zuletzt ganz von ihm zurückgezogen, weil er lüderlich geworden, wie es hieß; sonst hätte er nicht in Armuth verkommen können; denn der alte Kolzow hatte nicht bloß einen schönen Viehstand, sondern trieb auch noch ein ganz einträgliches Holzgeschäft und war ein geriebener Mann, der sich auf seinen Vortheil verstand. Es erschien dem Wirthe nun unbegreiflich, daß der hagere junge Mensch, der nicht einmal im Viehhandel zu gebrauchen gewesen, doch habe ein berühmter Dichter werden können. Freilich habe er von der Berühmtheit nichts gehabt, als daß sie in den Zeitungen gestanden, die doch nur wenig Leute lesen könnten. —

„Das Viehgeschäft bringt überall mehr Geld ein als die Dichtkunst,“ sagte ich zu dem Wirthe, der die Gedichte seines Landsmanns nur vom Hörensagen kannte. Mich hatte schon Krassow darauf aufmerksam gemacht und später noch eindringlicher Katkow, der ihn persönlich kennen gelernt als Kolzow bald nach dem Erscheinen seiner ersten Gedichtsammlung (1835) nach Moskau kam, wo er, wie auch später in Petersburg, in einer Weise gefeiert wurde, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Woronesch nicht mehr so anspruchslos fand, wie er früher gewesen. Dem Vater war der Ruhm des Sohnes ebenfalls zu Kopfe gestiegen, aber diente nur, ihn lächerlich zu machen. Ein herzliches Einvernehmen zwischen Beiden fehlte, seit der Vater gewaltsam ein inniges Liebesband zerrissen, das der leidenschaftliche Sohn mit einer schönen Leibeigenen geknüpft hatte, die heimlich entfernt und an einen donischen Kosaken verheirathet wurde. Dieser Trennung folgten schmerzenvolle aber poetisch fruchtbare Jahre. Später wußte ihn eine schöne Buhlerin an sich zu locken und er fand ein trauriges Ende, kaum vierunddreißig Jahre alt geworden.

Kolzows poetischer Nachlaß ist nicht groß und von ungleichem Werth. Er ist in seiner volksthümlichen Eigenart für die Russen was Burns für die Schotten war, allein selbst die treueste Uebersetzung kann ihn nicht so allgemein verständlich machen, wie Burns es durch seine frischere Schaffenskraft und größere Lebensfreudigkeit geworden; er reißt mit sich fort, schwingt mit sich auf und läßt uns die Welt mit seinen Sonnenaugen sehen. Kolzows schönste Lieder sind mit inniger, wahrer Empfindung dem russischen Volke aus der Seele gesungen, tief und eigenartig ergreifend; aber er kann nicht über sein Volk hinaus; er ist der Poet der russischen Steppe, vorwiegend melancholisch wie diese, die man in ihrer ganzen Unendlichkeit vor sich zu sehen glaubt, wenn man eines

seiner, meist in kurzen, reimlosen Versen geschriebenen Gedichte liest, wie

Das Grab.

Wer liegt hier begraben?
Still ist es und einsam;
Ein Kreuz ragt von Schilfrohr,
Ganz frisch ist das Grab.
Und zeigt in der Oede
Sich ringsum kein Pfad?
Weß Leben entfloh hier?
Wer kam hier ans Ziel?
Beging hier ein wilder
Tatar einen Raubmord
Im Dunkel der Nacht,
Benetzte die Erde,
Die russische Erde
Mit dampfendem Blut?

Verlor eine junge
Bewohn'rin der Steppe
Ihr einziges Kind hier?
Sie herzt' es und kost' es
Und bitterlich weinte
Beim Tod ihres Lieblings;
Und frei unterm Himmel,
Auf offenem Felde,
In Kornblumen-Hülle
Begrub sie ihr Kind.

Stürmische Winde wehen
Klagend übers Grab hin,
Dürre Steppenhalme
Neigen ihre Häupter
Und das Gypskraut wuchert
Rings am Grab vorüber.
Wie die Winde brausen
Durch die öde Steppe,
Nimmer weckt ihr Klagen,
Was im Grabe schlummert!

Nur in Einem Herzen
Aufersteht es lieblich,
Lebt es lieblich fort.

Vor dem Bilde des gekreuzigten Heilands stehend, offenbart uns der zugleich von Glauben und Zweifel bewegte Dichter sein ganzes Innere in folgendem

Gebet.

Mein Heiland, mein Heiland!
Sieh, rein ist mein Glaube
Wie Gluth des Gebetes;
Doch, Herr, auch dem Glauben
Ist dunkel das Grab. . . .
Was beut mir Ersatz einst
Für Ohren und Augen —
Das glühende Fühlen
Des sterbenden Herzens?
Was — ohne dies Herz — ist
Das Leben des Geistes?

Auf Kreuz und auf Grab, wie
Auf Himmel und Erde,
Vom Anfang der Schöpfung
Bis zu ihrem Ausgang,
Hast Du, o Allmächtiger,
Den Schleier geworfen,
Dein Siegel gedrückt,
Dein ewiges Siegel.
Die Welt mag zertrümmern,
Dein Siegel zerreißt nicht,
Kein Feuer verbrennt es,
Kein Wasser erweicht's.

Verzeih mir, mein Heiland,
Daß meinem Gebete
Einfloß eine Thräne:
Sie leuchtet im Dunkeln
Von Liebe zu Dir!

Ich habe diese beiden Gedichte, als mir besonders zusagend, gleich nach dem ersten Bekanntwerden mit der Urschrift übersetzt. Eine sehr gute Uebersetzung der ganzen Sammlung ist vor wenigen Jahren von Friedrich Fiedler (Universalbibliothek Nr. 1971) erschienen.

* * *

Der Wirth, welcher mir durch seine Unterhaltung Kolzow ins Gedächtniß zurückrief, versäumte auch nicht, mir bei der Abreise seine Aufmerksamkeit hoch anzukreiden, gerade doppelt so hoch, als ich's in den früher berührten Städten gefunden, indem er mir für mein Zimmer, das nicht einmal ein Bett enthielt, zwei Rubel Silber für jede Nacht berechnete. Das Essen wurde immer gleich bezahlt...

Es war ein heller, aber feuchtkalter Morgen, als ich der ciskaukasischen Hauptstadt Lebewohl sagte, die mir beim Abschied einen freundlicheren Eindruck machte als bei der Ankunft. Die kriegerischen Bilder, die sie mir geboten, sollten nun auf der ganzen Reise bis nach Georgien ihre Fortsetzung finden, wie aus einem großen, buntscheckigen Knäuel abgewickelte Fäden. Die Tscherkeska, mit ihren Patronentaschen auf der Brust, wurde vorherrschend, und dazu verstand sich's von selbst, daß Alles was zum männlichen Geschlecht zählte, Waffen trug: Herr und Diener, Bürger und Bauer, Kutscher und Knecht. Kein Landmann pflügte seinen Acker, ohne ein Gewehr auf der Schulter; selbst die Knaben auf den Gassen liefen mit Dolchen im Gürtel umher. Bald sollte mir auch die Herrlichkeit des Hochgebirges aus noch weiter Ferne entgegenschimmern, das in seinem Eispanzer die glänzendste Rüstung trug. Auf der zwischen Hügelland sich hinwindenden Heerstraße ging es rasch vorwärts; ich mußte unwillkürlich den Jämschtschick bewundern, der seinen Sitz so fest zu behaupten

wußte, während ich jeden heftigen Stoß des federlosen Wagenkastens bis ins Herz hinein fühlte, oft von einer Seite zur andern geworfen und dabei von meinen Pistolen bedrängt wurde, die mir die heftigsten Rippenstöße versetzten. Doch störte das meine, durch die frische Luft, den klaren Himmel und die herrlichen Ausblicke geweckte gute Laune nicht; ich machte mich nur über mich selbst lustig, daß ich es noch nicht so weit gebracht habe wie ein russischer Wagenlenker, der freilich in der Welt seines Gleichen sucht. Ab und zu belebte sich die Scene durch Begegnungen anderer Fuhrwerke; einmal kam in einer einfachen Telega mit Dreigespann ein russischer Stabsofficier vorübergesaust, mit zwei donischen Kosaken als Eskorte; ein andermal erschien ein größerer und langsamer fahrender Wagen, dem donische Kosaken, in größerer Anzahl, mit ihren langen Lanzen vorausritten und Linienkosaken, nach Tscherkessenart gekleidet, folgten. Der Jämschtschick belehrte mich, das sei ein kaiserlicher Postwagen, der Werthsachen nach Petersburg führe. Die kaukasischen oder Linienkosaken mit ihren Gewehren auf dem Rücken, Pistolen und Dolch im Gürtel, sahen weit schmucker und stattlicher aus als die donischen; sie unterschieden sich in ihrer Tracht von den Tscherkessen nur dadurch, daß ihre Waffenröcke von gleichem Schnitt und gleicher blauer Farbe waren, während die Tscherkessen Gewänder verschiedener Farben trugen. Da aber die Wachtposten die Farben aus der Ferne nie genau unterscheiden konnten, so galten noch andere Erkennungszeichen, ob Feinde oder Freunde geritten kamen. Die Tscherkessen ritten immer in Schwärmen; die Kosaken in Reih und Glied, je nach dem Tagesbefehl geordnet. Die Wachtposten befanden sich auf erhöheten Punkten am Saume der Heerstraße, wo vier hohe Balken oder Baumstämme ein geschütztes Gerüst trugen, in welchem zwei Kosaken mit guten Fernröhren fortwährend Auslug hielten und alle

17*

Mittel zur Hand hatten, um weithin Alarmzeichen zu geben. Ein solcher erhöheter Beobachtungsposten, zu welchem eine Leiter hinaufführte, wurde Wuyschka genannt und sah von fern aus wie ein freistehender Taubenschlag.

Von Zeit zu Zeit sah man auf den Hügeln an der Heerstraße Wachtfeuer brennen, neben welchen Kosaken kleine Gruppen bildeten, wobei die Burka (ein kurzer Pelzmantel, mit der rauhen Seite nach außen gekehrt) den Liegenden als Unterlage diente. Dieselben Erscheinungen setzten sich gleichsam anwachsend fort von Station zu Station; Alles starrte von Waffen, und wo immer ich anhielt, hörte ich von neuen Raub- und Mordgeschichten. Gleich auf der ersten Station, Ssergejewskaja, wo ich Nachmittags vier Uhr eintraf, verweigerte mir der bis an die Zähne bewaffnete Ssmatritel Pferde zur Weiterreise, obgleich das Wetter wundervoll war, aber er behauptete, ich könne erst spät in der Nacht den nächsten Haltpunkt, Ssuchaja Padinskaja, erreichen, und gerade auf dieser Strecke seien in der letzten Woche zwölf Menschen ums Leben gekommen, trotz aller Kosakenposten und Patrouillen.

Wo immer ich ein Zimmer für mich bekommen konnte, war ich bald getröstet; allein in Ssergejewskaja mußte ich die Nacht im Stationszimmer zubringen, wo ich eine schauerliche Gesellschaft fand und keine Möglichkeit, ihr zu entkommen. Solcher Nächte in denkbar unsauberster Gesellschaft und verpesteter Luft sollte ich noch mehrere erleben; sie sind nicht auszulöschen in der Erinnerung, aber man verweilt nicht gern dabei. Ein Kampf gegen Ungeziefer, das in seinen schaarenweisen Angriffen mich weit mehr beunruhigte als die feindlichen Tscherkessen, gehörte fortan zur Tagesordnung. Die anderen Beschwerlichkeiten der Reise, welche noch zehn Tage dauern sollte, erschienen dagegen fast als eine Erholung, denn je größer die Anstrengungen waren, desto mehr zogen sie mich

ab von der sichtbar kleineren, aber fühlbar schlimmeren Plage. An abenteuerlichen Begegnungen und Fährlichkeiten fehlte es nicht, aber es war keine darunter, welche mir einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. Und am Ende trugen doch die erhebenden Eindrücke über die widerwärtigen immer den Sieg davon, so oft der Himmel mir einen freien Ausblick auf die Herrlichkeit des mächtigen Hochgebirges gewährte, das zwei Welttheile trennt und von zwei Meeren bespült wird. Da ist kein vermittelnder Uebergang, kein störendes Vorgebirge, das den Anblick des großen Ganzen erschwert.

Entweder erscheint der Himmel grau umwölkt, dichte Nebel verwirren den Blick und man glaubt noch mitten in der Steppe zu sein, — oder der Wolkenschleier zerreißt, der Nebel fällt, und das Gebirge steht vor uns in seiner ganzen Glorie. So sah ich es zum ersten Male bei Jekaterinograd, der von der großen Katharina gegründeten, hart an der Kabardah gelegenen Kosakenstadt, wo die Heerstraße sich in zwei Arme spaltet, deren einer dem Kaspischen Meere zuläuft, während der andere, allmählich ansteigend bis zu schwindelnder Höhe, sich mitten durch den Kaukasus windet, um dann abwärts in das Hügelland von Georgien zu führen.

Aus der frischen, kräftigen Pflanzenwelt zu ihren Füßen, aus dem dunklen Grün, das hier als breiter Gürtel ihre Flanken umschlingt, dort in launenhaft zerrissenen Grasmatten hoch hinaufkriecht an den ungethümen Felsmassen, steigen die Berge empor in nackter Schöne, unabsehbarer Ausdehnung und blendendem Farbenspiel. Die sich scharf vom blauen Himmel abhebenden Eiskolosse überbieten einander in phantastischen Formen, als Pyramiden, Kuppen, Hörner, Zinken, Schroffen und Säulen. Aber hoch hinaus über diese schimmernden Massen erheben zur Linken der Kasbek, zur Rechten

der Elborus, und in gleicher Entfernung von beiden der pyramidenförmige Paßmymtha ihre weißen Häupter.

Der Weg führt uns dem Laufe des wildschäumenden Terek entgegen, der hier die große von der kleinen Kabardah trennt, und über Wladikawskas in mühsamen Krümmungen sich aufwärts schlängelt. Wladikawskas, die Festung, welche den Eingang zum Gebirge schützt, bedeutet — „Beherrscherin des Kaukasus." — Zwischen hochaufgethürmten Kalksteinmauern, wild zerrissenen Schieferfelsen, über schauerliche Abgründe hinweg, wo ungeheuerliche Protogynmassen aus dem schwarzen Schieferagglomerat hervorbrechen, gelangen wir durch die altberühmte, schon von Plinius d. J. genau beschriebene Porta Caucasica, heute Engpaß von Darjel genannt (was eigentlich eine Tautologie ist, da Darjel an sich schon Engpaß bedeutet, von dar: enge und jol: der Weg), zum Dorfe Kasbek, nachdem wir in Lars zum letztenmal frische Pferde genommen. Bald wird uns der Weg versperrt durch gewaltige Schneemassen, bald durch losgebrochene Granitblöcke und Steingerölle, bald durch ein plumpes, zweirädriges ossetisches Fuhrwerk, oder durch eine Karawane bedächtig im Gänsemarsch einherschreitender Kamele, deren zähe Wüstennatur auch vor eisigen Gebirgspfaden nicht zurückbebte, und wir müssen oft lange warten, bis Hilfe kommt, um ihn wieder frei zu machen. Diese Hilfe stellt sich ein in Gestalt einer Schaar breitschultriger und meist blauäugiger Osseten, die ihre Wohnsitze im Hochgebirge haben und den Reisenden gerne zur Hand gehen, wenn es dabei etwas zu verdienen giebt.

Das Dorf Kasbek (bei den Georgiern Stepan Tzminda genannt) liegt am Fuße des Bergesriesen, dessen Namen es trägt, und dessen Kuppe den zweithöchsten Punkt der vulkanischen Kette bildet, welche den Kaukasus von Nordost nach Südwest durchzieht. Steif und zerschlagen von den Anstren-

gungen des Aufsteigens kam ich Abends im Dorfe an, wo ich ein Unterkommen bei einer alten wetterfesten Frau fand, deren Amt es war, bei Schneestürzen und sonstigen Unfällen eine weithinschallende Glocke zu läuten, als Nothzeichen. Nach kurzer Erholung in dumpfem Zimmer eilte ich wieder hinaus in die frische Luft und blieb, trotz der grimmigen Kälte, die halbe Nacht im Freien, verloren im Anschauen der großartigen Bilder, welche sich bei klarstem Mondschein vor meinen Augen entrollten.

Der plötzliche Uebergang von der Steppe zum Gebirge, die gewaltigen Eindrücke des Tages, die unwillkürlich auftauchenden historischen Erinnerungen, das Rauschen des wilden Bergstroms in den dunklen Schluchten, das Schimmern der mondbeglänzten Gipfel, Kuppen und Zinken auf der einen Seite, und auf der andern der überwältigende Anblick des vor mir in schauerlicher Schöne auffsteigenden Kasbek — Alles wirkte zusammen, mich mit wundersam erhöhtem Lebensgefühl lange in dieser Zauberwelt festzuhalten. In jener Nacht entstanden die Anfänge zu ein paar Gedichten, deren eines beginnt:

Wie ein großer Gedanke sich losreißt aus
Dem Haupt eines Genius,
Also springt aus des Kasbek steinernem Haus
Der brausende Terekfluß;
Reißt sich in sprudelnder Lust
Von der nährenden Bergesbrust;
Rauscht mit hellem Geplätscher
Ueber die gleißenden Gletscher —
Und die Steine und Felsen, die seinen Wellen
In hemmendem Trotz sich entgegenstellen,
Und das Krüppelgewächs und die Klötze zumal:
Lachend überspringt er sie,
Oder stark zwingt er sie
Mit sich hinunter ins blühende Thal.
Was ihm widersteht, wird zerstoben,
Denn seine Gewalt kommt von oben! . . .

Früh am nächsten Morgen ging's weiter, nach Kabi, wohin der Weg, den ich wieder meist zu Fuß machte, noch größere Schwierigkeiten bot als der Tags vorher nach Kasbek, die schauerlichsten Abgründe thaten sich am Guda (Gud-gora) und Kreuzberge auf, bis zu einer Tiefe von achttausend Fuß. Dann ging's etwas schneller über Kaschaour und Qwischett in das lachende Thal der Aragua hinab, und noch vor Abend kam ich in Duschett an, der ersten georgischen Stadt am Fuße des Kaukasus.

Die kleinen, würfelförmig gebauten, zum Theil halb in der Erde versteckten Steinhäuser bezeugten die Bedürfnißlosigkeit ihrer Bewohner, deren einige auf den flachen Dächern standen und, ihren Tschibuck rauchend, zufrieden in die Welt hinausblickten. Nur im Weintrinken ist kein Georgier bedürfnißlos, wie ich bald erfahren sollte. Ein Blick auf die unansehnlichen Häuser, aus welchen ich hin und wieder sehr ansehnliche Frauengestalten in der kleidsamen Volkstracht heraustreten sah, genügte, mich zu überzeugen, daß kein überflüssiges Zimmer darin enthalten sei. Doch fand ich ein erträgliches Unterkommen beim Posthalter, der sich trotz seines gewaltigen Schnurrbarts und sonstigen kriegerischen Aussehens mit dem großen Dolch im Gürtel, als ein ganz gemüthlicher Kumpan erwies. Als ich in bester Laune von meiner Wanderung durch das Städtchen zurückkehrte, welches, was ihm selbst an Schönheit fehlte, durch die herrlichsten Aussichtspunkte ersetzte, bestellte ich eine Flasche Wein zur Selbstfeier meiner glücklichen Ankunft in Asien.

„Guten Wein habe ich wohl im Hause — sagte der Ssmatritel einigermaßen verlegen —, echten Kachetiner, aber nicht in Flaschen; die giebt's hier nicht: der Wein wird bei uns in Schläuchen aufbewahrt. Mit Gläsern kann ich Ihnen dienen."

Ich erwiderte ihm, da ich noch nie Wein aus einem Schlauche getrunken, so müßt' ich ihn bitten, mit mir zu trinken, um mir zu zeigen, wie das angestellt wird. Damit war er sofort einverstanden. Ein kleiner Schlauch mit leicht zu öffnender Mündung war schnell herbeigeholt und ein Wasserglas nach dem andern daraus gefüllt.

Wir stießen an und tranken in Einem Zuge aus, wobei ich unwillkürlich das Gesicht ein wenig verzog; der Wein hatte einen mir fremdartigen Beigeschmack nach dem Schlauche, wie ich offen gestand.

Der Ssmatritel meinte, das ginge den meisten Fremden so, aber man gewöhne sich bald daran: schon beim dritten oder vierten Glase sei vom Beigeschmack nichts mehr zu spüren. Wir tranken über das vierte Glas hinaus und ich fand, daß der Ssmatritel recht hatte; denn der Wein schmeckte mir immer besser. Ich schlief vortrefflich darauf und erwachte am andern Morgen ohne Kopfschmerz; das beste Zeugniß für die Güte genossenen Weines.

Flaschen waren damals noch so selten und so hoch im Preise in Georgien, daß man für eine leere Flasche einen halben Eimer voll Wein haben konnte, wie mich der Ssmatritel belehrte, der mir nicht allein eine billige Rechnung machte, sondern auch für gute Pferde zur Weiterfahrt sorgte. Ich kritzelte in mein Tagebuch:

> Geld lieber ohne Taschen
> Als Taschen ohne Geld;
> Wein lieber ohne Flaschen
> Als umgekehrt bestellt —

ahnte damals aber noch nicht, daß der kachetische Wein einst durch mich zu einer gewissen Berühmtheit in der Welt gelangen sollte, nicht bloß durch Rubinsteins Compositionen meiner Lieder, sondern auch im europäischen Weinhandel.

Von Duschett ging's durch blühendes Hügelland, durchrauscht von der aus Norden nach Süden fließenden Aragua — georgisch wird der schöne Strom Aragwi genannt — nach Mzchethi, der längst in Trümmern liegenden, einstigen Hauptstadt des Landes, der gegenüber die Aragua sich mit dem alten Kyros, heute Kur, auch Kura genannt, vereint. Die Landschaft zeigt hier einen wildromantischen Charakter, in phantastischen Felsbildungen, prächtigen Baumgruppen und weithinschallendem Fluthgeräusch. Wo die dunklen Felsen sich spalten, bricht der Kur tosend hindurch, wie vor Wuth schäumend über die jähe Wendung, die er hier in seinem Laufe machen muß, um in das Thal von Tiflis zu gelangen. Bei dieser Wendung, von den Georgiern „Teufelsknie" (Dewis-Namuchli) genannt, springt die Aragua in sein Fluthenbett, zu einer von den Dichtern des Landes vielbesungenen Verbindung.

Die Ruinen von der einstigen Königsstadt Mzchethi führen in uralte Zeiten zurück. Aus den Trümmern erhob sich noch eine schöne Kirche, die vor Jahrhunderten nach dem ältesten Vorbilde wieder hergestellt wurde und große Aehnlichkeit in der Bauart mit der kleineren Kirche am Kasbek zeigte, wie denn überhaupt die Ruinen von alten Burgen, Vesten, Thürmen und Kirchen, womit der ganze Kaukasus auf der Heerstraße gespickt ist, auf gleichen Ursprung wie die georgischen hinweisen.

Dieselben Völkerstürme, welche so oft Rußland verwüstet haben, sind, mit noch größerer Gewalt, auch über die kaukasischen Länder hingezogen, die trotzdem noch in ihren Denkmälern und Ruinen Spuren einer uralten, eigenartigen Kultur aufweisen, welche Rußland nie gekannt hat.

Von Mzchethi führte mich die treffliche Heerstraße die felsigen Ufer des reißenden Kur entlang und an Rebengeländen

vorüber, wo die Trauben nicht an winzigen Stöcken, sondern an den Zweigen wirklicher Bäume hingen, in rascher Fahrt nach Tiflis. Die Luft war, mitten im November, so milde wie bei uns an freundlichen Junitagen, und in gehobener Stimmung traf ich in der Hauptstadt Georgiens ein, wo ein herzlicher Empfang mich schnell heimisch machte.





IX.

Rückblicke auf Tiflis. Geselliges Leben. Reise nach Armenien mit Dr. Georg Rosen. Priuthina.



Ueber meinen Aufenthalt in Tiflis und meine von dort aus unternommenen weiteren Reisen und Ausflüge habe ich bereits wenige Jahre nach meiner Rückkehr in die Heimath ausführlich berichtet in zwei Werken, wovon das eine: „Die Völker des Kaukasus“, auch die Kriegsbegebenheiten, welche damals im Vordergrunde des allgemeinen Interesses standen, in geschichtlichem Ueberblick behandelt, während das andere: „Tausend und Ein Tag im Orient“ in mehr vertiefenden Charakterzeichnungen, Kultur- und Naturbildern Land und Leute vorwiegend von der poetischen Seite in ihrer urwüchsigen Eigenart schildert.

Ich müßte mich nun selbst abschreiben und es würde durchaus nicht im Sinn dieser Aufzeichnungen sein, wenn ich eine schon so fern hinter mir liegende Vergangenheit weiter berühren wollte, als nöthig ist, um Tiflis als den eigentlichen Ausgangspunkt meiner schriftstellerischen Wirksamkeit zu begründen. Ich gebrauche das Wort Wirksamkeit mit Absicht, weil Thätigkeit hier nicht klar genug ausdrücken würde was ich meine; denn thätig bin ich von früh auf immer gewesen, aber nicht immer mit der Feder in der Hand, und für die Oeffentlichkeit oft nur soweit, als die Nothdurft des Lebens mich dazu zwang.

Wenn ich nun Tiflis als den eigentlichen Ausgangspunkt meiner schriftstellerischen Wirksamkeit bezeichne, so geschieht das, weil sich dort Gelegenheit bot, dem rein Menschlichen tiefer ins Auge zu sehen als anderswo, und weil ich dort Anregungen fand, deren Ausklang mir noch jetzt, nach einem Menschenalter, in vielen fremden Zungen wieder ins Ohr tönt.

Die Lage der zwischen zwei Hügelreihen wellenförmig sich hinziehenden, vom reißenden Kur durchströmten Stadt gestattet einen bequemen Ueberblick und bietet eine überraschende Mannigfaltigkeit fesselnder Bilder. Auf der rechten, breitesten Seite des Stromes dehnt sich die Altstadt aus, ein Labyrinth von Häusern, deren Mehrzahl damals aus niedrigen, flachen Steinbauten bestand, Saklis genannt, die gar keine eigentlichen Straßen bildeten, sondern in grauem Wirrwarr durcheinander und übereinander gewürfelt, sich bis zu dem Berge Ssolalaki hinan erstreckten, oft zur Hälfte nur ein Anhängsel an eine Felsenhöhle bildend. Den Gipfel des Berges krönen die Ruinen einer alten Festung, Nari-Kale, und eines dazu gehörigen Schlosses, Schahi-tacht (Thron des Schah).

Die linke Seite des Kur bietet auf schmalem Landstreifen nur für eine einzige Häuserreihe Platz, welche sich an eine senkrechte, dunkle Bergwand lehnt und von deutschen Kolonisten aus dem Schwabenlande bewohnt wird, die ihre heimische Sprache und Sitte treu aufrecht erhalten haben und sich des Ruhmes erfreuen, die besten Wein- und Ackerbauer des Landes zu sein. Diese deutsche Kolonie heißt „der Sand"; auf dem Rücken des Berges, zu dessen Füßen sie liegt, stehen große Krongebäude, wie Gefängnisse, Kasernen, ein Hospital u. s. w. — alles das zusammen bildet die Vor- oder Neustadt Awlabar.

Der angesehenste Mann der deutschen Kolonie war zu meiner Zeit der Sandwirth, Herr Salzmann, der bei behäbigem Wohlstand sehr bescheiden wohnte, allen Luxus mied, aber auf

eine Ordnung und Sauberkeit im Hause hielt, wie solche damals kein anderes Gasthaus in Tiflis aufzuweisen hatte. Wer bei ihm in der „blauen Stube“ saß, wohin nur bevorzugte Gäste kamen und wo nur Deutsch geredet wurde, der konnte sich leicht auf Stunden in die alte Heimath zurückversetzt fühlen, wonach Alles schmeckte und aussah. Wenn Herr Salzmann aber zu Pferde stieg, um seine Weinberge in Kachetien zu besuchen, wo er ansehnliche Besitzungen erworben, dann war er auch immer gerüstet wie ein Asiat, da der lange Weg mancherlei Fährlichkeiten bot, und man sah es der Haltung des ernsten, stattlichen Mannes an, daß er seine Waffen zu gebrauchen wußte.

Verließ man das friedliche Haus am Sande, so gelangte man auf dem Wege zur großen Brücke des Kur alsbald mitten in den oft ohrenbetäubenden Lärm des asiatischen Lebens hinein; bald wurde die Straße versperrt durch eine Karawane von Kamelen, bald durch knarrende Arabas — plumpe, zweirädrige Wagen, von breitstirnigen, mächtig gehörnten Büffeln gezogen, die der Wagenlenker nur durch fortwährendes Schreien und Anstacheln vorwärts zu treiben vermag —, bald durch einen Wirrwarr von buntgekleideten Menschen zu Pferde, zu Esel und zu Fuß.

Am Brückenkopfe ragte das umfangreiche, mehrstöckige Karawanserai empor, das großartigste und für das Verkehrsleben wichtigste Gebäude der Stadt, in dessen oberen Räumen Alles aufgespeichert lag, was der Orient an edlen Stoffen und kunstvollen Geweben zu bieten hat, während im untern Geschoß lange Reihen prächtiger Magazine zum Kaufen einluden. Lockte hier in reicher Mannichfaltigkeit alles was zum Glanz und Schmuck des Lebens gehört, so zeigte der unregelmäßige Marktplatz, dem der Riesenbau seine Façade zukehrt, ein ganz anderes Bild. Dort wurde, unter unbeschreiblichem Menschengewirre

und ohrenbetäubendem Lärm, Handel mit allen möglichen Lebensmitteln getrieben, mit Garten- und Feldfrüchten, mit lebendigem Vieh und geschlachtetem. Es fehlte dazwischen auch an Händlern nicht, welche andere Gegenstände feilboten: Felle von erlegtem Wild; Hörner des kaukasischen Steinbocks (Turi) zu Trinkgefäßen; alte Waffen, Gürtel, Hausgeräthe und Kleidungsstücke.

Von diesem Speise- und Trödelmarkte führte links eine schmutzige Gasse, wo Schlächter und Garköche für das Volk ihr Gewerbe trieben, zu den berühmten heißen Schwefelbädern von Tiflis, die ich oft besüchte, aber auf anderem Wege. Wer eine empfindliche Nase hatte, vermied es, die Schlächtergasse zu betreten, deren fettbrandige Dünste sich schon aus der Ferne eindringlich bemerkbar machten.

Rechts ab vom Markte führte der Weg über den armenischen Basar, an dessen Eingang Drehkreuze standen, so daß man immer nur einzeln hinzugelangen konnte, was nicht verhinderte, daß der durch ein Wetterdach geschützte Basar fortwährend von Menschen wimmelte, unter welchen dem Fremden besonders eine Menge weißumhüllter Gestalten ins Auge fielen, die in dem Dämmerlichte, das durch das Schutzdach gewissermaßen künstlich hergestellt wurde, gespensterhaft hin- und herschwebten, sich aber bei näherem Zusehen als ältere georgische und armenische Frauen erwiesen, welche von Laden zu Laden huschten, um Shawls, Seiden- und Baumwollstoffe, Garn und Perlen zum Sticken anzusehen, zuweilen nach langem Feilschen auch zu kaufen.

Aus dem armenischen Basar gelangte man in eine große Straße, wo sich im unteren Geschoß der Häuser ebenfalls Laden an Laden reihte, doch solchergestalt, daß jeder Laden zugleich eine offene Werkstätte bildete, wo man im Vorübergehen oder Stehenbleiben den Leuten bei der Arbeit auf die Finger sehen konnte, was immer eine ergötzliche Augenweide bot.

Die offenen Werkstattläden zeigten sich nicht bunt durcheinander, sondern in getrennten Reihenfolgen nach der Verschiedenheit der Gewerbe: Schwertfeger; Büchsenmacher; Seidenspinner; Sattler; Mützenmacher; Schneider; Schuster; Barbiere u. s. w. Es gab auch eine Menge Kaufläden ohne Werkstätten, wo die Händler mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppich saßen, ihre Pfeife rauchend, oder im Winter ihre Hände über einem Kohlenbecken (Mangal) wärmend, und sich nur erhoben, wenn ein Käufer kam. Die Straße war fortwährend belebt von einer buntscheckigen Menschenmenge, in welcher neben Persern, Türken und Russen alle Völker des Kaukasus ihre Vertreter fanden, unter denen oft die abenteuerlichsten Gestalten auftauchten, wild aussehende, bis an die Zähne bewaffnete Kerle, denen man auf einsamen Gebirgspfaden nicht gern begegnet wäre.

Abends, mit einbrechender Dunkelheit, wurden die Läden geschlossen und unter der Obhut zuverlässiger Wächter gelassen, während die Besitzer in ihren meist fernliegenden kleinen Wohnungen der Ruhe pflegten.

Aus dem Quartier der Handwerker und Händler gelangte man in die eigentliche Hauptstraße von Tiflis, die kein zusammenhängendes Ganze bildete, sondern an den beiden vornehmsten Plätzen der Stadt vorüber und in ihrer Fortsetzung zum Thore hinausführte nach Gori zu. Links zog sich eine stattliche Reihe von Häusern bis zum Palaste des Statthalters hin und ebensoweit dehnte sich zur Rechten der große Eriwansche Platz aus, der den Mittelpunkt der vornehmen Welt von Tiflis bildete. Hier reichen sich Europa und Asien die Hand. Gegenüber den großen, ganz modernen Krongebäuden der Russen erheben sich die zierlichen, mit luftigen Galerien umwundenen Häuser der reichen Armenier, mit flachen Dächern, auf denen man spazieren gehen kann. Auf dem Platze laden elegante

Droschken mit bärtigen Kutschern die vorübergehenden Europäer und Asiaten zum Fahren ein; neben der ganz in die dem schlanken Wuchse sich anschmiegende weiße Tschadra verhüllten Georgierin wandeln russische Damen in Pariser Modetracht; neben dem wilden Kurden vom Ararat reitet der donische Kosak; zur Seite der moskowitischen Graurocke drängen sich die zerlumpten Lastträger (Muschat), mit schweren Gepäckstücken beladen, oder Pferde und Esel, welche große Wasserschläuche tragen, neben sich herführend.

Weiter, am Palaste des Statthalters vorbei aufsteigend, führt die Straße zu dem links hochgelegenen Gymnasium, einem kolossalen Gebäude, das von seiner Höhe herab den mehrere Klafter tiefer liegenden Alexanderplatz beherrscht, den die vorüberführende, hügelig abfallende Straße fast ebenso hoch umsäumte, als die den Hintergrund und die Flügel des Platzes bildenden Häuser, unter welchen die des Militärgouverneurs und des Generalstabs besonders hervorragten.

In geringer Entfernung vom Gymnasium erhob sich die uralte Zions-Kathedrale mit ihren spitzen Kuppeln aus behauenen Steinen. Vor der schönen Kirche kauerte immer eine Schaar von Bettlern, welche das menschliche Elend in seiner abschreckendsten Gestalt offenbarten.

Von der Galerie meiner Wohnung aus, welche hinter dem Gymnasium auf einem Hügel am Fuße des heiligen Davidsberges lag, konnte ich die ganze Stadt übersehen mit ihren Palästen, Kuppeln, Thürmen und halb unterirdischen Saklis oder Erdhütten, durchschlungen von schattenreichen Gärten, wo alle bei uns heimischen Obstarten, sowie der Pfirsich, die Feige, die Granate, der Lotus, die Maulbeere, Rebe, Quitte und Mispel in üppiger Fülle gedeihen. In weiter Ferne verlor sich der die Stadt durchströmende Kur auf seinem Schlangenlaufe hinter grünem Hügelland.

Den Gipfel des heiligen Davidsberges, der eine wundervolle Fernsicht nach allen Seiten gewährt, habe ich nur einmal bestiegen, aber bis zu dem steilen Vorsprunge in der Mitte seiner Höhe, wo eine uralte Kirche steht, deren Schutzheiliger dem Berge seinen Namen gegeben, bin ich oft gekommen. Das ist nämlich ein Wallfahrtsort, wohin jeden Donnerstag Hunderte von jungen Georgierinnen pilgern in der Hoffnung, daß der heilige David ein Wunder an ihnen thue. Er wird verehrt als besonderer Schutzheiliger junger Mädchen, welche sich nach Vermählung sehnen, und junger Frauen, welche nicht kinderlos bleiben möchten. Darum hat man nirgends so gute Gelegenheit, die Blüthe georgischer Schönheit in solcher Fülle zu sehen wie Donnerstags am heiligen Davidsberge. Auf den Märkten und Straßen der Stadt begegnet man gewöhnlich nur alten Weibern, die meist von abschreckender Häßlichkeit sind, welche sie vergebens unter einer Schicht rother und weißer Schminke zu bergen suchen. Die Georgierinnen reifen und altern früh; ich habe unter den vielen, die ich gekannt, nur Eine gefunden, die im Alter von einigen dreißig Jahren noch schön genannt werden konnte; sie war die Wittwe des in Teheran ermordeten russischen Gesandten Gribojédow, der sich auch als Dichter hervorgethan und das beste russische Lustspiel geschrieben hat, dessen Aufführung jedoch, wegen seines freisinnigen Inhalts, nicht gestattet wurde. Der Titel „Gore ot uma“ läßt sich annähernd verdeutschen: „das Unglück, Geist zu haben,“ und der Inhalt veranschaulicht die Wahrheit des alten Worts „Dummheit regiert die Welt“ mit eindringlich ergötzlicher Nutzanwendung für Rußland. — Während seines längeren Aufenthalts in Tiflis lernte Gribojédow im Hause des georgischen Fürsten Tschawtschawadse, der als General in russischen Diensten stand, dessen schöne Tochter Nina kennen, die eine sehr sorgfältige

europäische Erziehung erhalten hatte. Die Verbindung mit ihr erwies sich als eine sehr glückliche, aber sein jäher Tod machte Nina früh zur Wittwe, die trotz der glänzendsten Anträge nicht zu bewegen war, sich wieder zu vermählen. Sie gehörte zu den wenigen Georgierinnen, die in den Salons der vornehmen russischen Welt verkehrten, wo sie im höchsten Ansehn stand. Ein reizender Ruhe- und Aussichtspunkt bei der Kirche des heiligen David war der Lieblingsaufenthalt ihres Gemahls gewesen, dessen schönstes Gedicht „Eine Nacht in Georgien" dort entstand und der auch dort seine letzte Ruhestätte finden sollte, nachdem sein von Säbelhieben und Dolchstichen ganz verstümmelter Körper unter großen militärischem Geleite von Teheran übergeführt worden. Unweit der persischen Grenze begegnete dem Trauerzuge der nach Erserum reisende Puschkin, der ein Freund Gribojedows war und, tief ergriffen von der Begegnung, ihm in seiner Schilderung der Reise ein herrliches Denkmal setzte. Ein anderes würdiges Denkmal, von Meisterhand ausgeführt, schmückt die Stätte, wo er begraben liegt. Und dorthin wandelte seine schöne Wittwe Nina oft, aber nicht am Donnerstage mit den Schaaren der jungen Pilgerinnen, sondern allein, um am Grabe ihres Gemahls zu beten und sich der schönen Stunden zu erinnern, die sie mit ihm einst an seinem Lieblingsaufenthalte zugebracht.

* * *

Meine Bekanntschaften in Tiflis machten sich alle von selbst. Mein Freund Hake war dort in merkwürdig kurzer Zeit eine in weiten Kreisen hochangesehene und beliebte Figur geworden und hatte sogar unter den hervorragendsten Männern ein paar wirkliche zuverlässige Freunde gewonnen, die sich als solche auch zeitlebens bewährt haben. Es waren das die beiden damals noch in den dreißiger Jahren stehenden Staats-

räthe Friedrich von Kotzebue und Alexis von Krusenstern, welche insofern eine Ausnahmsstellung in der Beamtenwelt einnahmen, als sie nur den Statthalter über sich hatten, dem sie „in besonderen Aufträgen" dienten, wie der russische Ausdruck lautet.

F. von Kotzebue galt als der genaueste Kenner Georgiens und dessen aus so verschiedenartigen Volksstämmen zusammengesetzter Bevölkerung. Er war schon bald nach Vollendung seiner Studien ins Land gekommen und dort schnell so heimisch geworden, daß er es gar nicht wieder zu verlassen wünschte, zumal sich ihm von vornherein in Tiflis ein fruchtbareres Feld der Thätigkeit bot, als er in Petersburg hätte finden können. Er bequemte sich dem Salonleben, das für ihn nicht den geringsten Reiz hatte, nur soweit an, als seine Stellung es erforderte. Alles Schablonenhafte, alle Ziererei, Wichtigthuerei und Gespreiztheit war ihm zuwider und so auch die Französelei der russischen Herren und Damen untereinander, wo gar kein Grund vorhanden war, in fremder Zunge zu reden, als zu zeigen, wie weit man es darin gebracht habe, den reinen Pariser Accent nachzuahmen.

F. von Kotzebues höchster Ehrgeiz war, in dem ihm angewiesenen, allmählich sehr weit gezogenen Wirkungskreise sich nach Kräften nützlich zu machen, wobei ihm sein scharfer Blick, seine überlegene Menschenkenntniß, seine Vertrautheit mit allen Zweigen der Verwaltung und seine erstaunliche Arbeitskraft sehr zu Hilfe kamen. Allein um ganz zu leisten, was er vermochte, mußte er's in seiner eigenen Weise thun, die ihm nicht erlaubte, eine vorgeschriebene Anzahl von Stunden täglich in einer Kanzlei abzusitzen, mit der Durchsicht oder Vermehrung schablonenhafter Schreibereien beschäftigt. Er mußte in seiner eigenen Wohnung, den Tschibuk und eine Flasche Wein zur Hand, in voller Bequemlichkeit arbeiten, um ganz er selbst sein zu können; aber dann warf er zuweilen, mit

musterhafter Klarheit des Ausdrucks, in einer Nacht mehr auf das Papier, als sein Sekretär am folgenden Tage ins Reine zu schreiben vermochte. Alle unnützen Schreibereien, wozu die meisten Aktenstücke gehörten, die er zu begutachten hatte, waren ihm zuwider, und er gab sein Gutachten erst ab, nachdem er die Sache selbst untersucht hatte, um die es sich handelte, wobei dann fast jedesmal die Streitfrage durch sein persönliches Erscheinen friedlich gelöst wurde; denn sein Ansehn unter dem Volke war groß, gleichviel ob er es mit Mohamedanern oder Christen zu thun hatte, die ihn alle als einen jeder Bestechlichkeit unzugänglichen Richter kannten. Sehr lag ihm das Gedeihen der deutschen Kolonien am Herzen, welche unter seiner Aufsicht standen und ihm viel zu schaffen machten. Mit der schon früher erwähnten, zu Tiflis gehörigen, war leicht fertig zu werden, obwohl es an verschiedenen harten Schwabenköpfen in ihr nicht fehlte. Große Schwierigkeiten bot dagegen die Regelung der verwickelten Angelegenheiten in den tief im Innern des Landes, inmitten einer vorwiegend tatarischen Bevölkerung weit von einander gelegenen Ansiedelungen. Da war z. B. in dem früher zu Persien gehörenden Chanat Gandscha die deutsche Kolonie Helenendorf in der traurigen Lage, bedeutende Vorschüsse, die sie vor Zeiten zur Erbauung von Häusern und Anschaffung von Ackergeräth von der Regierung erhalten, nicht in den vorgeschriebenen Raten zurückzahlen zu können, weil während des Kriegs der Russen mit den Persern die Tataren für diese Partei nahmen und Helenendorf bis auf den Grund verwüsteten, so daß nach Beendigung des Krieges Alles neu aufgebaut und hergerichtet werden mußte. Die armen Bauern, von denen viele bei dem Ueberfall der wilden Tataren ums Leben gekommen waren, hatten also ihr Unglück nicht selbst

verschuldet und bedurften neuer Hilfe, um wieder in stand gesetzt zu werden, die alten Schulden zu tilgen.

Günstiger lagen die Verhältnisse in den anderen Kolonien, wo es kein materielles Elend zu lindern, sondern nur durch religiöse Wahnvorstellungen verdrehte Köpfe wieder einzurichten gab. Eine energische und zungengewaltige Schwäbin, von welcher die Bauern behaupteten, daß sie die Heilige Schrift besser zu deuten wisse als der Herr Gemeindepfarrer, wurde plötzlich von einem prophetischen Raptus ergriffen, hatte Visionen und predigte auf Grund von Mittheilungen, die ihr durch die Engel des Herrn selbst geworden, daß der Weltuntergang bevorstehe und es die höchste Zeit sei, nach dem gelobten Lande aufzubrechen, um den Heiland und Richter der Welt in den Wolken kommen zu sehen.

Die Predigt wirkte zündend, zuerst auf die Weiber und dann auch auf viele Männer; sie zogen zu Hunderten aus nach Palästina, alles Irdischen vergessend, um das Himmelreich zu gewinnen. Aber der Weg war weit und beschwerlich; Viele kamen elendiglich um; die Meisten kehrten im kläglichsten Zustande in die Heimath zurück, und die Wenigen, die das gelobte Land wirklich erreichten, sahen den Herrn nicht kommen in den Wolken, und suchten, als ihre Geduld nach langem Harren erschöpft war, ebenfalls wieder in die Heimath zu gelangen.

F. von Kotzebue lud mich ein, ihn auf einer Reise nach der deutschen Kolonie Katharinenfeld zu begleiten, wo ein neuer Pfarrer nöthig geworden war, über dessen Wahl sich die Leute nicht einigen konnten. Er hatte sich viel mit geistlichen Angelegenheiten zu befassen, da die Baseler Missionsgesellschaft nicht müde wurde, Glaubensboten nach dem Kaukasus zu schicken, um die Tataren zum Christenthum zu bekehren. Alle Aufklärungen über die völlige Nutzlosigkeit dieser

Bestrebungen blieben ohne Wirkung; die frommen Schweizerinnen fuhren fort, durch reichliche Spenden die Zwecke des Missionsvereins zu fördern, der in Schuscha, einer alten Tatarenstadt in der Provinz Karabag (zu deutsch „Schwarzer Garten") eine Niederlassung gegründet hatte, wo die jungen Missionäre Tatarisch lernten, um den Heiden das Evangelium zu predigen. Wenn nur der geringste Erfolg zu verzeichnen gewesen wäre, so würde die russische Regierung dem Bekehrungsgeschäft der Baseler Glaubensboten bald ein Ende gemacht haben, um es durch ihre eigenen Priester besorgen zu lassen.

Der einzige Erfolg, dessen die fremden Missionare sich rühmen konnten, bestand darin, daß es ihnen gelungen war, eine kleine Zahl verweister Tatarenkinder in ihre Pflege und Zucht zu bekommen, und diese durften sie dann mit gutem Gewissen als durch sie getauft und dem Christenthum gewonnen, anführen. Da es nun immer mehr Bekehrer als Bekehrte gab, so war nie Mangel an Kandidaten bei Erledigung einer Pfarre in den verschiedenen deutschen Gemeinden, wo sie jedenfalls nützlicher wirken konnten als in Schuscha, und zwar nicht bloß als Prediger, sondern auch als Vermittler bei Mißhelligkeiten mit der umher hausenden Bevölkerung des Landes, von deren Sprache die Kolonisten kein Wort verstehen.

Die durch wechselvolle, zum Theil großartige Landschaft führende Reise nach Katharinenfeld in Gesellschaft eines so kundigen und liebenswürdigen Weggefährten wie F. von Kotzebue, bot mir mannigfaltige Anregung und Belehrung. Die deutsche Kolonie liegt mitten im Gebiet von Ssomcheti, welches eine Gesammtheit von Thälern bildet, die von drei Seiten durch hohe Gebirgszüge geschützt wird. Im Süden bildet die Hochkette des Pambak die Grenze von Centralarmenien; im Norden erheben sich die Porphyrberge von Kaldikara; im Westen

schimmern die Schneefelder der mächtigen Gebirgskette von Achalkalaki. Nur die Westseite des Thalgebietes liegt ganz offen und wird durch den reißenden Kur begrenzt, dem durch die Flüsse Alget und Chram alle Gebirgswasser, welche Ssomcheti befruchten, zuströmen. Auf den Hügeln und Bergen ragen Trümmer alter Burgen und Vesten empor; auch in den Thälern stößt man überall auf Ruinen, unter denen einige die Erinnerung bis auf Alexander den Großen zurückführen, mit dessen Namen die Sage alle ältesten Denkmäler des Landes verknüpft.

Das große Dorf Katharinenfeld liegt mit seinen Gärten und Weinhügeln am linken Ufer der Dshawala, und es bot nichts anderes Bemerkenswerthes, als daß die Bauern darin ganz nach der schwäbischen Väter Weise wohnten und lebten, ohne von ihrer asiatischen Umgebung auch nur das Geringste in ihrer Tracht oder Bauart der Häuser angenommen zu haben. Sie befanden sich, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens im wasserreichen Ssomcheti in einer günstigeren Lage als die schwäbischen Kolonisten im ausgedörrten Karabag, konnten neben Wein- und Ackerbau auch Viehzucht betreiben, Butter und Käse bereiten und hatten nur über die Schwierigkeiten des weiten Transports in die Stadt zu klagen, um die Frucht ihrer Arbeit zu verwerthen. Von Armuth war so wenig zu entdecken wie von Luxus; Häuser und Menschen machten einen schlichten, behäbigen Eindruck. Wir stiegen beim Schulzen ab, der sich durch Kotzebues Besuch hochgeehrt fühlte und sein Bestes that, uns gut zu bewirthen und unterzubringen. Er war ein breitschulteriger, alter, aber noch sehr rüstiger Mann, der, was er zu sagen hatte, mehr durch sein Mienenspiel als durch Worte erkennen ließ; er unterbrach sich beim Sprechen oft, bald durch einen Schlag an die Stirne, bald durch ein mühsam verhaltenes Kichern, und was er dazwischen redete,

kam immer in knappen Sätzen, mit knarrender Stimme zum Ausdruck. Während er uns ein Kurzes verließ, um eine frische Flasche Wein zu holen, flüsterte mir Kotzebue zu: „Lassen Sie sich von ihm einmal die Geschichte von der Entführung seiner Tochter durch die Perser erzählen, und Sie werden Wunder erleben!"

Eine Bande Perser hatte einmal das Dorf überfallen und eine ganze Schaar frischwangiger Mädchen daraus entführt; auch die Tochter des Schulzen. Wie es möglich gewesen, diesen verwegenen Handstreich in Scene zu setzen, blieb unaufgeklärt. Man vermuthete, daß die umwohnenden, den Persern freundlich gesinnten Tataren ihre Hand dabei im Spiele gehabt; doch war nichts aus ihnen herauszubringen. Den eifrigen Nachforschungen der Behörden gelang es erst nach längerer Zeit, zu ermitteln, daß die Mädchen in Täbris und Teheran in persische Harems gekommen seien, worauf dann die russische Regierung alle Hebel zu ihrer Befreiung und zur Bestrafung der Räuber in Bewegung setzte. Einige, welche ihre Tugend tapfer gegen alle Anfechtungen vertheidigt hatten, kamen auch glücklich wieder, darunter die Tochter des Schulzen. Die Anderen blieben verschwunden und es gingen über sie die seltsamsten Gerüchte um, als ob's ihnen in den persischen Harems besser gefiele als in Katharinenfeld.

Als ich den Schulzen nun nach dem Hergang der merkwürdigen Entführungsgeschichte fragte, hub er an: „Es ist schon lange her... hm, hm, hm! Sie wissen doch, wo der alte Bäcker Strauß wohnt... Da links unten an der Ecke... hm, hm, hm!... Da fingen sie an!... Wir lagen noch Alle im Bette... und mein armes Mädchen mußte so früh schon im Garten sein!... Als das Pferdetrappeln mich aufgeweckt, war's schon zu spät... hm, hm, hm! — 's ist 'ne dumme Geschichte! Man denkt nicht gern daran!" schloß er, sein Glas erhebend, um mit mir anzustoßen.

Wir fanden im Hause des Schulzen, was wir in sämmtlichen Saklis der tatarischen und georgischen Landbewohner vergebens gesucht haben würden: ein sauberes Zimmer mit zwei ordentlichen Betten. Am andern Tage, nachdem Kotzebue die geistliche Angelegenheit glücklich in Ordnung gebracht hatte, brachen wir in bester Laune, bei schönem Wetter wieder nach Tiflis auf. Dort wohnte er in einem mitten am Eriwanschen Platze gelegenen stattlichen Hause zusammen mit dem ihm verwandten Alexis von Krusenstern, der ein ebenso prächtiger Mensch war wie er, sich aber mehr den Forderungen des Salonlebens anbequemte, was seine Stellung schon mit sich brachte, da er es hauptsächlich mit diplomatischen Angelegenheiten zu thun hatte, wozu seine ganze Persönlichkeit sich vorzüglich eignete. In ihrem Aeußeren waren die Beiden sehr verschieden: Kotzebue ein Bild scharfausgeprägter, rüstiger Männlichkeit mit sarkastischem Anfluge im durchdringenden Auge; Krusenstern höher und schlanker von Wuchs, gemessener in seiner Haltung, mit den edel geschnittenen Gesichtszügen und etwas schwermüthig blickenden schönen Augen, eine von Natur vornehme Erscheinung. Selbst in der Einrichtung ihrer durch den geräumigen Hausflur, wo die Dienerschaft sich aufhielt, getrennten Wohnungen offenbarte sich ihre verschiedene Eigenart. Bei Kotzebue herrschte die größte Einfachheit; er saß und schlief gern hart, Krusenstern streckte sich lieber in gepolsterten Lehnsesseln und fand mehr Behagen an schönen Teppichen und sonstigem Zimmerschmuck. Im übrigen waren sie Ein Herz und Eine Seele, hatten ein gemeinschaftliches Speise- und Gastzimmer und die Freunde des Einen waren auch die Freunde des Andern. Wenigstens einmal in der Woche gaben sie eine kleine Abendgesellschaft, wo man immer interessante Menschen und anregende Unterhaltung fand.

Ueberhaupt kam mir das Leben in Tiflis weit frischer und

freier vor als das in Moskau. In einer Stadt, wo alle Eingeborenen, sogar die Diener, den Dolch im Gürtel trugen, durfte es die Polizei bei gelegentlichen Ausschreitungen im Reden und Handeln nicht zu genau nehmen. Die jungen Officiere, welche nach dem Kaukasus kamen, um im Kampfe gegen die Tscherkessen ihre Sporen zu verdienen, befanden sich in ähnlich gehobener Stimmung wie bei uns die jungen Leute, wenn sie vom Gymnasium zum freieren Universitätsleben kommen. Den meisten jungen Beamten ging's ebenso, besonders den Kurländern, die in Dorpat studirt hatten, wo sie schon einigermaßen an freie Bewegung gewöhnt waren.

In den größeren Gesellschaften und besonders auf den glänzenden Bällen im Palast des Generalgouverneurs, sah ich bequem Alles in der Nähe, was in Tiflis zur Gesellschaft zählte, wozu in erster Reihe die Abkömmlinge und sonstigen Verwandten des alten Königshauses von Georgien gehörten, die, wie viele andere georgische Fürsten und tatarische Häuptlinge, in ihren malerischen und prachtvollen Nationalkostümen erschienen. Der Dadian von Mingrelien trug russische Oberstenuniform; seine Gemahlin aber erschien mit der Fürstenkrone in ihrem reizenden heimischen Kostüm, gegen welches keine moderne Balltoilette aufkommen konnte. Unter den vielen Generälen hatte den interessantesten und zugleich intelligentesten Kopf der damalige Generalmajor von Grotenhjelm; als elegantester Tänzer galt der erst kürzlich von Petersburg angekommene Gardelieutenant Timaschew, den ich in meinen alten Tagen noch in Wiesbaden als russischen Minister des Innern wiedersehen sollte, ohne ihn, abgesehen von dem ergrauten Haar, sonderlich verändert zu finden.

Ein anderer großer Liebling der Damen war damals der bildhübsche junge Gardecapitän, Fürst Dondukow-Korsakow, der heutige Generalgouverneur aller Länder des Kaukasus.

Derjenige unter den jungen Officieren aber, welcher sich von allen einst den größten Namen machen sollte, gehörte nicht der Garde an und war nicht auf Bällen zu finden, sondern führte damals noch ein sehr zurückgezogenes Leben als Lieutenant von Kaufmann, Ordonnanzofficier beim Generallieutenant der Artillerie von Röhrberg, in dessen Hause ich ihn zuerst kennen lernte. Wir haben dann viel zusammen verkehrt und er hat mich noch achtzehn Jahre später in München besucht, als er es selbst bereits bis zum Generallieutenant gebracht hatte. Er wurde bald darauf Generalgouverneur von Litthauen und erhielt endlich, als er diesen Posten ein paar Jahre bekleidet, die Genehmigung des Kaisers zur Ausführung seines längst entworfenen Plans, eine russische Armee in das Herz Asiens zu führen. Der Gedanke, Rußlands Macht nach Indien zu auszudehnen, war nicht neu, sondern nur die Art seiner Ausführung. Schon Iwan Wassiljewitsch, der Zerstörer Groß-Nowgorods, hatte den Plan gefaßt, sich in Bochara festzusetzen, mit Hinblick auf Indien, aber es gelang ihm nicht. Peter der Große nahm den Plan wieder auf, eine Expedition nach Chiwa damit verbindend, aber die vom Fürsten Tscherkasky geführte Armee ging dabei zu Grunde. Alle wiederholten Versuche Rußlands, nach Centralasien vorzudringen, blieben erfolglos, weil die Soldaten in den endlosen, öden Steppen, wo nur Flugsand, Salzlachen und mit Rohr bestandene Moräste zu finden, aus Mangel an Trinkwasser umkamen. Diesem Wassermangel abzuhelfen durch große Karawanen von Kamelen, Anlegung von Behältern auf den Marschstationen, Bohrung von Brunnen u. s. w., war das planvoll vorbereitete Werk Kaufmanns, durch welches er sich die Wege zur Eroberung Turkestans erschloß, dessen Generalgouverneur er dann wurde.

Das Haus, in welchem ich am Fuße des Davidsberges wohnte, gehörte zum Grundstück eines armenischen Fürsten

Tumanow, der als Major in russischen Diensten stand und mich schon bald nach meiner Ankunft zu einem Gastmahl einlud, bei welchem ich zum ersten Mal einen persischen Sänger hören sollte. Es war das ein noch jugendlicher Hofsänger des Schahs, der eine Kunstreise nach den kaukasischen Städten unternommen und sich in Tiflis, wo er Tausende von Landsleuten fand, ein paar Wochen lang aufhielt. Was er mit seiner einschmeichelnd weichen Stimme in meist zitternd klagenden Tönen sang, konnte ich noch nicht verstehen, und wie er es sang, machte auf mich zuerst einen mehr seltsam fremdartigen als ergreifenden Eindruck, während die übrige Gesellschaft ganz verzückt davon erschien. Ich ließ mir durch meinen Tischnachbar zur Linken, einen gelehrten Armenier, Namens Budakow, der Professor des Arabischen und Persischen am Gymnasium war, ein Lied erklären, dessen Wiederholung stürmisch verlangt wurde. Es begann, wie ich es später übersetzt habe:

„Des schönen Tages, da wir uns gefunden,
bleib eingedenk!
Der Tage, die so selig uns entschwunden,
bleib eingedenk!“

Ich begriff nun leicht die Wirkung dieses tiefempfundenen und schön ausklingenden Hafisischen Liedes, allein die Art wie der persische Tenorist es zur Geltung zu bringen wußte, erschien mir nur um so befremdender nach der mir gewordenen Belehrung. Er war ein wohlgewachsener Mann mit edel geschnittenem, bräunlich angehauchtem Gesichte, allein seine Geberden und Bewegungen glichen ganz denen eines koketten Weibes. Hin und wieder hielt er einen zierlichen silbernen Teller wie einen Fächer vor das Gesicht, scheinbar um seine Rührung zu verbergen; die Spannung seiner Bewunderer war dann groß bis zu dem Augenblicke, wo der Teller wieder verschwand und ein lächelndes Gesicht sich zeigte.

Besonders die älteren Herren der vorwiegend aus Georgiern und Armeniern bestehenden Gesellschaft waren in Ekstase beim Anhören und Anschauen des kostbar geschmückten Sängers, der von einem erhöheten Sitze aus die ganze schmale, lange Tafel beherrschte, die auf jeder Seite etwa fünfundzwanzig Personen gesellte. Das Mahl war, abgesehen davon, daß man nicht mit untergeschlagenen Beinen saß und nicht ohne Messer und Gabel aß, ganz nach asiatischer Weise hergerichtet. Wer einen Trinkspruch ausbringen wollte, mußte im stande sein, nach dem Vorgange des Wirthes, der sich zuerst vernehmen ließ, das wenigstens eine Flasche Wein enthaltende Trinkhorn in Einem Zuge zu leeren; sonst war es nichts damit.

Mir zur Rechten saß ein noch sehr junger Gardeofficier, der das Horn an sich vorübergehen ließ, wie ich auch that; er gab mir zu verstehen, daß ihn Alles kaum weniger fremdartig berühre wie mich, da er, obwohl im Lande des Ararat geboren, doch schon bald nach der Eroberung von Armenien durch die Russen nach Petersburg gekommen sei, wo er seine Erziehung im Pagencorps erhalten habe, um dann in die Garde einzutreten. Jetzt zu kurzem Besuch bei seinem Oheim, Fürst Tumanow, weilend, fühle er sich wie in eine neue Welt versetzt, die ihm doch überall traulich anheimelnde Erinnerungen weckte. In Petersburg habe er, in Concerten und bei Hof, die berühmtesten Sänger Europas gehört, aber weder von einem Rubini noch Tamburini so herzbewegende Eindrücke empfangen wie von diesem Perser. Ich konnte mir das sehr wohl erklären; der Gesang des Persers war ihm wie eine verklärende Auferstehung von Klängen, die er in der Kindheit gehört. Früh seiner Heimath entrissen, hatte er sie doch im Herzen mit sich getragen und war durch das neue Leben dem alten nur äußerlich entfremdet worden. Die Ursprünglichkeit

seiner Ausdrucksweise in der Schilderung der Wandlungen, die mit ihm vorgegangen im Wechsel seiner Geschicke, fesselte mich dergestalt, daß ich mich länger mit ihm unterhielt als mit den anderen Tafelgenossen, und ich habe noch vor wenigen Jahren die Freude gehabt, mich zu überzeugen, daß auch ihm unsere Unterhaltung an der Tafel seines Oheims im Gedächtniß geblieben. Er lebt heute noch und sein Name, Graf Loris Melikow, ist seit dem letzten Türkenkriege ein weltbekannter geworden. Den Grafentitel verlieh ihm sein kaiserlicher Freund Alexander II., als dessen treubewährter Vertrauensmann er unter den schwierigsten Verhältnissen auch Minister des Innern und eine Zeitlang sogar Dictator des Reichs wurde. Nach der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers brachte Graf Melikow, zugleich mit dem berühmten General von Totleben, einige Sommer in Wiesbaden zu und lebt zur Zeit, sehr leidend, in Nizza.

Eines der gastlichsten Häuser in Tiflis war das des Militärgouverneurs, General Gurko, der ein paar sehr hübsche Töchter hatte, deren jüngere ich ebenfalls in Wiesbaden wiedersehen sollte, so daß sich fast jedes Jahr alte Beziehungen erneuerten und dadurch die Erinnerung frisch erhalten wurde.

* * *

Mein geselliger Verkehr war meinen Studien und Bestrebungen in keiner Weise hinderlich, da er mir überall Belehrung oder neue Anregungen bot. Ich war damals der einzige Deutsche in Tiflis, der sich mit orientalischen Sprachen beschäftigte, und ich fing bei der tatarischen an, weil diese für den Verkehr mit der vielsprachigen Bevölkerung des Landes die wichtigste war. Man konnte sich damit überall verständlich machen, wo das Russische nicht ausreichte. Jedem Perser und Armenier war das Tatarische geläufig und die meisten Georgier verstanden wenigstens etwas davon.

Die türkisch-tatarischen Stämme, welche unter Dshingis-Chan und Timurleng die kaukasischen Länder überschwemmten und unterwarfen, bilden dort immer noch den größeren Theil der Bevölkerung, und so erklärt sich's, daß ihre Sprache, welche sie selbst die türkische (turkidsche dil) nennen, die vorherrschende geblieben ist. Diejenige Sprache, welche wir als die eigentlich türkische zu bezeichnen pflegen, heißt bei den Türken selbst die osmanische (Osmanli dil) und ist mit der sogenannten tatarischen gleichen Ursprungs. Türken und Tataren können sich so gut miteinander verständigen wie Norddeutsche und Süddeutsche. Die Schwierigkeiten fangen erst bei der meist sehr gekünstelten türkischen Schriftsprache an, welche den nationalen Wortschatz oft völlig in arabisch-persische Formen hüllt, die der gemeine Mann nicht versteht. Wie gering hingegen die Unterschiede in der Umgangssprache sind, wurde mir zuerst durch Dr. Georg Rosen anschaulich gemacht, der im Februar 1844 von Konstantinopel, wo er in erstaunlich kurzer Zeit türkisch sprechen gelernt, nach Tiflis kam und sich dort mit seinem Türkisch bei den Tataren und Armeniern leicht verständlich machen konnte. Er nahm eine Zeitlang theil an meinem Unterricht bei Mirza Schaffy, wobei ich seinen Erklärungen tatarischer und persischer Lieder mehr verdankte als denen meines Mirza, da diesem als Hilfssprache nur sein unzulängliches Russisch zu Gebote stand.

Rosen stammte aus einer Familie, in welcher ein ungewöhnliches Sprachtalent erblich war. Sein Vater — Director der Lippeschen Justizkanzlei in Detmold — war zugleich ein ausgezeichneter Philologe, und sein älterer Bruder, Dr. Friedrich Rosen, der schon im dreiundzwanzigsten Lebensjahre Professor der orientalischen Litteratur an der Universität zu London wurde, starb dort zehn Jahre später, mit Hinterlassung bedeutender Werke.

Georg Rosen studirte 1839 in Berlin bei Bopp Sanskrit, bei Rückert Persisch, bei Petermann Armenisch, dann in Leipzig bei Fleischer Arabisch, ließ als erste Frucht seiner Studien 1843 seine „Rudimenta Persica" erscheinen und erhielt darauf von der Akademie der Wissenschaft die Mittel zu einer Forschungsreise nach dem Kaukasus. Er nahm seinen Weg über Konstantinopel und begab sich von dort in das Paschalik Trapezunt, wo er die Aufgabe hatte, Untersuchungen über die Sprache der Lazen anzustellen, die mit dem iberischen Sprachstamme verwandt ist, welcher einen Gürtel bildet, der vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere den südlichsten Theil des kaukasischen Isthmus einnimmt.

Rosens Abhandlung „Ueber die Sprache der Lazen" war schon vollendet und an die Akademie in Berlin abgesandt, ehe er nach Tiflis kam, wo er nun eifrig Georgisch studirte. Die Leichtigkeit, womit er sich in einer neuen Sprache zurecht fand, war erstaunlich. Zu seinen Aufgaben gehörte es auch, über die Bibliothek im uralten Kloster Etschmiadsin am Fuße des Ararat zu berichten. Die langen Osterferien gestatteten mir, ihn auf der Reise nach Armenien zu begleiten, welche größtentheils zu Pferde und mit Kosakeneskorte zurückgelegt wurde. Diese Reise gehört zu den denkwürdigsten Erinnerungen meines Lebens. In der Schilderung, welche mein Werk „Tausend und Ein Tag im Orient" davon enthält, ist nur berichtet, was sie mir Belehrendes, Erhebendes und Schönes geboten; ein Erkältungsleiden, welches ich mir dabei zugezogen, blieb unberührt, weil ich es für glücklich überwunden hielt durch die heißen Schwefelbäder von Tiflis; es hat mir jedoch so schlimme Nachwehen gebracht, die immer noch fortdauern, daß ich es als Ursache vieler Leiden, die mich oft und lange im Arbeiten gestört haben, in meinen Rückblicken nicht ganz unerwähnt lassen darf.

Dank dem liebenswürdigen Kommandanten von Eriwan, dem liebenswürdigen Oberst von Kiel, der uns ein glänzendes Reitergefolge mit auf den Weg gab, hatten wir in Etschmiadsin, dem Sitze des Katholikos von Armenien, einen so freundlich gastlichen Empfang gefunden, daß uns die Ostertage, die wir dort verlebten, zu wirklich poetischen Festtagen wurden. Als wir von unserer hochgelegenen Wohnung aus den Ararat zum ersten Male in unverschleierter Herrlichkeit erblickten, überkam uns ein so weihevolles Gefühl, daß Rosen mich bat, ihm in der Stimmung ein Blatt der Erinnerung zu schreiben. Ich habe, was ich damals rasch aufs Papier warf, später etwas ausgeglättet, wonach es lautet:

1.

Um Hocharmeniens alte Königsstadt
Im ersten Frühlingsblühn prangt die Natur;
Still ist's umher — Cikaden schwirren nur
Durchs junge Grün — am Baum regt sich kein Blatt.

Hier sieht das Aug' an Schönheit sich nicht satt;
Fernher blitzt des Araxes Silberspur,
Zum blauen Himmel ragt aus blumiger Flur
Die Majestät des hohen Ararat.

Zu seinen Füßen dehnen sich vier Länder:
Buntsammtne Au'n umschlingen als Gewänder
Die Knie, — demanten schimmert seine Krone;

Der ewige Schnee umgürtet seine Hüfte,
Kaum wagen sich die Könige der Lüfte,
Die Adler, bis zu seinem Wolkenthrone.

2.

Zum ersten Male von der Hochburg Zinnen
Sah ich den Gipfel, der die Arche trug,
Da noch die Sintfluth ihre Wogen schlug,
Daraus der Herr nur Noah ließ entrinnen.

Und wie ich stand in weihevollem Sinnen,
Schwang sich zum Licht ein Aar in stolzem Flug,
Und vor mir zog ein Karawanenzug
Wo klar der Ganga heilige Fluthen rinnen.

Da plötzlich hielten Pferd' und Dromedare,
Die Reiter in blauschimmerndem Talare
Hinsanken betend auf der Erde Schoß.

Und heilige Stille herrschte in der Runde,
Nur von der Stadt aus des Muezzin's Munde
Erscholl's vom Minarete: „Gott ist groß!"

* * *

Die Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. Das Wetter schlug um und binnen wenigen Tagen war die Frühlingslandschaft der armenischen Hochebene, bei plötzlich eingetretenem Frost, in eine Schneewüste verwandelt. Alle Zeichen deuteten darauf hin, daß ein Umschwung zum Besseren nicht sobald in Aussicht stehe. Aber ich konnte meinen Aufenthalt in Armenien nicht nach Belieben verlängern, wie Rosen; meine Frist war ihrem Ablauf nahe und ich entschloß mich deshalb zu sofortiger Rückreise, in der Erwägung, daß das Schmelzen der Schneemassen das Uebersteigen des Gebirges, welches Armenien von Georgien trennt, ganz unmöglich machen würde, während die immer noch wachsende Kälte doch eine gewisse Festigkeit der Wege verbürgte. Rosen wollte sich nicht von mir trennen und so ritten wir zusammen nach Eriwan zurück, wo wir erfuhren, daß der Oberst von Kiel in Dienstgeschäften nach Ssaki abgereist sei, einem sechzehn Werst von der Hauptstadt entlegenen Orte, der ganz aus Kasernen besteht und gleichsam den militärischen Vorort von Eriwan bildet, dessen ungesundes Klima sich den Soldaten als unzuträglich erwies. Wir brachen am folgenden Tage nach Ssaki auf, dessen Kom=

mandant, Oberst Mursulow, ein Georgier, uns überaus freundlich empfing und darauf bestand, daß wir die Nacht bei ihm zubringen mußten, obgleich er sehr beschränkt wohnte und seine beiden kleinen Gastzimmer schon besetzt waren, das eine durch den Oberst von Kiel, das andere durch einen Oberst von Brevern, der von Achaltzig zu Besuch gekommen, wo er als Kommandant residirte. Er hatte einen Dragoman, Namens Ali Bey, bei sich, der so vieler Sprachen und Dialekte kundig war, daß selbst Rosen darüber erstaunte. Dazu war Ali Beys Lebensgeschichte eine so abenteuerliche, daß sie die aller orientalischen Helden der Byronschen Dichtungen in Schatten stellte. Er war schon bei den Bergvölkern des Kaukasus ein Held der Sage geworden, als er den Russen, denen er manchen bösen Streich gespielt, in die Hände fiel, aus vielen Wunden blutend, die sein verzweifelter Widerstand ihm eingetragen. Die Aerzte gaben ihn auf, aber unter Herrn von Breverns Aufsicht wurde ihm die sorgfältigste Pflege zu theil, und er kam mit dem Leben davon, wie er behauptete: durch Heilmittel, die er selbst bei sich trug. Indeß verging eine geraume Zeit bis zu seiner Herstellung, und noch ehe er wieder auf den Beinen stehen konnte, erklärte er Herrn von Brevern: das Leben habe für ihn fortan keinen andern Werth, als es in seinem Dienst opfern zu können. Werde dieses Opfer nicht angenommen, so möge ihn sein Wohlthäter lieber gleich erschießen lassen: freiwillig werde er sich nie von ihm trennen. Seit der Zeit war Ali Bey, der einst so gefürchtete Häuptling, der unzertrennliche Begleiter des Obersten, der seine Fähigkeiten, Treue und Hingebung nicht genug zu rühmen wußte.

Zu dieser merkwürdigen Erscheinung kam noch eine andere, nämlich die wirklich bezaubernde junge Frau des Kommandanten von Ssaki, eine Georgierin, die mit anmuthigster Unbefangenheit an unserer Unterhaltung theilnahm. Um dies

als ein denkwürdiges Ereigniß zu begründen, muß ich bemerken, daß die schöne Georgierin die erste und einzige Frau war, mit welcher wir überhaupt in Armenien Gelegenheit fanden zu sprechen. Das weibliche Geschlecht lebte damals noch — unter der Nachwirkung der langen persischen Herrschaft — in so strenger häuslicher Abgeschlossenheit, daß selbst ein uns in Eriwan befreundet gewordener Armenier, Obowian, ein hochgebildeter, mit europäischer Sitte vertrauter Mann, es nicht dahin bringen konnte uns mit seiner eigenen Mutter bekannt zu machen. Es wird von ihm weiter die Rede sein.

Wir verbrachten den Abend in Ssaki in höchst gemüthlicher Weise und fanden zur Nachtruhe in Herrn von Kiels Zimmer ein Unterkommen, während Herr von Brevern sein Zimmer mit Ali Bey theilte.

Sämmtliche Herren hatten versucht, uns von unserem Vorhaben abzubringen, die Reise am folgenden Morgen fortzusetzen. Da kein Zureden half, so ließ uns der Kommandant schon in aller Frühe in seinem Schlitten nach der Station Eiler fahren, wo wir Reitpferde und eine Kosakeneskorte erhielten, die uns bis Achti geleiten sollte. Ein Führer ritt mit dem Saumpferde voran und drei Kosaken folgten uns. Es ging von Anfang an langsam, und allmählich immer langsamer vorwärts, da Kälte und Schneegestöber, das ein eisiger Wind uns ins Gesicht trieb, zunahmen, je höher wir im Gebirge kamen, wo keine Spur eines Weges zu entdecken war. Die Pferde versanken oft bis an den Leib im Schnee und blieben zuletzt ganz darin stecken. Die Kosaken konnten uns nicht mehr helfen: sie hatten uns einer nach dem andern verlassen, ohne zu ahnen, daß sie bei ihrer Rückkehr nach Eiler einer schweren Strafe entgegengingen. Denn es war verabredet worden, daß wir ihnen unsere Karten mitgeben sollten, wenn wir Achti glücklich erreichten. Nun sollte ihre Rückkehr uns

doch zu gute kommen; denn da sie ohne unsere Karten kamen, ergab sich bald, daß sie uns verlassen hatten, und nun wurden schleunig alle nöthigen Vorkehrungen zu unserer Rettung getroffen, während wir bei grimmiger Kälte allen Qualen des Erfrierens ausgesetzt blieben, bis ein Zustand völliger Erstarrung eintrat. Im jämmerlichsten Zustande wurden wir nach Eiler zurückgebracht, wo wir nun doch, unter ärztlicher Pflege, so lange bleiben mußten, bis der Weg über das Gebirge wieder frei war. Die Reise nach Tiflis verlief dann ohne besondere Erlebnisse. Es gab dort viel Versäumtes nachzuholen und Neues in Angriff zu nehmen; denn wir brachten nicht blos Frostbeulen und Gliederschmerzen, sondern auch eine Menge Manuscripte mit, worunter ich eine Sammlung armenischer und tatarischer Volkslieder dem trefflichen Obowian verdankte, über welchen hier noch ein paar Worte gesagt werden müssen. Er hatte sich, mittellos und von regem Wissensdrange beseelt, früh dem geistlichen Berufe gewidmet und war Mönch im Kloster Etschmiadsin, als Professor Parrot aus Dorpat nach Armenien kam, um die bis dahin für unmöglich gehaltene Besteigung des großen Ararat zu versuchen, wozu ihn die Regierung mit großen Mitteln ausgerüstet hatte, was aber im Volke für ein sündhaftes Unternehmen galt, weshalb er keinen kundigen Führer finden konnte, bis der junge Obowian sich bei ihm meldete, der den von der Geistlichkeit genährten Wahn nicht theilte, daß keines Menschen Fuß den Gipfel des heiligen Berges betreten dürfe, darauf Noahs Arche sich niedergelassen. Aber um Parrot als Führer dienen zu können, mußte Obowian erst aus dem Kloster befreit werden. Parrot fand Wohlgefallen an dem intelligenten jungen Manne, dessen Führung ihm den Ruhm verschaffte der erste Besteiger des Ararat gewesen zu sein; er nahm Obowian mit sich nach Dorpat und sorgte dort väter-

lich für seine weitere Ausbildung. Bei leichter Auffassungsgabe und unermüdlichem Fleiße erwarb sich der junge Armenier binnen drei Jahren nicht bloß eine gute Kenntniß der alten, sondern auch eine solche Beherrschung der neueren Sprachen, daß er die schwierigste von allen, die deutsche, fehlerlos sprach und schrieb, ohne irgendwie den Fremdling zu verrathen. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er in die Heimath zurück, wo er bis zu seinem frühen Tode mit bewundernswürdigem Eifer für die Bildung und Aufklärung seiner Landsleute gewirkt hat. Er hielt fortwährend zwanzig bis dreißig jugendliche Schüler um sich versammelt, mit welchen er meistens deutsch sprach, und sie hatten in der That so gute Fortschritte gemacht, daß wir uns ganz geläufig in unserer Muttersprache mit ihnen unterhalten konnten. Viele seiner Schüler haben später in Deutschland studirt und nach ihrer Heimkehr in Obowians Geiste weiter gewirkt, so daß auf ihn wesentlich alle Bestrebungen zurückzuführen sind, welche während der letzten Jahrzehnte eine ganz neue armenische Litteratur unter deutschem Einflusse ins Leben gerufen haben.

Zur Zeit meines Besuchs in Armenien gab es dort überhaupt noch keine sogenannte schöngeistige Litteratur, außer in seltenen Uebersetzungen aus fremden Sprachen, und diese Uebersetzungen waren im Auslande entstanden und gedruckt, meistens bei den Mechitaristen in San Lazaro bei Venedig. Der einzige des Deutschen kundige Armenier, den wir in seiner Heimath kennen lernten, war Obowian, und der einzige Deutsche in Eriwan, mit dem er sich gelegentlich unterhalten konnte, war der Kommandant, Oberst von Kiel.

Es läßt sich hiernach leicht der Umschwung ermessen, der sich seitdem vollzogen, wenn ich bemerke, daß Armenien heute nicht nur eine sehr beachtenswerthe eigene schöngeistige Litteratur besitzt, sondern, daß es meist auch Armenier sind,

welche die Werke ihrer begabtesten Autoren ins Deutsche übersetzen.

Mir liegt eben, während ich dieses schreibe, der fünfte und sechste Band einer Reihe von Romanen und Erzählungen vor, welche unter dem Titel „Armenische Bibliothek“, auf Fortsetzungen hinweisend (bei W. Friedrich in Leipzig) erschienen sind, herausgegeben von Abgar Joannissiany. Die vier letzten Bände sind von Armeniern übersetzt, die beiden ersten von einem zur Zeit in Tiflis lebenden Deutschen, Arthur Leist, der seit Jahren erfolgreich bemüht ist, alle werthvollen neueren Erscheinungen der georgischen und armenischen Litteratur uns durch treue Uebersetzungen und poetische Nachbildungen zugänglich zu machen. Seine gesondert von der „Armenischen Bibliothek“ erschienenen Schriften sind 1. „Georgien. Natur, Sitten und Bewohner.“ 2. „Georgische Dichter. Verdeutscht von Arthur Leist.“ (Leipzig bei W. Friedrich.) Beide Bücher sind sehr der Beachtung werth.

* * *

Bald nach unserer Rückkehr begann in Tiflis ein kriegerisches Treiben der aufregendsten Art. Zu der gewöhnlichen Besatzung, von welcher man sonst im Innern der Stadt wenig merkte, kamen aus allen Ländern des Kaukasus zahlreiche Reiterschaaren, welche in der Mannigfaltigkeit ihrer Gewandung und Ausrüstung das Auge immer aufs neue fesselten. Unter ihnen waren zwei Reitertrupps — der eine aus Kabardinern, der andere aus Kachetinern bestehend — welche mit ihren Ringelharnischen, Stahlhauben und Schilden wie Ueberbleibsel aus längst vergangenen Zeiten erschienen. Es ist eine im Kaukasus allgemein verbreitete Sage, daß während der Kreuzzüge zu wiederholten Malen versprengte Ritter in den Ländern zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere Schutz

suchten und sich niederließen. Bei der Zähigkeit, mit welcher die in mehr als hundert verschiedene Stämme und Genossenschaften zerbröckelten Bewohner des Gebirges an altherkömmlicher Tracht und Sitte festhalten, widersprach in der Erscheinung der geharnischten Reiter nichts der Annahme, daß sie wirklich von den alten Kreuzfahrern abstammten. Sie unterschieden sich durch ihre ernste, gemessene Haltung auffallend von den asiatischen Reitertrupps, besonders den Georgiern, Tataren und Kurden, die in wildem Durcheinander ihren Einzug hielten und einen Lärm verführten, als ob sie die Stadt stürmen wollten; selbst auf dem großen Alexanderplatze, wo sich Alles zur Musterung versammelte, jagten sie so lange im Kreise umher, fortwährend ihre blindgeladenen Pistolen abschießend und einander in Reiterkünsten überbietend, bis Hörnersignale und Trommelwirbel das Nahen des Oberbefehlshabers verkündeten, in dessen großem Gefolge sich auch mein junger Freund Küster aus Braunschweig befand, der während seiner Anwesenheit in Tiflis bei mir wohnte und auf seiner schmucken Dragonerofficiersuniform schon einen Orden trug.

Wochenlang währte der kriegerische Lärm in Tiflis, als Vorspiel zum Ausmarsch nach dem Daghestan, wo der Krieg gegen die unter Schamyl kämpfenden Gebirgsvölker immer erst mit einiger Aussicht auf Erfolg beginnen konnte, wenn die Pässe und Schluchten von Eis und Schnee frei waren.

Dem Statthalter folgten auch die Herren von Kotzebue und Krusenstern mit ihren Dolmetschern und Sekretären ins Feld; nur sein Leibarzt, Dr. von Roodt, der schon sechsmal den Kämpfen im Daghestan beigewohnt, mußte diesmal zu Hause bleiben, um später die sehr zahlreiche Familie des Generals von Neidhart nach ihrer hochgelegenen Sommerresidenz Priuthina zu begleiten.

Mit dem Abzug der Truppen hörten die großen Gesellschaften natürlich auf, allein das Leben blieb immer noch bewegt genug und die Zeit verging mir bei meinen Studien und Arbeiten so schnell, daß ich jeden Tag hätte in eine Woche ausdehnen müssen, um alles stürmisch Begonnene ruhig vollenden zu können.

Baron Cotta, damals der Fürst der deutschen Buchhändler, hatte Rosen gebeten, ihm so oft wie möglich Berichte über seine Reisen für die „Allgemeine Zeitung“ und „Das Ausland“ zu schicken, und ein ansehnliches Honorar war dafür in Aussicht gestellt. Nun hätte sich Rosen, bei seiner scharfen Beobachtungsgabe und ruhig klaren Auffassung der Menschen und Dinge, wobei er es in traulicher Unterhaltung an humoristischer Beleuchtung nie fehlen ließ, vortrefflich zur Mitwirkung an den Cottaschen Blättern geeignet, allein die ihm von der Akademie in Berlin gestellten sprachwissenschaftlichen Aufgaben nahmen seine ganze Zeit in Anspruch; er mußte noch umfassende Studien machen, um seine 1846 erschienene „Ossetische Grammatik“ schreiben zu können und dabei seine anderen linguistischen Forschungen zu vervollständigen, welche dem genialen Bopp einen wesentlichen Theil des Materials zu dessen Untersuchung „Ueber die kaukasischen Glieder des indogermanischen Sprachstammes“ geliefert haben.

Bei unserem täglichen intimen Verkehr hatte Rosen natürlich auch genaue Kenntniß von meinen Arbeiten genommen, welche sich, abgesehen von den eigenen praktischen Ergebnissen, wesentlich darauf beschränkten, den fremden Sprachen, welche das Schicksal mir in den Weg warf, ihre poetischen Schätze abzugewinnen, wobei er, so lange wir beisammen waren, redlich mithalf. Etwas ganz Neues waren ihm meine Uebersetzungen der ukrainischen Volkslieder, die ihm durch ihre Innigkeit der Empfindung und Keuschheit des melodischen Ausdrucks einen

tiefen Eindruck machten. Er bat mich, die Sammlung soweit zu vervollständigen, um sie als besonderes Buch erscheinen lassen zu können; ein guter Verleger werde sich dann schon von selbst finden. Das geschah dann im Laufe der Zeit auch wirklich. Rosen hatte nämlich in Beantwortung des Cottaschen Briefes, worin er die Gründe darlegte, die es ihm unmöglich machten, die Wünsche des Barons selbst zu erfüllen, mich als Ersatzmann empfohlen, worauf Herr von Cotta direct an mich schrieb, mich in verbindlichster Weise zur Mitwirkung an seinen Blättern einladend. Zugleich bat er mich, meinem ersten Aufsatze für die Beilage der „Allgemeinen Zeitung" Proben meiner verschiedenen poetischen Arbeiten beizulegen, wonach sich dann weiter darüber reden lasse. Daß die kleinen Lieder, die mir in Tiflis bei jeder erbaulichen Gelegenheit gleichsam von selbst aus der Feder gesprungen waren, auch in der Ferne wirken könnten, fiel mir gar nicht ein; ich schrieb deshalb nur eine Auswahl größerer Gedichte ab, unter dem Titel: „Auf Wanderungen im Kaukasus entstanden" und dazu eine Anzahl der schönsten ukrainischen Volkslieder. Die Antwort erfolgte so schnell, als es der damalige Schneckengang der Post gestattete, und lautete sehr befriedigend. Baron Cotta schrieb mir, der Aufsatz sei sofort in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt und um baldige Fortsetzung werde gebeten; die Gedichte sollten, auf den Rath seiner poetischen Freunde Gustav Schwab und Gustav Pfizer, welche sich sehr günstig darüber ausgesprochen, in dem von Dr. Hauff redigirten Cottaschen „Morgenblatt" erscheinen, welches damals das vornehmste belletristische Blatt in Deutschland war; in Betreff der ukrainischen Lieder wurde der Wunsch ausgedrückt, daß ich die Sammlung im Laufe des Jahres vervollständigen möge, wonach sie dann unter dem Titel „Die poetische Ukraine" im

Cottaschen Verlag unter den für mich günstigsten Bedingungen veröffentlicht werden solle.

Meine Freude über diese gute Botschaft wurde nur durch die Abreise Rosens getrübt, der einer Berufung nach Konstantinopel folgte, um als zweiter Dragoman bei der dortigen preußischen Gesandtschaft einzutreten. Er hat sich in dieser Stellung vortrefflich bewährt; ebenso später eine lange Reihe von Jahren hindurch als Konsul in Jerusalem und zuletzt als Generalkonsul in Belgrad. Jetzt lebt er, vom Dienst zurückgezogen, wieder in seiner Vaterstadt Detmold. Abgesehen von seinen vielen gelehrten Beiträgen zur „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" hat er sich auch als Uebersetzer größerer persischer Werke rühmlich hervorgethan. Besonders erwähnenswerth ist seine metrische Nachbildung des großen mystischen Dichters Dshelâl-ed-din Rumi. . . .

In den ersten Monaten des Jahres 1844 waren noch andere namhafte Reisende nach Tiflis gekommen, die mich dort aufsuchten; zuerst Dr. Karl Koch, damals Professor der Botanik in Jena, später Director des Botanischen Gartens in Berlin; dann Dr. Abich, Professor der Mineralogie in Dorpat; darauf Professor Westergaard aus Kopenhagen, den seine Sanskritstudien nach Indien geführt hatten. Von dort war er nach Persepolis gegangen, um die alten Ruinen auf ihre Keilschriften zu untersuchen und diesen einen neuen Sinn abzugewinnen.

Koch, ein biederer Thüringer, der schon früher einmal eine Forschungsreise durch den Kaukasus gemacht und in den Osseten Stammverwandte gefunden hatte, war der gemüthlichste von den Dreien, aber zugleich der unbeholfenste im mündlichen und schriftlichen Ausdruck.

Abich und Westergaard zeigten die schroffsten Gegensätze in ihrer Erscheinung: der Eine durch die peinlichste Pflege,

der Andere durch die sorgloseste Vernachlässigung seines Aeußern. Abich sprach gern und gut, aber immer wie ein Professor vom Katheder herab; er schrieb wie gestochen, die Buchstaben so gleichmäßig abgemessen wie seine Bewegungen, und er suchte durch eine gewisse Steifheit der Haltung dem Titel Staatsrath, der ihm vor einiger Zeit geworden, Nachdruck und Würde zu geben, besonders seinem Begleiter gegenüber, einem jungen Ingenieurofficier, der ihm zur Besteigung des Ararat, welche er während des Sommers vornehmem wollte, beigeordnet war. Seine Verbeugungen bemaßen sich immer nach dem Range desjenigen, vor dem er sich verbeugte. Mit Westergaard wäre er am hellen Tage nicht über die Straße gegangen, der Kopenhagener Professor sah aus, als ob er noch keine Zeit gefunden hätte sich umzukleiden, seit er in den Ruinen von Persepolis herumgeklettert, um Keilschriften zu kopiren, mit einer verbogenen Brille vor den kurzsichtigen Augen. So erschien er auch vor dem Statthalter, dem er gleich beim Eintritt in den Empfangssaal die Hand entgegenstreckte, als ob er den alten Herrn zu sich heranziehen wollte, um ihn näher zu betrachten. Er fand nachher, daß es ein ganz gemüthlicher alter Knabe sei, während der Statthalter fand, daß der gelehrte Däne wahrscheinlich die Sprachen der alten Völker besser kenne als die Sitten der neuen.

Uebrigens wußte Westergaard, der mit den neueren Sprachen ebenso vertraut war wie mit den alten, auch seinen kurzen Aufenthalt in Tiflis, wo es ihm besser gefiel als in irgend einer persischen Stadt, trefflich auszunutzen, um sich mit dem Armenischen und Georgischen einigermaßen bekannt zu machen...

Als der Sommer ins Land kam, standen die Zimmer bei Salzmann auf dem Sande, welche die gelehrten Gäste beherbergt hatten, leer, und ich traf Vorbereitungen zu einer neuen Reise ins Hochland, um der immer drückender werdenden

Hitze im Thalkessel von Tiflis zu entgehen, wie Jeder that, der es irgend möglich machen konnte. Mein Ziel war das im Flußgebiet des oberen Kur gelegene ehemalige Paschalik Achaltzich, welches von den Russen, als sie es 1829 den Türken abgewannen, zum Gouvernement Kutais geschlagen wurde. Oberst von Brevern, der Kommandant der Hauptstadt Achaltzich, den ich, wie schon früher erwähnt, auf der Rückreise von Eriwan in Ssaki kennen lernte, hatte mich dringend eingeladen, ihn auf seiner Bergveste zu besuchen, und mein kleiner zweitheiliger, für ein Saumthier eingerichteter Reisekoffer war schon gepackt, als ich plötzlich am Gallenfieber erkrankte, daß in jenem fürchterlich heißen Sommer viele Opfer forderte. In Abwesenheit des Dr. von Roodt, welcher mit der Familie des Statthalters aufs Land gegangen war, kam mir ein sehr angesehener deutscher Apotheker zu Hilfe, der den Titel „Collegienassessor" und den Namen Schmidt führte. Mein Zustand erschien ihm jedoch bald so bedenklich, daß er darüber eingehend an Dr. von Roodt berichtete. Dieser erbat sich einige Tage Urlaub von Frau von Neidhart, welche ihn beauftragte mich womöglich gleich mit nach ihrem hochgelegenen Landsitze zu bringen, wo in der frischen, reinen Luft doch wohl mehr Aussicht zur Genesung sei als in dem glühenden Thalkessel von Tiflis.

Als ich zum ersten Male wieder zu klarem Bewußtsein gelangte, befand ich mich in einer zaubervollen, waldreichen Gebirgslandschaft, fünftausend Fuß hoch über dem Meere. Ich kam mir vor wie aus einem schrecklichen Traume erwacht. Eine Woche lang mußte ich noch das Zimmer hüten, worin es übrigens an frischer Luft und frischen Blumen nie fehlte, wie auch nicht an sorgfältiger Pflege und zerstreuender Unterhaltung; denn mein alter Freund Hake und der mir auch bald zum Freunde gewordene Dr. von Roodt opferten mir jede

freie Stunde und waren eifrig bemüht, mich von allen Grübeleien, denen ich mich immer gar zu leicht überließ, fernzuhalten. Ich durfte nur aufheiternde Bücher lesen, wie Fontenelles „Entretiens sur la pluralité des mondes“ und Dickens „Pickwick papers“, an denen ich mich wieder herzlich ergötzte.

Als ich zum ersten Male an Noodts Arme einen längeren Ausgang wagen durfte, führte er mich an einen Abhang, der herrliche Ausblicke auf üppig bewaldete Berge bot. Wir streckten uns nieder in dem schwellenden Grün und ließen unsere Blicke bewundernd in die Ferne schweifen. Ich kam mir wie neugeboren vor und athmete in tiefen Zügen die balsamische Luft. Noodt war in sehr gehobener Stimmung, aber schien etwas auf dem Herzen zu haben, was ihn ein wenig zerstreut erscheinen ließ; endlich zog er einen Brief aus der Brusttasche, bat mich ihn zu lesen und mich rückhaltslos über den Inhalt auszusprechen. Es war ein von charaktervoller weiblicher Hand geschriebener Brief, der mich durch seine anmuthig natürliche, dazu geistvolle Ausdrucksweise geradezu entzückte. Das schien ihn sehr glücklich zu machen. Er hatte in der Familie der holden Schreiberin, die ich damals noch nicht kannte, schon länger freundschaftlich verkehrt und nun beim schleunigen Aufbruch von Tiflis nicht Zeit gefunden, persönlich Abschied zu nehmen. Beim Schreiben seines Entschuldigungsbriefes wurde ihm klarer, als es bis dahin gewesen, daß ihn mehr als Freundschaft zu der Familie hinzog. Er hatte sich früher darauf gesteift, als Junggeselle leben und sterben zu wollen, und nun war er plötzlich des Junggesellenlebens herzlich überdrüssig geworden. Ein paar dunkelglühende Augen hatten sein Herz in Flammen gesetzt und die Antwort auf seinen Brief entschied sein Schicksal. Ich war der Erste, dem er sein Geheimniß anvertraute, und natürlich war fortan zwischen uns von weiter nichts die Rede.

Das herrlich gelegene Priuthina war schon die Sommerresidenz der alten Könige von Georgien gewesen und später durch die verschiedenen russischen Statthalter, deren Familien die heißen Monate dort verlebten, allmählich zu einer viele Wohnräume bietenden Niederlassung herangewachsen. Frau von Neidhart hatte wenigstens ein Dutzend Damen, deren Gatten mit dem Oberbefehlshaber ins Feld gezogen waren, nach Priuthina eingeladen, doch so, daß sie mit eigener Dienerschaft ihren Haushalt gesondert, oder gesellt, wie es ihnen beliebte, für sich führten; denn sie alle täglich an der ohnehin schon sehr großen Familientafel zu haben, wäre schwer durchzuführen gewesen.

Als ich mich hinlänglich gekräftigt fühlte, meine Reise nach Achalzich antreten zu können, ging ich zu Frau von Neidhart, um ihr meinen tiefgefühlten Dank auszudrücken und Abschied zu nehmen; allein davon wollte sie nichts wissen: ich sollte wenigstens noch eine Woche bleiben und mußte während der Zeit an der Familientafel theilnehmen, die mit Einschluß eines verheiratheten Officiers, der den Hausmarschall spielte, fünfzehn Köpfe zählte. Dieser Hausmarschall, Herr von Moncal, hatte auch die täglich stattfindenden Ausflüge zu leiten und für die dazu nöthigen Kosakeneskorten zu sorgen. Ein ganzes Regiment Bergkosaken in blauer Tscherkessentracht lagerte in der Umgebung Priuthinas wo täglich Kuriere mit Nachrichten vom nicht weit entfernten Kriegsschauplatze eintrafen. Frau von Neidhart hatte außer ihrem Gemahl auch ihren ältesten Sohn Boris, einen jungen Gardehauptmann, und andere nahe Verwandte im Felde.

Unter den Damen in Priuthina war die geistig hervorragendste die Generalin von Grotenhjelm, und die schönste eine noch sehr junge Baronin von Tornow, die Tochter eines Bruders der Frau von Neidhart, des Fürsten Tscherkasky.

Sie hatte den Baron Tornow geheirathet, nachdem er drei Jahre in harter Gefangenschaft bei den Tscherkessen gewesen war.

Bei den täglich in großer Gesellschaft unternommenen Ausflügen bot sich den uns begleitenden Bergkosaken immer Gelegenheit, ihre erstaunlichen Reiterkünste zu zeigen; wenn zum Beispiel ein Silberrubel auf den Weg geworfen wurde, was öfter geschah, so jagten sie im Galopp daran vorüber und wem es gelang, ihn gleichsam im Fluge aufzuheben, der behielt ihn.

Waren die Abende zu kühl, um sie im Freien zuzubringen, so wurde musicirt und gesungen, wobei sich Freund Hake als der beste Klavierspieler und Begleiter erwies. Jeder der wenigen Herren suchte nach Kräften zur Unterhaltung der vielen anmuthigen und liebenswürdigen Damen beizutragen, allein Hake konnte nicht immer am Flügel sitzen; Herr von Moncal war als Hausmarschall fortwährend in Anspruch genommen; Roodt fand als Arzt genug zu thun neben seinen besonderen Herzensangelegenheiten, die ihn nach fernen Augensternen blicken ließen; nur ich durfte mich den geselligen Anforderungen nicht entziehen, welche so viele Zerstreuungen boten, daß sie keine rechte Sammlung aufkommen ließen, mir aber zum ersten Male das rechte Verständniß der Goetheschen Spruchverse erschlossen:

Nichts ist schwerer zu ertragen
Als eine Reihe von schönen Tagen.



X.

Ritt durch das Paschalik Achalzich. Henry Danby Seymour. Wechsel in der Statthalterschaft.



Der Militärgouverneur von Tiflis, General Gurko, hatte die Freundlichkeit, mir nach Priuthina ein sogenanntes „offenes Blatt“ (Otkrytüy list) zu schicken, welches mich ermächtigte, auf jeder Station zwei Reitpferde — für mich und meinen Diener — und zwei Kosaken als Eskorte zu erhalten. Für die Reitpferde hatte ich die landesübliche, mäßige Vergütung zu bezahlen, für die Kosakeneskorte nur ein beliebiges Trinkgeld.

„Das offene Blatt“ erwies sich als ein Zaubermittel, rasch vorwärts zu kommen und ähnlichen Widerwärtigkeiten vorzubeugen, wie ich sie auf meiner Reise von Moskau nach Tiflis erfahren hatte. Nur einmal geschah's mir, daß ich keine Pferde vorfand — es war das auf dem Wege von der Festung Nassalsky nach Achalkalaki —, aber aus dem einfachen Grunde, weil man die Pferde auf die etwas entfernt liegende Weide getrieben hatte, so daß ich vielleicht ein paar Stunden hätte warten müssen, bevor sie herbeigeschafft werden konnten. Die Kosaken schlugen mir vor, nach kurzer Rast auf denselben Pferden weiterzureiten, auf welchen wir gekommen waren, weil wir sonst Achalkalaki nicht mehr vor Nacht erreichen

könnten und die Gebirgswege sehr beschwerlich seien. Ich folgte ihrem Rath und wir kamen mit einbrechender Dunkelheit in Achalkalaki an, nachdem wir an dem Tage siebzig Werst ohne Pferdewechsel zurückgelegt. Da ich eine ausführliche Schilderung der ganzen Reise schon in meinem Werke „Tausend und Ein Tag im Orient" gegeben habe, so kann ich mich hier auf ein paar kurze Bemerkungen beschränken.

In den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung gehörte Achaltzich — dessen Gebiet im Süden an die Bezirke Tschaldir und Kars grenzt — zu dem alten Königreich Armenien, bewahrte aber immer eine gewisse Selbstständigkeit unter eigenen Fürsten. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts kam es unter türkische Herrschaft, und infolge des siegreichen Feldzugs von Paskjewitsch fiel es 1829 an die Russen. Alle wohlhabenderen Türken verließen das Land, welches ich überhaupt sehr dünn bevölkert fand, da es von kahlen Gebirgen durchzogen ist und nur in den Thälern des Kur und Potscho schöne Weiden und Getreidefelder bietet. Die Häupter der Bergkette von Achalkalaki trugen in den Hundstagen noch Schnee, während unten, an den geschützten Felsterrassen, der Weinstock hoch emporrankte.

Mein im Lande heimischer Diener fand überall, wo wir übernachteten, ein meinen bescheidenen Ansprüchen genügendes Unterkommen für mich, bald in einem türkischen, bald in einem armenischen Hause, und da er die schönen Tage von Priuthina miterlebt hatte, dazu eine überschwängliche Phantasie und redegewandte Zunge besaß, so wußte er seinen Zuhörern immer die wunderbarsten Geschichten über mich zu erzählen. Er hatte sich wohl gemerkt, daß es mir bei meinen Nachtquartieren hauptsächlich auf Sauberkeit ankam, und ich fand bald, daß in diesem Punkte die Russen gewöhnlichen Schlages den Türken und Armeniern weit nachstanden. Interessant war

es mir auch, zu beobachten, wie verschieden der persische und der türkische Einfluß auf das armenische Volk gewirkt. Im Gebiete von Eriwan fand ich nur Spuren des harten Druckes der langen persischen Herrschaft; seine alte Tracht und Sitte hatte das Volk beibehalten und that es in nichts den Persern gleich als in strenger Abschließung seiner Frauen. Im ganzen Gebiete von Achaltzich hingegen hatten die Türken dem Volke gleichsam ihr Gepräge aufgedrückt: Alles, bis auf die Kinder herab, ging türkisch gekleidet, so daß Christ und Moslem auf Basar und Gasse gar nicht zu unterscheiden waren. Auch lebten die Armenierinnen in Achaltzich durchaus nicht so streng abgeschlossen von den Männern wie ihre Schwestern in Eriwan. Während meines kurzen Aufenthalts in Achalkalaki kamen mir über zwanzig unverschleierte, junge Frauenzimmer zu Gesicht, meistens von gutem Aussehn und schlankem Körperbau.

Der schwierigste Theil der ganzen Reise war der Weg, welcher von Chertwis über Aspiusa nach der Hauptstadt Achaltzich führte. Um die nicht ganz fünfzig Werst betragende Strecke zurückzulegen, brauchten wir beinahe neun Stunden, weil die Pferde in den oft steilen und mit Steingeröll bedeckten Gebirgspässen nur langsam vorwärts konnten und endlich gar nicht mehr, bis wir abstiegen und zu Fuß neben ihnen herstolperten.

Die Stadt liegt in einer Höhe von mehr als tausend Meter an einem von dem Potzchoflusse, dem Kaja-Dagh und den Ausläufern der Gebirgszüge von Persaat gebildeten Winkel, wo sich die eng zusammengebauten, meist kleinen Häuser in einem Umfange von etwa einer Stunde ausdehnen. Sie hat ihren Namen von der sie beherrschenden Felsenveste Achale-Ziche, was auf georgisch die neue Burg bedeutet.

Der Kommandant, Oberst von Brevern, empfing mich

mit großer Herzlichkeit, und ebenso seine schöne und liebenswürdige Gattin. Sie waren, zusammen mit dem Adjutanten, Hauptmann von Dahl, die einzigen Deutschen in Stadt und Land und hatten es wohl selten erlebt, daß sich ein Landsmann aus der Fremde zu ihnen verirrte. Im Laufe der Woche, die ich mit ihnen verlebte, meldete sich noch ein Gast an: der russische General Traskin, Chef des Generalstabs in Tiflis, der nur einen Tag in Achalzich bleiben wollte, um dann das unfern davon gelegene Bad Abbas-Tuman zu besuchen, in der Hoffnung, dort einen Theil seines ungeheuern Körpergewichts loszuwerden, welches ungefähr dem von drei gewöhnlichen, ausgewachsenen Männern gleichkam.

Der Oberst ritt dem General entgegen, hatte dabei das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und sich die rechte Kniescheibe schwer zu verletzen. Er mußte in seine hochgelegene Wohnung zurückgetragen werden. Die Folge war, daß der General noch an demselben Tage seine Reise nach Abbas-Tuman fortsetzte. Nun wollte das Schicksal, daß Tags darauf ein anderer General, Fürst Tschawtschewadze aus Kutais eintraf und zwar in Dienstangelegenheiten, als Höchstkommandirender des Gouvernements. Der Adjutant von Dahl wurde ihm als Vertreter des Obersten entgegengeschickt, aber nicht sehr gnädig empfangen, gleich als ob er schuld daran wäre, daß der Kommandant nicht selbst zur Stelle sein konnte...

Ich verließ die Stadt auf einige Tage, um die wegen ihrer herrlichen Lage und uralten merkwürdigen Ruinen vielgerühmten Bäder von Bordshom und Abbas-Tuman zu besuchen. Das wundervolle Thal von Bordshom bildet die alte Verbindungsstraße zwischen Achalzich und dem unteren Karthli. In Abbas-Tuman fand ich zehn deutsche Familien, die aus der Krim eingewandert waren, weil sie gehofft, daß die vielgerühmten Mineralquellen auch viele Gäste heranlocken

würden, bei denen sich viel verdienen ließe. Statt dessen geriethen sie bald ins tiefste Elend und wünschten nichts sehnlicher, als die Mittel zu erlangen, um in die Krim zurückzukehren; da sie in Abbas-Tuman als Trink- und Badegäste meist nur kranke Soldaten aus der Umgegend fanden, die in einem Hospital untergebracht wurden; dazu kamen dann noch einige armenische und georgische Officiere. Das Erscheinen des Generals Traskin war ein Ausnahmsfall. Im ganzen gab's damals mehr Badehäuser als Badegäste in dem wundervoll zwischen üppig umgrünten, ruinentragenden Bergen und phantastisch gezackten Felsen gelegenen Orte...

In Achaltzich wurde nach meiner Rückkehr der Namenstag der Kaiserin durch ein glänzend in Scene gesetztes Fest gefeiert, an welchem zum ersten Male auch einige vornehme armenische und georgische Damen theilnahmen, die durch die gewinnende Anregung der Frau von Brevern allmählich in kleinem Kreise an europäischer Geselligkeit Geschmack gefunden hatten. Bei dem Festmahle mußte wieder der Adjutant von Dahl den kranken Kommandanten vertreten und fand so seinen Platz neben einer bildschönen jungen georgischen Fürstin, die er nach Kräften angenehm zu unterhalten suchte, ohne zu bemerken, welche Blicke wilder Eifersucht ihr Gemahl auf ihn warf. Als es nun galt, in Champagner das Hoch auf Ihre Majestät, die Kaiserin, auszubringen, stieß Hauptmann von Dahl nach glücklich vollendeter Rede zuerst mit seiner schönen Nachbarin an, der aber in demselben Augenblick das Glas aus der Hand fiel, da ein wüthender Blick ihres Gatten sie traf, der plötzlich aufsprang und mit gezücktem Dolch auf den Hauptmann losstürzte. Der Kosakenoberst Popow zog ihn an beiden Armen zurück und suchte ihm den Dolch zu entreißen. Nun entstand ein allgemeiner Wirrwarr. Der Fürst geberdete sich wie ein Rasender; ihm kamen seine asiatischen Freunde, dem

Obersten die russischen Offiziere zu Hilfe, dazu auch bald Kosaken und Soldaten, so daß die Russen das Feld behaupteten, aber auch manche Wunde davontrugen.

Sowohl dem wackeren Oberst von Brevern wie seinem Adjutanten sollte das Nachspiel des unterbrochenen Festmahls noch manche trübe Stunde verursachen, obgleich sich Beide im Grunde gar nichts vorzuwerfen hatten. Aber wem ein Stein vom Dache auf den Kopf fällt, dem thut's weh auch ohne sein Verschulden. Verschiedene Menschen sehen dieselben Dinge mit verschiedenen Augen an und bilden danach ihr Urtheil. Ein Asiat ist kaum im stande, irgend ein Erlebniß so schlicht und sachlich zu schildern, wie ein Europäer, weil er schon für das Allergewöhnlichste die überschwänglichsten Ausdrücke hat.

Ich war nicht wenig erstaunt, bei meiner Rückkehr nach Tiflis die ungeheuerlichsten Gerüchte über die blutigen Vorgänge in Achalzich zu hören und versäumte natürlich keine Gelegenheit, die Sache in ihrem wahren Lichte darzustellen.

Nachdem ich, einem bei der Abreise von Priuthina gegebenen Versprechen gemäß, einen Auszug aus meinem sehr genau geführten Tagebuche an Frau von Neidhart geschickt, nahm ich mit verdoppeltem Eifer meine sechs Wochen lang unterbrochenen Studien und Arbeiten wieder auf. Die Morgenstunden von fünf bis acht Uhr wurden regelmäßig der Vollendung meines Werkes „Die poetische Ukraine" gewidmet, wobei ich die besten Hilfsquellen und Kritiker gleich in der Nähe hatte. Der hochgebildete und noch jugendfrische Inspector des Gymnasiums, wohin ich täglich kam, war nämlich ein Sohn der Ukraine — worauf schon sein Name Roskowschenko hinwies — und nahm den lebhaftesten Antheil an meinen, auf sein geliebtes Heimathland bezüglichen Studien. In seiner Bibliothek fand ich Alles, was ich brauchte. Nebenbei gesagt: heute

sind alle in ukrainischer Sprache geschriebenen Bücher in Rußland verboten; die alten dürfen nicht mehr verkauft, neue nicht mehr gedruckt werden. —

Ich lernte bei Roskowschenko auch einen polnischen Gelehrten, Thaddäus Lada-Zablocki, kennen, der russische Officiersuniform trug, nachdem er lange Jahre als gemeiner Soldat in der Verbannung gelebt. Es war erstaunlich, zu sehen, wie dieser Mann, eine vornehme Erscheinung vom Wirbel bis zur Zehe, sich geistig frisch erhalten hatte, trotz aller schweren Prüfungen, die er durchgemacht. Er war ebenso bewandert in der Litteratur des Morgenlandes wie des Abendlandes, und dabei von rührender Bescheidenheit. Er machte mir Auszüge aus den Schriften seines berühmten Landsmannes M. Grabowski, die mir bei der Abfassung der historischen Einleitung zu meinem Buche sehr nützlich waren, und half mir zusammen mit Roskowschenko bei den historischen Volksliedern die rechte Auswahl treffen. So ging Alles rascher von statten, als sonst der Fall gewesen sein würde, und schon im October konnte ich mein Manuscript druckfertig an Baron Cotta nach Stuttgart schicken. Das war für mich damals ein großes Ereigniß! —

* * *

Bei Roskowschenko lernte ich auch den tatarischen Gelehrten und Geschichtsschreiber Abbas-Kuli-Chan von Baku kennen. Für den Verlust seiner Herrschaft über das Land der ewigen Feuer erhielt er den russischen Oberst-, später Generalstitel und einen stattlichen Wohnsitz in Tiflis, wo er, dem Beispiele der alten Könige und Prinzen von Georgien folgend, durch seine Schriften — welche unter der Aufsicht Roskowschenkos ins Russische übersetzt wurden — werthvolle Beiträge zur Geschichte der Völker des Kaukasus lieferte. Ich habe aus diesen Quellen reichlich geschöpft und verdanke Abbas-Kuli-Chan die ersten

Aufklärungen über die geheimnißvollen Machtmittel, durch welche Iman Schamyl so viele Jahre lang mit einem winzigen Häuflein Krieger sich gegen die größten russischen Heere zu behaupten vermochte. Schon ein Jahrzehnt dauerte damals der Gebirgskrieg, in welchem die Russen jeden Sommer mehr Krieger verloren, als Schamyl jemals unter seinen Befehlen gehabt. Auch der neueste Feldzug verlief nicht glücklicher als die früheren, weil die von Petersburg aus vorgeschriebene Art der Kriegführung wirkliche Entscheidungsschlachten unmöglich machte. Der Kaukasus wurde als eine große Festung betrachtet, deren man sich nur bemächtigen könne durch eine Reihe vorzuschiebender Parallelen. An dem Ausgange der verschiedenen Thäler und der Flußdefileen wurden Festungen und Forts angelegt, um die Bergbewohner allmählich von den Ebenen und niederen Stufen in die hohen und rauhen Felsenthäler zurückzudrängen. Nun hat aber diese Riesenfestung längs der nördlichen Seite eine Ausdehnung von mehr als hundert und fünfzig deutschen Meilen, wonach sich am besten die Schwierigkeiten bemessen lassen, mit welchen die Russen bei ihrem Vordringen zu kämpfen hatten.

Schamyls Macht beschränkte sich auf den Daghestan, das Gebirgsland im östlichen Theile des Kaukasus, wo er auf schwer zu erklimmenden Felshöhen starke Besten angelegt hatte, deren eine während des Sommers zu erstürmen schon als ein großer Erfolg von den Russen betrachtet wurde....

Bereits vor der Rückkehr des Oberbefehlshabers von Neidhart aus dem Daghestan liefen in Tiflis Gerüchte um, daß er seinen hohen Posten nicht lange mehr behaupten werde. Er hatte einen mächtigen Feind in der Person des Kriegsministers, Fürst Tschernitschew, der, als alter Stockrusse, ihn schon seines deutschen Namens wegen haßte. Der Kaiser wußte das und hatte, um Reibungen vorzubeugen, angeordnet, daß

ihm die Berichte des Generals immer direct zugingen, was nur diente, den Haß des Kriegsministers noch zu steigern. Er hielt Kundschafter in Tiflis, welche ihm Alles melden mußten, was in den stockrussischen Kreisen Ungünstiges über den General geflüstert wurde, und dessen gab's mancherlei, da er sich durch sein redliches Bestreben, dem russischen Erbübel der Bestechlichkeit zu steuern, auch in Tiflis viele Feinde gemacht hatte. Daß er das am ganzen russischen Staatskörper nagende Uebel in seinem Machtbezirke unermüdlich aufsuchte und bekämpfte, wurde ihm als „Zersplitterung seiner Kräfte in kleinlicher Thätigkeit“ von Allen zum Vorwurf gemacht, die früher in der Bestechlichkeit die Hauptquelle ihrer Einnahmen gefunden. Ferner beschuldigte man ihn, die Deutschen im Dienst zu bevorzugen, was jedoch nur insofern der Fall war, als er ehrliche deutsche Beamte lieber hatte, als unehrliche russische; dazu kam, daß jene, in Rußland geboren und erzogen und darauf angewiesen, es als ihr Vaterland zu betrachten, auch folglich zu gleichen Ansprüchen berechtigt waren, wie die eigentlichen Russen, von welchen sie sich nur durch anders klingende Namen und meist auch durch ehrenhaftere Gesinnungen unterschieden. Auch hatte der General die deutsch benamten Beamten und Stabsofficiere nicht mitgebracht, sondern schon vorgefunden, und ihnen nur sein Vertrauen geschenkt, weil sie es verdienten; es würden deshalb alle darauf bezüglichen Beschuldigungen in den Augen des Kaisers reine Nullen geblieben sein, wenn nicht ein Ereigniß hinzugetreten wäre, welches, vor die Nullen gestellt, ganz geeignet war, eine große Zahl daraus zu machen.

Den Statthaltern im Kaukasus war neben ihrem Diensteinkommen noch eine weit bedeutendere Summe für außerordentliche Ausgaben zur Verfügung gestellt. Diese Summe — eine halbe Million — wurde von den Vorgängern Neidharts großentheils auch für Diners, Bälle und sonst zum

Besten der Tifliser Gesellschaft ausgegeben, während General von Neidhart, in vielleicht allzu ängstlicher Erfüllung seiner Pflichten, die Kosten solcher Vergnügen aus seinem Dienst-einkommen bestritt, so daß er im stande war, jährlich ein paar hunderttausend Rubel zum Besten der Staatskasse zu erübrigen. So geschah es, daß während seiner Regentschaft die Diners und Bälle minder zahlreich und glänzend erfunden wurden als in früheren Jahren, was unter den Officieren und Beamten mancherlei unfreundliche Nachrede weckte.

Da nun auch das Geld, welches der General nach Petersburg schickte, dort gar nicht ankam, sondern schon innerhalb des kaukasischen Gebiets auf geheimnißvolle Weise verschwand — die Herren, welche die Untersuchung leiteten, wußten am besten, wo es geblieben war — so ergaben sich Verwickelungen, welche es dem Fürsten Tschernitschew leicht machten, den General zu stürzen. Dieser hätte jedenfalls klüger gethan, die für außerordentliche Ausgaben bestimmte Summe ihrer Bestimmung gemäß zu verwenden, statt die Hälfte davon nach Petersburg zurückzuschicken, ein Schritt, zu welchem selbst die treuesten Anhänger des Generals den Kopf schüttelten; allein darüber war nicht mit ihm zu reden.

Die Entscheidung des Kaisers ließ lange auf sich warten; er wollte vorher die Untersuchung wegen des verschwundenen Geldes beendet haben, und damit hatte es gute Weile. So verging der zweite Winter äußerlich ganz gleich dem ersten, den ich in Tiflis verlebt hatte: dieselben Bälle, dieselben Gesellschaften; auch am Statthalter war keine andere Veränderung zu merken, als daß die letzten Jahre einige Furchen mehr in seine hohe Stirn gepflügt hatten. Er gönnte sich nach wie vor nur vier, höchstens fünf Stunden Schlaf und arbeitete immer bis tief in die Nacht hinein. Seiner Abberufung von einem Posten, den er mit innerem Widerstreben, nur auf Befehl

des Kaisers angenommen hatte, war er gewärtig, aber durchaus nicht betrübt darüber; ich hörte ihn einmal sagen, wie glücklich er sein würde, einmal wieder einen Sommer in Wiesbaden verleben zu können. Der Zufall wollte, daß ich früher erfahren sollte als er selbst und als überhaupt Jemand in Tiflis, wer zu seinem Nachfolger erkoren war. Gleich auf dem ersten Balle nämlich machte mich Frau von Neidhart mit einem jungen englischen Reisenden bekannt, der kürzlich aus Indien über Persien eingetroffen war und den Winter über in Tiflis bleiben wollte, um dort seine orientalischen Studien fortzusetzen. Er hieß Henry Danby Seymour, war von gleichem Alter mit mir, aber kleiner und feiner von Wuchs; das edel geschnittene, sympathische Gesicht umrahmte welliges, blondes Haar und ein üppiger, ins Bräunliche schimmernder Vollbart. Die Generalin schien ihm viel Freundliches über mich gesagt zu haben, da er mir gleich mit einer Herzlichkeit entgegenkam, wie solche sich sonst bei Engländern nur nach näherer Bekanntschaft zu zeigen pflegt. Da wir Beide nicht tanzten, fanden wir hinlänglich Zeit zu eingehender Unterhaltung und er theilte mir im Vertrauen mit, daß es eigentlich nicht in seiner Absicht gelegen, einen längeren Aufenthalt in Tiflis zu nehmen, sondern einer Einladung des Grafen Woronzow, Generalgouverneurs von Neurußland und Bessarabien nach Odessa zu folgen, der aber plötzlich vom Kaiser nach Petersburg berufen worden sei. Von dort hatte Seymour nun einen Brief erhalten, worin der Graf ihm vertraulich meldete, daß er nicht sobald nach Odessa zurückkehren könne, da der Kaiser ihn durchaus zum Statthalter im Kaukasus machen wolle, was zu werden er gar keine Neigung verspüre; allein der Wille des Zaren werde doch wohl den Ausschlag geben.

Graf Michael Woronzow, von welchem hier die Rede ist, hatte seine Erziehung in England erhalten, wo sein Vater

zwanzig Jahre lang russischer Botschafter war, in London ein großes Haus machte und dort auch bis zu seinem Tode wohnen blieb, nachdem er den Dienst verlassen hatte. Sein Sohn, Graf Michael, der ebenfalls schon sehr früh als General und Diplomat eine große Rolle spielte, heirathete in erster Ehe eine Schwester von Seymours Mutter und blieb auch nach deren frühem Tode fortwährend in den herzlichsten Beziehungen zu der Familie. In den Feldzügen von 1812—14 gegen Frankreich that er sich so hervor, daß er Befehlshaber des russischen Contingents bei dem Besatzungsheere in Frankreich wurde und später an dem Aachener Congreß theilnahm. Infolge seiner wichtigen Dienste zum Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien ernannt, trug er mächtig zur Kulturentwickelung dieser Länder bei und opferte große Summen aus seinen eigenen reichen Mitteln, um mit Heranziehung von Deutschen und Engländern in der Krim Musterwirthschaften anzulegen und besonders den Weinbau zu heben. Für sich selbst erbaute er den berühmten Palast in Alupka, den schönsten Landsitz, den die Krim aufzuweisen hat. In zweiter Ehe war er nun schon seit langen Jahren mit einer polnischen Gräfin Branicka verheirathet, als ihn Kaiser Nikolaus nach Petersburg berief, um ihn zum Statthalter im Kaukasus zu machen, wo er schon vor vierzig Jahren als junger Gardeofficier unter General Zizianow seine Sporen verdient hatte.

Woronzow stellte Bedingungen, die der Kriegsminister für unannehmbar hielt, der Kaiser aber doch endlich annahm. Der neue Statthalter, der auch bald den Fürstentitel erhielt, wurde mit so außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet, wie sie noch keiner seiner Vorgänger gehabt hatte. Doch vergingen Monate, ehe die Sache zur Entscheidung kam, und Seymour suchte inzwischen seine Zeit in Tiflis nach Kräften auszunutzen. Als Sproß einer der angesehensten Familien Englands befand

er sich in der glücklichen Lage, sich ganz seinen Anlagen und Neigungen gemäß entwickeln zu können, die ihn schon früh auf die politische Laufbahn hinwiesen. Gleich nach vollendeten Universitätsstudien ging er auf Reisen, um die Welt aus eigener Anschauung und ihre Hauptverkehrssprachen an der Quelle kennen zu lernen. Er trieb keinen unnützen Prunk, aber seine Mittel erlaubten es ihm, überall, wohin er kam, sich's so bequem wie möglich zu machen. Ein wohlgeschulter englischer Diener, den er von Haus mitgenommen, kannte die Gewohnheiten seines Herrn so genau, daß Alles wie am Schnürchen ging. Aus Indien hatte er noch einen persischen Diener mitgebracht und in Tiflis nahm er dazu einen tatarischen und georgischen, die ihm als Führer dienten, um das Volksleben in den verschiedensprachigen Stadtquartieren kennen zu lernen. In der Gesellschaft hielt man ihn für einen Sonderling, da er sich um die französisch redenden Kreise wenig kümmerte und lieber die Sprachen des Landes studirte. Seine Selbstschätzung war durchaus keine übertriebene; er hielt sich weder für berufen ein großer Staatsmann, noch ein glänzender Redner zu werden, und war um so eifriger bemüht, sich einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen zu erwerben, die ihn zu einer ersprießlichen Wirksamkeit befähigten.

Ich habe selten einen Menschen gesehen, der sich seinen Lebensplan so klar vorgezeichnet wie Seymour, ohne auch nur einen Augenblick am Gelingen der Ausführung zu zweifeln. Bei seiner Rückkehr nach England wollte er sich um einen Sitz im Unterhause bewerben, um öffentlich die Mißstände zu bekämpfen, die er in der Verwaltung der Kolonien, besonders Indiens, gefunden, wonach es dann nicht ausbleiben könne, daß man ihn selbst ins Ministerium berufe, um Abhilfe zu schaffen. Und genau wie er es vorausgesagt, ist es gekommen. Als er mich einige Jahre später in Deutschland besuchte, war

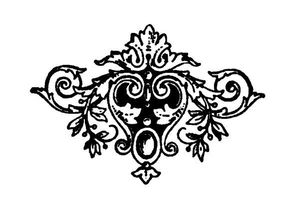
er schon in Amt und Würden. Ich konnte seinen Besuch erst im Jahre 1859 erwidern, als mich eine Studienreise auf einige Zeit nach England führte, wo er am meisten dazu beitrug, den Aufenthalt in London für mich lehrreich und angenehm zu machen. Ich lernte in seinem gastlichen Hause die bedeutendsten englischen Staatsmänner der Whigpartei kennen, auch den damals in London lebenden und besonders mit dem alten Lord John Russel befreundeten, etwas tauben Herzog von Aumale und viele andere interessante Persönlichkeiten, wie Layard, Rawlinson, Fergusson u. s. w. —

Seymour kam immer mit besonderer Vorliebe auf unsere Unterhaltungen in Tiflis zurück, welche wesentlich darin bestanden, daß wir uns gegenseitig die Resultate unserer Studien, Erfahrungen und Beobachtungen mittheilten, woraus sich von selbst die Erörterung der wichtigsten Fragen ergab, welche die Menschheit bewegen. Er kam aus Indien, dem ältesten, und ich aus Rußland, dem jüngsten Kulturstaate der Welt, der noch ehe die Kultur ihn berührt hatte, schon auf dem Wege war, Indien zu erobern, was auch geschehen sein würde, wenn die Armee nicht auf dem Zuge durch die Salzwüsten umgekommen wäre. Je tiefer die Forschung das viele Jahrtausende umfassende indische Alterthum durchdringt, desto reichere Schätze erschließen sich ihr, während das russische Alterthum überhaupt nichts aufzuweisen hat, was für die Kulturwelt irgend ins Gewicht fällt. Deshalb hat Peter der Große ganz mit der Vergangenheit gebrochen, die ihm nichts bot als einen blutigen Sumpf, den er erst in eine feste Grundlage umwandeln mußte, um einen neuen Staatsbau zu schaffen, was ihm nur durch Herbeiziehung fremder Kräfte gelang, die seine Lehrer und Führer wurden und ihm halfen, sein Land mit allen Machtmitteln auszurüsten, deren es bedurfte, um in Kriegstüchtigkeit den älteren Kulturländern gleichzukommen, die es an Größe

alle übertraf. Nichts nahm Peter aus dem alten Zarenthum in sein neues Kaiserreich herüber als die Leibeigenschaft und den damit versöhnenden, rechten Glauben, der die armen Dulder als das auserwählte Volk Gottes erscheinen ließ und ihr Land als das heilige Rußland. Um dieses neue Reich Gottes auf Erden immermehr auszubreiten, mußten Peters Nachfolger ihre Blicke auf die sogenannten Heiligen Stätten richten, wovon schon früher die Rede gewesen ist.

Seymour war dieser Punkt neu, aber schnell einleuchtend; dagegen hielt er es für unmöglich, daß Englands Machtstellung in Indien jemals durch eine russische Armee bedroht werden könne. So war damals die allgemeine Ansicht, welche nur die Russen nicht theilten, die den Kaukasus nur als eine Haltestelle auf ihrem Wege nach Indien betrachteten.

Wie hat sich Alles seit der Zeit geändert, wo den zünftigen Politikern die Bedrohung Indiens durch die Russen als ein ebenso abenteuerlicher Gedanke erschien wie die Herstellung eines einigen Deutschlands! Niemand ahnte, daß damals die Männer schon in rüstiger Kraft lebten, die beides vollbringen sollten: Lieutenant von Kaufmann in Tiflis als Bahnbrecher durch die transkaspischen Salzwüsten, und Referendar von Bismarck in Potsdam als künftiger Gründer eines neuen deutschen Kaiserreichs und größter Staatsmann seines Jahrhunderts!



XI.

Umschwung der Dinge im Kaukasus. Allerlei tiefgehende Erlebnisse. Abreise von Tiflis. Abenteuerliche Fahrten im Schwarzen Meere bis Kertsch.



Gleich die ersten Mittheilungen Seymours über den bevorstehenden Umschwung der Dinge im Kaukasus hatten den Entschluß in mir geweckt, nach Deutschland zurückzukehren. Dauernd in Rußland zu bleiben, war nie meine Absicht gewesen, doch würde ich Tiflis nicht verlassen haben, so lange die Familie von Neidhart dort weilte. Nun fügte sich's, daß von Baron Cotta ein Brief eintraf, der mir die besten Aussichten eröffnete; meine Manuscripte hatten Stuttgart glücklich erreicht und die erfreulichste Aufnahme gefunden, was mir in so schmeichelhaften Ausdrücken gemeldet wurde, daß ich die schönsten Hoffnungen darauf baute. Zu den schon früher genannten Blättern, deren Leiter dringend um weitere Beiträge baten, kam nun noch „das Ausland", dessen Leiter, Dr. Widenmann, größere Aufsätze ethnographischen Inhalts zu haben wünschte. Aber als Hauptsache erschien mir das Entgegenkommen Cottas in Bezug auf „Die poetische Ukraine": mit Freuden wollte er den Verlag des Buchs übernehmen und sicherte mir zwei Dritttheile des aus dem Vertrieb sich ergebenden Reingewinns zu.

Der Brief zog mich wie mit Geisterhand wieder zur Heimath hin. Ich durfte mir sagen, daß die Jahre der Tren-

nung keine ganz verlorenen gewesen, aber ich fand zugleich, daß ein längerer Aufenthalt in der Fremde wenig förderlich für meine Zukunft sein würde. Es lag schon so reichliches Material vor, daß ich mehr Zeit brauchte, es zu verarbeiten, als ich gebraucht, es zu sammeln. In Tiflis und auf meinen Wanderungen durch das Innere des Landes war es mir von großem Vortheil, mich in den verschiedenen dort heimischen Sprachen auch einigermaßen mündlich verständlich machen zu können, es darin zu größerer Fertigkeit zu bringen, wäre der einzige Gewinn eines längeren Aufenthalts gewesen, — ein Gewinn, der seinen Werth verlor, sobald ich das Land verließ. Die schriftlichen Schätze, die ich gesammelt, konnte ich, nachdem ich den Schlüssel dazu hatte, in der Heimath besser erschließen und verarbeiten, als in Tiflis, wo es für Fremde damals sogar an guten Wörterbüchern fehlte.

Alles, was die orientalische Poesie — episch, lyrisch und gnomisch — Monumentales aufzuweisen hat, das heißt: Alles, was den betreffenden Völkern in Gehalt und Gestalt selbst als ihr Höchstes und Bestes gilt, führt weit in vergangene Jahrhunderte zurück, hat aber späteren Hervorbringungen immer als Muster gedient.

Seit Dschingis-Chan und seine Nachfolger ihr gewaltiges Reich von Hochasien her auch über die Länder zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere ausdehnten, ist die tatarische Sprache dort die vorherrschende geblieben, weil zahlreiche Schwärme der großen Horde sich in allen Gebieten des Kaukasus festsetzten. Da sie aber alle den Islam annahmen, so mußten ihre Priester und Schriftgelehrten sich auch mit der arabischen Sprache vertraut machen, um dem Volke den Koran deuten zu können als die Quelle alles Glaubens und Rechtes. So ergab sich's von selbst, daß eine Menge arabischer Worte in die tatarische Sprache übergingen und auch dem Volke ge-

läufig wurden. In noch höherem Grade war dies der Fall mit der persischen Sprache, deren Kenntniß sich bei jedem Tataren von selbst verstand, der auf höhere Bildung Anspruch machte. In der persischen Provinz Aserbeidschan (Feuerland), deren Hauptstadt Täbris ist, mischen sich beide Sprachen, ähnlich wie Russisch und Polnisch in der Ukraine, und die meisten Volkslieder, welche mein Mirza mir vorsang, um sie zum Gegenstand der Erklärung zu machen, hatten ihren Ursprung in Aserbeidschan.

Den tatarischen Dichtern galten die persischen als höchste Vorbilder, ähnlich wie den römischen die griechischen; doch, wie schon oben bemerkt: Alles, was die persische Poesie Werthvolles aufzuweisen hat, führt in vergangene Jahrhunderte zurück. Gedruckte Sammlungen tatarischer und persischer Gedichte gab es zu meiner Zeit in Tiflis nicht, und Abschriften der alten Manuscripte waren ebenso kostspielig zu erwerben wie schwer zu entziffern: ich begnügte mich deshalb im ersten Jahre damit, alle Lieder sauber nachzuschreiben, welche mein Lehrer aus seinem nie fehlenden Gedächtniß mir vortrug. So geschah es, daß auch mir die meisten im Gedächtniß hängen blieben, da sich Gesicht und Gehör vereinten, sie festzuhalten. An das Studium größerer persischer Dichtungen ging ich erst später; in Tiflis las ich nur Bruchstücke aus dem Schahnameh (Königsbuch) von Firdussi, dem bedeutendsten Werke der persischen Litteratur, dessen ich hier nur Erwähnung thue, weil es durch die meisterlichen Nachbildungen des Grafen A. F. von Schack schon seit einer langen Reihe von Jahren auch in Deutschland heimisch geworden ist (Heldensagen von Firdusi. 3 Bde. Stuttgart bei Cotta), und weil es ferner den einzig in der Weltlitteratur dastehenden Beweis liefert, daß ein einziger Dichter den ganzen Sagen- und Geschichtsstoff seines Volks, wie er ihn theils aus mündlicher, theils aus schriftlicher

Ueberlieferung in sich aufgenommen, nach festem Plane zu einem einheitlichen Kunstwerk gestaltet hat, welches, aus dem Dunkel vergangener Jahrtausende bis in Zeiten führend, wo es in der Geschichte zu tagen beginnt, allen Anforderungen entspricht, die man an ein echtes Nationalepos stellen kann. Dieses Epos mit der Ilias — über welche der gelehrte Streit: ob Homer, ob Homeriden? noch immer nicht entschieden ist — oder mit unseren Nibelungen zu vergleichen, würde mich hier zu weit führen; nur so viel sei bemerkt: daß der epische Genius der Perser im Schahnameh seinen höchsten eigenartigen Ausdruck gefunden hat, wie der epische Genius der Griechen in der Ilias, weil beim Entstehen beider Werke alle günstigen Umstände zusammentrafen, um Dichtungen hervorzubringen, die, aus lebendiger Ueberlieferung geschöpft, selbst wieder zu lebendiger Ueberlieferung geworden sind.

So lebt die iranische Heldensage, wie Firdussi ihr feste Gestalt gegeben, heute noch fort im Munde des Volks, das in diesem Ruhmesdenkmale seiner Vergangenheit Erhebung sucht inmitten der trostlosen Zustände seiner jammervollen Gegenwart. Wann aber hat unser Nibelungenlied je im Munde des Volks gelebt? Es ist um ein paar Jahrhunderte jünger als das Schahnameh und doch unserem Volke nur in Uebersetzungen verständlich.

* * *

Bald nachdem mein Entschluß gefaßt war, Tiflis zu verlassen, feierte mein Freund Dr. von Roodt Hochzeit mit seiner schwarzäugigen Auserwählten, wobei es sehr glänzend herging. Als das junge Paar ein Jahrzehnt älter geworden war, folgte es mir nach München und siedelte später nach Reichenhall über, wo Frau von Roodt heute noch lebt, aber das Unglück hatte, ihren vortrefflichen Gatten zu verlieren, der mitten in

den Vorbereitungen zum Empfang eines lieben Gastes plötzlich vom Schlage gerührt wurde. Zu Noodts näheren Bekannten in Tiflis gehörte auch ein General von Rennenkampf, der bei beschränkten Mitteln mit seiner jungen Frau ein sehr bescheidenes Leben führte, aber wegen rühmlicher Waffenthaten und bewährter Redlichkeit sich allgemein des besten Rufes erfreute. Es erregte deshalb nicht geringes Aufsehen, als eines Tages, während der General auf einer Inspectionsreise nach dem Kaspischen Meere begriffen war, in der officiellen Petersburger Zeitung stand, er sei auf allerhöchsten Befehl zum gemeinen Soldaten degradirt worden. Er selbst erfuhr sein Mißgeschick erst, als ihm bei der Ankunft in einer kleinen Festung die üblichen Ehrenbezeigungen versagt wurden. Als er den dienstthuenden Officier darüber zur Rede stellte, erhielt er zur Antwort: „Schämst Du Dich nicht, den General zu spielen, da Du doch nur ein ganz gemeiner Soldat bist?“ Man zeigte ihm das Zeitungsblatt, worin sein Schicksal besiegelt stand, und er mußte sich darein ergeben. Bei Nacht und Nebel in Tiflis angekommen, fand er dort sein schriftliches Verdammungsurtheil vor und meldete sich beim Militärgouverneur, um nach seinem Bestimmungsorte in der Krim abgeführt zu werden. Keiner seiner Bekannten glaubte an eine seiner Strafe entsprechende Schuld; Jeder wußte, daß er ein Opfer des kriegsministerlichen Deutschenhasses war, aber zugleich, daß keiner seiner Kameraden ihn mehr öffentlich kennen durfte, ohne seine eigene Stellung zu gefährden.

Es schlich ein Mann in Tiflis herum, der überall Zutritt, überall sein Auge hatte und dem Keiner offen ausweichen durfte, ohne sich in gefährlichen Verdacht zu bringen, während ihn doch Jeder insgeheim zum Kuckuck wünschte. Ich will den Namen des Mannes nicht nennen, da noch Andere leben, die denselben Namen führen und vielleicht besser sind, als er war.

Es genügt zu sagen, daß es ein französischer Name war, der mit D. begann und den Grafentitel vor sich hatte.

Graf D. war ein behäbiger Herr unter Mittelgröße, der Majorsepauletten und goldene Brillen trug, hinter welchen ein paar dunkel umflorte Augen hervorquollen, während, was man sonst das Weiße im Auge nennt, bei ihm mehr ins Gelbe hinüberspielte wie das ganze glattrasirte Gesicht. Einen Feldzug hatte er nie mitgemacht und doch war seine Brust mit Orden bedeckt; Niemand unterhielt sich gern mit ihm, und doch durfte er in keiner größeren Gesellschaft fehlen. Er kam sogar, ganz wie zufällig, ein paarmal in unsern kleinen vertrauten Kreis bei Salzmann auf dem Sande, wo ich auch Seymour eingeführt hatte und wo es immer sehr zwanglos herging; da aber nichts Staatsgefährliches gesprochen wurde, so ließen wir uns durch den Eintritt des Grafen D. in unserer Unterhaltung nicht stören, an welcher er mit einer Unbefangenheit theilnahm, als ob er der harmloseste Mensch von der Welt wäre. Da er an Geist und Kenntnissen arm war, so spielte er den gemüthlichen Lebemann, um immer mitsprechen zu können, rühmte bald eine neue pikante Sauce, die er gefunden, um Fasanenbraten schmackhafter zu machen, bald einen merkwürdigen Punsch, der alle anderen Getränke in Schatten stelle, und dabei bewegten sich seine fetten Lippen wie in wonnigem Nachgeschmack erprobten Genusses.

Eines Abends kam Seymour in großer Aufregung, aber mit dem Ausdruck männlicher Befriedigung zu mir von einer Begegnung, die er eben mit Graf D. gehabt. Er hatte mit einigen Gardeofficieren in einem russischen Restaurant gespeist und mit großer Theilnahme die Erzählung eines derselben — Michael Glebow — gehört, der in tscherkessischer Gefangenschaft gewesen, als plötzlich aus dem Nebenzimmer viehisches Gelächter erscholl, untermischt mit Ausrufen:

„Bravo!“ „Famos!“ „Wunderbar!“ und gleich darauf Graf D. eintrat und ein offenes Album auf den Tisch legte mit den Worten: „Ich glaube, diese Zeichnungen werden Ihnen ebenso gefallen wie den anderen Herren nebenan, sie sind wirklich wunderbar!“

Die Zeichnungen enthielten boshafte Anspielungen auf den Statthalter und seine zahlreiche Familie. Seymour schob das Album, nachdem er einen Blick hineingeworfen, unwillig bei Seite mit den Worten: „Ein anständiger Mensch kann doch unmöglich an solchem nichtswürdigen Machwerk Gefallen finden!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Graf D.

„Genau wie ich's gesagt habe; ich denke, ich habe doch deutlich genug gesprochen.“

„Bravo!“ sagte Glebow, dem Grafen D. das Album lachend überreichend, der ihm einen bösen Blick zuschoß und sich dann, unverständliche Worte murmelnd, wieder ins Nebenzimmer zurückzog. —

Glebow war der Secundant seines Freundes Lermontow bei dessen Duell mit Martinow gewesen, und das Leben hatte für ihn selbst keinen andern Werth, als es bei jeder Gelegenheit aufs Spiel zu setzen. Bei solcher Geringschätzung des Lebens auch völlig frei von Ehrgeiz und Ruhmsucht, stand er Niemandem im Wege und war allen anständigen Officieren ein lieber Kamerad. Er trug damals den durch einen Säbelhieb schwer verletzten linken Arm in der Binde, was ihn nicht verhinderte, der munterste Gesellschafter zu sein und das Leben in vollen Zügen zu genießen, so lange es währte.

Seymour blieb bis Mitternacht bei mir in ernstem Gespräch, worin Betrachtungen angestellt wurden über die Zustände, welche damals in Tiflis herrschten, wo es möglich war, daß eine feige und feile Kreatur des Kriegsministers, wie

Graf D., eine so unheilvolle Rolle spielen konnte. Wie er die Stellung des Statthalters unterwühlt hatte, so trug er auch die Hauptschuld am Sturze des Generals von Rennenkampf. Dieser war angeklagt und, ohne gehört zu werden, verurtheilt worden, den Kriegsminister durch falsche Vorstellungen getäuscht zu haben. Die Sache verhielt sich, kurz gefaßt, folgendermaßen. Zwei junge Gardeofficiere, die Grafen Manteuffel und Tschapsky, wurden im Jahre 1843 dem General zukommandirt, um unter seiner Führung den Feldzug nach dem Daghestan mitzumachen. Sie wußten sich Beide durch Tapferkeit rühmlich hervorzuthun und der General empfahl sie zu der üblichen Auszeichnung durch einen Orden. Da seine Empfehlung völlig unberücksichtigt blieb, so kam er, auf Bitten der jungen Officiere, welche, in ihr früheres Regiment zurückberufen, von der Theilnahme am Feldzuge 1844 ausgeschlossen blieben, in einem besonderen Gesuche nochmals darauf zurück. Dies wurde nun so ausgelegt, als ob er den Minister gröblich hintergangen habe, indem er Officiere, wegen angeblicher Auszeichnung vor dem Feinde, zu einer Zeit zur Belohnung vorgeschlagen, wo sie gar nicht im Felde gestanden.

Seymour ließ sich über Alles hier nur kurz Angedeutete ausführlich berichten, um den neuen Statthalter, Graf Woronzow davon in Kenntniß zu setzen, der dann auch den zum gemeinen Soldaten degradirten von Rennenkampf bald wieder zu Ehren brachte: vier Jahre später machte er als Generallieutenant den Feldzug in der Armee mit, welche Kaiser Nikolaus über die Karpathen schickte, um die unter Görgey siegreich gegen die Oesterreicher kämpfenden Ungarn niederzuwerfen.

* * *

Was mir das Scheiden von Tiflis am meisten erschwerte und zugleich beschleunigte, war das Wiederaufflammen einer

Leidenschaft, welche zu bekämpfen ich die unglaublichsten Anstrengungen gemacht hatte, wobei Stolz, Pflichtgefühl, angestrengte geistige Arbeit und ermüdende Körperbewegung durch Bergbesteigungen und scharfe Ritte mir zu Hilfe kamen.

Es ist in diesen Blättern schon wiederholt von der Generalin von Grotenhjelm die Rede gewesen, die sich meine mütterliche Freundin nannte und als solche auch bewährte. Sie war von deutscher Herkunft, eine geborene Gräfin Röder, und einige Jahre älter als ihr Gemahl, der in Deutschland während des Kriegsjahrs 1813 ihr Herz gewann und dann bald auch ihre Hand. Die glückliche aber kinderlose Ehe ließ ihr viel Muße zu höherer geistiger Ausbildung und geselligem Verkehr; es war immer ein Genuß für mich, mit ihr zu plaudern; zudem stand mir in ihrer Büchersammlung immer alles Neueste der Litteratur zur Verfügung. Sogar mein eigenes erstes Buch, welches ich selbst des Ansehns nicht mehr werth hielt, fand ich bei ihr, und sie hatte daraus eine Anzahl meiner Gedichte ins Französische übersetzt, um sie einigen russischen Freundinnen zugänglich zu machen, die nicht Deutsch verstanden. So verstand sich's dann von selbst, daß ich gern ihrem Wunsche entgegenkam, ihr immer alles Neueste vorzulesen, was mir aus der Feder gesprungen, und ihr auch gern die Manuscripte solcher Gedichte und Sprüche überließ, die sie als Andenken zu bewahren wünschte, wogegen ich doppelte Abschriften davon erhielt. Eines Tages fand ich bei ihr eine junge Dame, die ich schon in verschiedenen größeren Gesellschaften getroffen hatte, aber ohne Veranlassung ihr vorgestellt zu werden, da sie immer von Herren umringt war, an deren Brusthimmel allerlei Sterne funkelten. Sie erschien in dieser wechselnden Umgebung kühl und einsilbig, wie die verwöhnte Tochter eines reichen Hauses, die sich mit ihrer Wahl nicht zu übereilen braucht. Jetzt, in der Nähe gesehen, machte sie

mir einen überaus anmuthigen, jungfräulichen Eindruck. Sie hatte sich, während ich eintrat, erhoben, wie um zu gehen.

„Ich höre aber — sagte Frau von Grotenhjelm zu mir — daß Sie meine junge Freundin noch gar nicht kennen" — und stellte mich ihr vor, wobei ich mein Erstaunen nicht unterdrücken konnte, als ich erfuhr, daß sie kein Fräulein, sondern Frau Generalin von R. Excellenz sei.

Die junge Excellenz ließ sich leicht bewegen wieder Platz zu nehmen und es klärte sich bald in der befriedigendsten Weise auf, warum wir uns nicht früher kennen gelernt. Die Stunden entschwanden uns wie Minuten und ich mußte beim Scheiden der jungen Frau Generalin die Hand darauf geben, ihr am folgenden Tage einen Besuch zu machen. Dieser Händedruck und der herzige Blick des Auges dazu, war von wunderbarer Wirkung; sie hätte mich in dem Augenblick mit sich fortziehen können wohin sie wollte...

Es giebt Augenblicke, wo unsere verborgensten Gedanken und Gefühle, wie durch Zaubergewalt, sich unwillkürlich offenbaren, wo das Geheimste unseres Herzens und Geistes aus dem Auge leuchtet und von Anderen geschaut und verstanden wird, ohne zum Wort ausgesprochen zu sein. Ein solcher Augenblick war der, da sie mir beim Scheiden die Hand reichte und ich nicht einmal daran dachte meine Lippen darauf zu drücken.

Mein Heimgang war mehr ein Schweben als Gehen. In meiner Wohnung angelangt, wußte ich nicht, was mit mir anzufangen. Ich nahm die Feder zur Hand und versuchte auszudrücken was mich bewegte:

Ein Blick des Augs hat mich erfreut,
Der Zauber dieses Augenblicks
Wirkt immerfort in mir erneut
Ein leuchtend Wunder des Geschicks.

Dein Odem ist wie Frühlingshauch,
Du selbst, wenn mir Dein Auge lacht,
Bist wie ein Bild des Frühlings auch,
Voll Sonnenschein und Blüthenpracht!

Doch Alles, was ich schrieb, kam mir nur wie Schatten des Lichtes vor, das mir aufgegangen, und als der Verstand allmählich wieder zur Herrschaft gelangte, raunte er mir zu: der Taumel, der Dich bewegt, kann nur dienen, das schöne Licht ganz zu verdunkeln, wenn Du Dich davon hinreißen läßt, statt ihn zu meistern.

Es gab am folgenden Tage so viel Versäumtes nachzuholen, daß ich erst gegen Abend meinen Besuch machen konnte, der für mich sehr beruhigend verlief. Sie empfing mich wie einen alten, längst bewährten Freund, in Gegenwart ihrer im Hause wohnenden, unverheiratheten, älteren Schwester, die mir sagte, Julia Alexandrowna habe ihr schon viel von mir vorgeschwärmt.

Der General, der bald darauf eintrat, äußerte sich in ähnlicher Weise und fügte hinzu, er habe seine Frau noch nie in so glücklicher Stimmung gesehen wie gestern Abend. Nebenbei erfuhr ich noch, sie habe den ganzen Vormittag hindurch an ihren Vater geschrieben, um ihm von der neuen Bekanntschaft zu erzählen.

Diese harmlose Offenheit ihres Wesens den nächsten Angehörigen gegenüber, beruhigte mich ungemein in meinem weiteren Verkehr mit ihr, den ich nach Möglichkeit zu beschränken suchte, um den Kopf immer oben zu behalten. Meine plötzliche Erkrankung, der Aufenthalt in Priuthina und die Reise ins alte Paschalik Achaltzich hielten uns dann Monate lang getrennt, bis endlich der General mich aufsuchte, um zu erforschen, warum ich sein Haus so lange gemieden, wo mein

Erscheinen doch immer so große Freude bereitet habe. Julia Alexandrowna sei ganz unglücklich über mein Fortbleiben, das sie sich gar nicht erklären könne.

Ich wies auf meine vielen Arbeiten hin, die erledigt werden müßten, und um ihn völlig zu beruhigen, folgte ich seiner dringenden Einladung, gleich mit ihm nach Haus zu fahren und zu Tisch zu bleiben.

Am offenen Fenster der hochgelegenen Villa stehend, sah uns Julia Alexandrowna schon von ferne kommen, trat dann auf den Balkon hinaus und winkte uns mit dem Taschentuch entgegen.

„Das gilt Ihnen — sagte der General melancholisch lächelnd —, mich hat sie noch nie herbeigewinkt; also entschuldigen Sie, wenn ich Sie einstweilen mit meiner Frau allein lasse: ich habe noch ein paar Besuche in der Stadt zu machen; in einer Stunde bin ich zurück."

Er setzte mich an der Gartenpforte ab, grüßte mit der Hand zum Balkon hinauf und fuhr weiter, während mir die Herrin des Hauses schon im Garten entgegenkam...

Was mir über die Vorgeschichte des jungen Ehepaars bekannt geworden, mag hier in wenigen Worten zusammengefaßt werden. Sie war die Tochter eines kinderreichen russischen Admirals aus altem baltischen Rittergeschlecht. Ihre Mutter verlor sie früh durch den Tod; ihre Brüder wurden in kaiserlichen Instituten erzogen und sie selbst wurde mit ihrer Schwester der Obhut einer sehr gebildeten und stattlichen englischen Erzieherin anvertraut, während der Vater in fernen Meeren kreuzte. Der schönen Engländerin, die bald Gelegenheit fand, sich zu verheirathen, folgte eine alte häßliche Französin, die den Männern nie durch ihre Reize gefährlich geworden und es deshalb mit der Zunge versuchte. Sie brachte den jungen Mädchen so abschreckende Vorstellungen vom ganzen

männlichen Geschlecht bei, daß diese förmlich männerscheu wurden. Als der Vater sich seinen Töchtern wieder mehr widmen konnte, entließ er die Französin und sorgte für besseren Unterricht. Um diese Zeit kam ein Vetter von ihm zu Besuch, der in den Bädern Heilung von schweren Wunden gefunden hatte, aber an der See noch eine Nachkur durchmachen mußte, bevor er nach dem Kaukasus zurückkehrte. Er war ein nicht mehr junger aber noch lediger, sehr stattlicher Herr, der bei festlichen Gelegenheiten große Ordenssterne auf seiner glänzenden Generalsuniform trug und, obgleich sehr wortkarg, bei den Damen des Orts viel Glück machte. Auch Julien gefiel er als „Onkel“, der kein größeres Vergnügen kannte als mit ihr und ihrer Schwester spazieren zu fahren und ihr alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, ganz gut, als er aber ernstlich um ihre Hand warb, lachte sie ihn aus und sagte, sie werde nie heirathen, sondern immer mit ihrer Schwester zusammenbleiben. Er ließ sich jedoch nicht so leicht abschrecken und machte fortan das Zusammenbleiben der unzertrennlichen Schwestern zur Grundlage seiner Werbung. Auch das offene Bekenntniß, daß Julia keine Spur von Liebe zu ihm fühle, störte ihn nicht; er meinte, die Liebe werde schon in der Ehe kommen. Er war ein fleißiger Kirchengänger und hatte die Geistlichen auf seiner Seite; dazu kamen noch andere Einflüsse von Gewicht und so geschah es, daß, ehe der Vater wieder in See ging, Julia dem General kirchlich angetraut wurde und unzertrennlich von ihrer Schwester mit ihm nach Tiflis kam, nach kürzlich vollendetem sechzehnten Lebensjahr. Zur Zeit unserer ersten Begegnung hatte sie schon ein paar Jahre lang vergebens darauf gewartet, daß die Liebe sich in der Ehe finden werde. Als der General wieder schwer verwundet wurde, war sie ihm die treueste Pflegerin, was er mir selbst erzählte; aber im übrigen blieben sie sich fremd.

Sie sprach wenig, aber dachte und las viel; besonders war sie in Shakespeare bewandert. Der General galt für einen ausgezeichneten Artilleristen, hatte aber für nichts Anderes Sinn als seine Fachstudien und machte nichts weniger als einen geistig bedeutenden Eindruck. Er war ein ebenso schwerfälliger Erzähler wie zerstreuter und leicht gelangweilter Zuhörer, wenn es sich nicht um militärische Dinge handelte, weshalb er sich in Gesellschaften immer erst wohl fühlte, sobald er seinen Platz am Spieltisch eingenommen hatte. Seine Unterhaltung mit mir drehte sich immer nur um Julia Alexandrowna, und er setzte das feste Vertrauen in mich, daß es mir gelingen werde, ihr Herz ihm ganz zu erschließen. Er hätte mich getrost mit ihr auf eine Reise um die Welt geschickt, wenn er sicher gewesen wäre, dadurch ihre Liebe zu gewinnen. Aber all mein Zureden führte zu nichts; wenn ich seine guten Eigenschaften erörterte, so sagte sie: die kenne ich schon lange; und wenn ich ihm nachrühmte, daß er sie nie mit Eifersucht plage, so erwiderte sie: Ich plage ihn auch nicht damit und habe noch nie Geheimnisse vor ihm gehabt.

Er wußte besser mit Kanonen als mit Frauen umzugehen; es war, als ob das grobe Geschütz die Empfänglichkeit für alle feineren Tonschwingungen in ihm ertödtet hätte. Doch gelang es mir an dem Tage, den General in die beste Stimmung zu bringen. Er hatte die von mir zuletzt bereisten Länder als Offizier in der Armee des Fürsten Paskjewitsch mit erobern helfen und durch Schilderung meines Aufenthalts in Eriwan und Achalzich, bewog ich ihn leicht, von seinen Feldzügen gegen Perser und Türken zu erzählen, wobei in seiner schlichten Redeweise soviel Interessantes und Ergötzliches zu Tage kam, daß selbst Julia Alexandrowna ihre Freude daran hatte. Sie war mir sehr dankbar für den Wink, den ich ihr gegeben, auch die Gaben des Mannes, dessen

Namen sie trug, zur Geltung zu bringen und so gestaltete sich das Verhältniß zwischen Beiden etwas erfreulicher. Da Beide mir unbedingtes Vertrauen schenkten, so lernte ich sie besser kennen, als sie sich selbst kannten, was meine schwierige Lage keineswegs erleichterte, sondern mich nur zur Einsicht führte, daß ein inniges Verständniß zwischen Beiden unmöglich war. Man kann Kanonen mit Rosen schmücken, aber man kann Rosen nicht mit Kanonen verschmelzen.

Jeder folgende Besuch mehrte nur den tiefgehenden Zauber, unter dem ich stand, bis zum Tage der Trennung. Es genügt, darüber die Schlußstrophe eines meiner Gedichte anzuführen, welche Nachklänge des Erlebten sind:

Der schwere Kampf ward ausgerungen,
Zu Deinem wie zu meinem Glück:
Denn nur das Niedere ward bezwungen
Und alles Höchste blieb zurück.
Doch hört' es Jeder, Niemand glaubt es!
Wir aber lernten uns verstehn,
Und dürfen hocherhob'nen Hauptes
Uns und der Welt ins Auge sehn.

Wir blieben Freunde und sind es noch heute.

* * *

Seymour wollte mich bis zum Schwarzen Meere begleiten, kam aber schon in Gori, einer kleinen georgischen Stadt, die uns den ersten Anhaltspunkt bot, auf andere Gedanken. Das ihm ungewohnte Fahren auf der Telega hatte ihn dergestalt mitgenommen, daß er schwur, nie wieder einen solchen Marterkasten zu besteigen. Allein ein bequemeres Fuhrwerk war nicht zu beschaffen, obgleich sein asiatischer Diener die ganze Stadt danach durchsuchte. Es fanden sich nur die landesüblichen Arbas vor, plumpe, zweirädrige Wagen, welche,

von Büffeln gezogen, keine andere Annehmlichkeit boten als äußerst langsame Fortbewegung, wobei allerdings die Glieder nicht so gemartert wurden wie auf der windschnell über Stock und Stein rasselnden Telega, aber der Weg sich endlos dehnte, da man mit einer russischen Troika in einem Tage weiter kam als mit einem asiatischen Büffelgespann in einer Woche. Nun hatte Seymour, der gewohnt war sich's überall bequem zu machen, soviel Gepäck mitgenommen, daß er für die Koffer und seine drei Diener allein drei Telegen brauchte. Ich führte natürlich alle meine Habseligkeiten mit mir, worunter auch eine ansehnliche Kiste voll werthvoller Bücher und orientalischer Manuscripte war, die nebst meinem großen Reisekoffer ebenfalls eine Telega füllte, so daß für meinen Diener nur neben dem Kutscher ein Plätzchen übrig blieb. In der fünften Telega saß ich mit Seymour zusammen auf einem Brette, unter welchem unser Handgepäck lag, welches nur durch die vorgestemmten Beine verhindert werden konnte, bei jedem Ruck aus dem niedrigen Wagenkasten hinauszufliegen.

Wie armselig nun auch diese holperige Art der Beförderung meinem sich fest an mich klammernden Reisegefährten vorkam, so machte unsere Ankunft doch in dem kleinen Gori, wo die Kopfzahl der russischen Soldaten die der georgischen Einwohner weit übertraf, auf Alle, die uns sahen, einen großartigen, auf den Ssmatritel (Posthalter) einen geradezu überwältigenden Eindruck. Woher sollte der arme Mann die fünfzehn Pferde nehmen, die zu unserer Weiterbeförderung nöthig waren? Er hatte kurz vorher einen Kurier expedirt und augenblicklich nur noch sechs Pferde im Stalle, so daß schon ein vor uns angekommener Tatarenhäuptling mit seinen Dienern nicht weiter konnte. Wir hätten nun, wie dieser, die Nacht im schmutzigen Stationszimmer zubringen müssen, wenn uns nicht der Kommandant von Gori, der unsern Einzug

gesehen hatte, zu Hilfe gekommen wäre. Auf das freundlichste bot er uns für die Nacht ein Unterkommen in seinem nahegelegenen, geräumigen Hause an, und als ich ihm sagte, daß Seymour ein naher Anverwandter des neuen Statthalters, Graf Woronzow, sei, war seine Freude groß. Im ganzen Lande gab's damals keinen Gasthof, wo wir hätten so gut aufgehoben sein können wie im Hause des Kommandanten von Gori, der uns zugleich durch seine stattliche Erscheinung und feine Bildung einen gewinnenden Eindruck machte. Auf seinen Rath unternahmen wir am folgenden Morgen einen Ausflug nach den Ruinen der altberühmten Felsenstadt Uphlos-Ziche; er selbst konnte uns nicht begleiten, da ihn Dienstgeschäfte in der Stadt festhielten, aber er stellte uns gute Reitpferde und ein halb Dutzend Kosaken zur Verfügung. „Sie werden viel Schönes sehen — sagte er, als wir im Sattel saßen — aber das Schönste bleibt Ihnen als Ueberraschung vorbehalten bei Ihrer Rückkehr."

Der Weg von Gori nach dem etwa sechzehn Werst entfernt liegenden Uphlos-Ziche erschloß uns eine wahre Zauberwelt landschaftlicher Schönheit in mannigfaltigster Abwechslung und mit dem Hintergrunde des Hochgebirges, das sich allein in bestimmten Umrissen am Himmel abzeichnete, während sonst Alles um uns her gleichsam verschwamm im Blüthenmeere des georgischen Frühlings. Das Ganze erzeugte mehr eine große, feierliche, als heitere Stimmung.

Wir ritten, dem Laufe des Kur folgend, hügelauf und ab durch eine mit zahllosen Grabmälern und Bautrümmern aus alter und neuer Zeit bedeckte Gegend nach dem Dorfe Uphlos-Ziche, welches am Fuße eines kahlen, wunderlich geformten Berges liegt, der etwa siebenhundert Fuß über den Kur emporragt, und in der Nähe betrachtet als ein phantastisch gestaltetes,

vielfach zerbröckeltes, zerrissenes und verwittertes Felsengebilde sich darstellt.

Die Wohnstätten des halb unterirdischen Dorfs, welches sich zwischen dem Berge und dem daneben eine Biegung machenden Flusse ausdehnt, verdienen die Bezeichnung Häuser nicht: es sind kellerähnliche Stein- oder Erdhütten (Saklis) mit flachen Dächern, die sich meist nur wenige Fuß hoch über den Boden erheben. Eine alte zerfallene Kirche bildete das einzige etwas höher strebende Bauwerk des armseligen Dorfes. Hinter der Kirche zog sich ein schmaler, abschüssiger Fußsteig den Felsen hinauf, den wir zu erklimmen uns anschickten; aber die Kosaken führten uns nach der entgegengesetzlen Seite, wo ein breiterer, in die Felswand gehauener Weg emporführte, auf welchem wir bald in ein Labyrinth von ungeheuern Molasseblöcken gelangten, die alle von Menschenhand zu menschlichen Wohnungen ausgehöhlt waren, und in ihrem Zusammenhange eine Stadt von ansehnlicher Ausdehnung bildeten, von welcher außerhalb des Berges keine Spur zu erspähen war. Straßen, Tempel, Paläste, Häuser aller Art, Kaufhallen, Werkstätten, Verbindungsgänge, Wasserleitungen, Höfe und Abzugskanäle — kurz: Alles enthält diese Stadt gleichsam aus Einem Stücke gehauen, was man sonst in menschlichen Ansiedlungen nur gesondert und aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzt findet.

In der Felsenstadt von Uphlos-Ziche ist kein Haus von außen als solches zu erkennen, man muß erst hineintreten, um zu sehen, ob's ein Tempel, eine Kaufhalle oder nur ein schlichter Wohnraum ist. Auch laufen die Straßen nicht in graden Linien zwischen den Felswänden hin, sondern winden sich aufwärts bis zum Gipfel, zu beiden Seiten schmale Stufengänge erschließend, über welche man von einem ausgehöhlten Felskoloß zum andern gelangt. Der den Gipfel des Berges krönende Molasse-Block ist zu einer Kuppel ausgehöhlt, welche ganz gut

zu einer gothischen Kirche gepaßt haben würde; sie ist die schönste der drei Kuppeln, durch welche die große, darunter befindliche Halle ihr Licht empfängt. Diese Halle hat wahrscheinlich einst als Tempel oder Opferstätte gedient.

Sowohl die ihr Licht durch Kuppeln empfangenden Tempelgrund-Hallen, wie die bloß zu Wohnungen dienenden Räume unterschieden sich von einander auffallend eigenartig, indem die einen die größte Einfachheit in ihrer Ausgestaltung aufwiesen, während die anderen an den Wänden bis zur Decke hinauf künstlich aus dem Felsen herausgemeißelte Verzierungen enthielten, sorgfältig gearbeitetem Tafelwerke vergleichbar. Wir kamen durch Säle mit freischwebenden Kuppeln, und durch andere, wo auf vier Pfeilern ebensoviele in leichter Biegung sich wölbende Bogen ruhten, die eine Kuppel mit voller Wölbung trugen. Ein in Stein gehauener Gang führt bis zum Kur hinunter, von wo das Wasser heraufgeschafft werden mußte, da oben keine Brunnen zu finden.

Ueber die Entstehung der steinernen Wunderstadt fehlen alle bestimmten Nachrichten; sicher ist nur, daß ihr Alter nach Jahrtausenden zählt. In der alten Geographie des georgischen Königssohnes Wachuscht heißt es darüber: „Auf einem Berge, welcher unten mit dem Felsen von Cwernak zusammenhängt, am Ufer des Mtcwar (Kur) liegt Uphlos-Ziche, eine Burg, erbaut von Uphlos, dem Sohne des Karthlos. Bis zu den Zeiten des Dschingis-Chan stand hier eine Stadt; heutzutage sieht man nur noch die Ruinen davon. Die Bauart und Einrichtung derselben war bewunderungswürdig. Es waren große, in den Felsen gehauene Gemächer und Säle; man sah daselbst auch eine in Stein gehöhlte, ungeheure Grotte, welche sich bis zum Kur hin erstreckte. Oestlich davon gähnt ein steiler Abgrund, wo sich eine Menge jetzt unzugänglicher, in den Felsen gehauener Höhlen befinden.“

Der Zustand der seit einem halben Jahrtausend verödeten Felsenstadt schien uns, als wir sie durchwandelten, trotz aller Verwüstungen der Zeit immer noch der Art, daß sie leicht wieder hätte bewohnbar gemacht werden können, wenn irgend ein romantischer Nabob auf den Gedanken gekommen wäre, sich dort niederzulassen. Läge Uphlos-Ziche in Italien, so würde man Kapital daraus schlagen, wie aus Pompeji und Herculanum, die es an Alter um anderthalb Jahrtausend übertrifft; aber nach dem Kaukasus verirrt sich selbst heute, trotz der großen Erleichterung der Verkehrsmittel, nur selten ein Reisender.

Mir waren in Fels gehauene Wohnungen und Kapellen nichts Neues; in Armenien giebt es ihrer viele, und noch merkwürdiger erschienen mir die hohen Felsaushöhlungen von Wardziche (Rosenburg), die ich auf meiner Reise nach Achaltzich — von der Festung Chertwis aus — besucht und schon im „Auslande" beschrieben hatte. Allein trotzdem machte mir Uphlos-Ziche einen ganz überwältigenden Eindruck; und ebenso erging es Seymour, der doch aus dem Wunderlande Indien kam, dessen Felsentempel ich nur aus Abbildungen kannte...

Der Kommandant von Gori war nicht wenig erfreut, uns so befriedigt von unserem Ausfluge zu finden, daß wir darüber die Ueberraschung, die noch kommen sollte, ganz vergessen hatten.

„Um so größer wird nun die Wirkung sein — sagte er —; es handelt sich nämlich um nichts Geringeres als Sie mit der größten Schönheit bekannt zu machen, welche Georgien heute aufzuweisen hat: die junge Fürstin Martha Eristaff. Sie ist im Institut der adligen Fräulein in Tiflis erzogen und spricht also französisch. Schon um neun Uhr früh habe ich ihr unsern Besuch für den Nachmittag angekündigt; sie hat folglich hinlänglich Zeit gehabt, sich zu baden und zu schminken, wie es ländlich sittlich ist."

Wir warfen uns schnell in frisches Zeug und folgten unserem sehr schmucken Gastfreunde in die Wohnung der Fürstin Martha Eristaff, deren Schönheit ich übrigens schon früher einmal zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, als in Tiflis bei Frau von Neidhart lebende Bilder gestellt wurden, bei welchen sie als Ophelia mitwirkte und besonders durch ihr üppiges, fast bis auf die Fersen herabfallendes Haar allgemeines Entzücken hervorrief.

Wir fanden sie nun in einem, nach europäischen Begriffen, sehr bescheiden eingerichteten Zimmer, wie denn überhaupt der sogenannte orientalische Luxus zu den Ausnahmen im Orient gehört. Die Perle war schöner als die Muschel. Die Art der Georgierinnen sich zu schminken, ist nur auf Wirkung in die Ferne berechnet, und so fanden wir, daß die schöne Tochter Goris, in der Nähe betrachtet, uns besser gefallen haben würde, wenn sie nicht so dick aufgetragen hätte. Ihre Unterhaltung war auch nur französische Schminke; in der Erinnerung blieb nichts davon zurück...

Der Kommandant wußte uns den Abend hindurch vortrefflich zu unterhalten und wir erfüllten gern seinen Wunsch, ihm ein Erinnerungsblatt zu schreiben. Ich gedachte dabei auch der Felsenstadt Uphlos-Ziche durch die Verse:

Kein Laut drang empor aus den Fluren ringsum
Zu der steinernen Stadt, ganz verödet und stumm;
Kaum hört' ich das Schallen vom eigenen Tritt,
Als ich prüfend die Grotten und Hallen durchschritt.

Ich wanderte durch die Stadt wie im Traum,
Da singt kein Vogel, da blüht kein Baum,
Und bei der Frage: wann und warum
Entstand diese Stadt? bleibt Alles stumm.

Die Liebenswürdigkeit des gastfreundlichen und feingebildeten Mannes bewährte sich bis zum letzten Augenblick;

wenn ich trotzdem vermieden habe, hier seinen Namen zu nennen, so geschah das, weil später ein Makel auf diesen Namen kam, den ich nicht öffentlich in Verbindung damit bringen möchte, aus Rücksicht auf die noch lebende Verwandtschaft. Ich war schon nach Deutschland zurückgekehrt, als mir Seymour in der Nachschrift zu einem Briefe aus Bagdad schrieb: „Unserm Gastfreunde von Gori ist es schlimm ergangen: er wurde beschuldigt und überwiesen, sich durch Unterschleife bereichert zu haben, worunter die armen Soldaten am meisten haben leiden müssen, denen er das Schwarzbrod immer mit einem starken Zusatz von gestampfter Baumrinde backen ließ. Ich habe ihn nicht vor entehrender Strafe bewahren können. Wie traurig, solche Erfahrungen machen zu müssen!" —

* * *

Seymour, um den Martern der Telega zu entgehen, ließ sich ein Floß bauen, um nach Tiflis zurückzukehren, während ich zu Lande dem Schwarzen Meere entgegenzog. In Gori wurde ich hinlänglich mit Pferden versorgt, um die erste Station, welche wenig Bemerkenswerthes bot, rasch zurücklegen zu können. Dann aber — von Gargarenskaja an — bot das Fortkommen Schwierigkeiten aller Art, die indeß überreichlich durch den Zauber der baum-, wasser- und hügelreichen Landschaft aufgewogen wurden. Der Weg schlängelte sich an den üppig bewachsenen Ufern der Tzscherimella und Quirila hin, in deren hochangeschwollenen, lautrauschenden Fluthen die launenhaft zerrissenen, quellendurchbrochenen Felsenmauern sich hüpfend abspiegelten. Auf der letzten Station vor Quirilskaja (so benannt nach der Quirila), mußte ich drei Stunden warten, ehe es mir gelang, eine alte schwerfällige Arba mit zwei ebenso schwerfälligen Büffeln zur Fortschaffung meines Gepäcks aufzutreiben. Ich brauchte dann zehn Stunden, um ein Ziel zu

erreichen, das mit Pferden bequem in drei Stunden zu erreichen gewesen wäre. Die Nacht brach darüber herein und einschläfernd langsam ging es schrittweis im Dunkeln weiter, bei unheimlicher Stille, die durch nichts unterbrochen wurde als das Knarren der plumpen Räder und das Rauschen des Flusses. Plötzlich war es mir, als würde es helle um mich her. Ich hob die Augen empor: aus den Bergen war der Mond aufgestiegen, anfangs von zerrissenen Wölkchen umschleiert, dann in seiner ganzen Glorie strahlend. Die Wellen des Flusses schimmerten wie Diamanten, die Felsen und Riesenbäume warfen lange Schatten ins Thal. Ein Blick auf diese weichen Licht- und Schattenbilder, und mein Herz war so leicht und meine Stirn so klar, als wäre nie ein Wölkchen darüber hingegangen.

Der folgende Tag führte mich nach dem hoch und schön gelegenen Kutais, der zu beiden Seiten des Phasis (Rion) sich erhebenden Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Imerethi. Die imerischen Häuser unterscheiden sich durchaus von den würfelförmig gebauten Saklis der Georgier und nähern sich mehr unserer Bauart. Sie sind klein, von Holz, mit breiten, oben spitz zulaufenden Dächern. Einen besonders großartigen Anblick gewähren die Ruinen der seit Alters berühmten Burg von Kutais, welche einen am rechten Ufer des Phasis steil aufragenden, die Stadt beherrschenden Berg krönen, auf welchem einst der Palast des sagenberühmten Königs Aeetes gestanden haben soll, der Jason und seine Gefährten, als sie in der alten kolchischen Hauptstadt Kytaia landeten, so gastfreundlich empfing, um zum Dank dafür von ihnen beraubt und betrogen zu werden.

Die Argonautenfahrt fällt in das vierzehnte Jahrhundert vorchristlicher Zeitrechnung und nichts widerspricht der Annahme, daß damals die Bewohner des von der Natur so reichgesegneten Kolchis auf einer höheren Stufe der Bildung, Gesittung und staatlicher Ordnung standen, als die aus den verschiedensten

griechischen Gebieten zu ihnen gekommenen Abenteurer, welche, angereizt durch die kühnen Seefahrten der Phönizier, mit der Argo wahrscheinlich den ersten Versuch wagten, es ihnen gleichzuthun und das ferne Wunderland, Aia genannt, aufzusuchen. Der erste Seefahrerstamm, der sich an der Westseite des Archipelagus hervorgethan, war der Stamm der Minyer, zu dessen Sagenkreise Jason gehört. Um den Weg nach dem Pontus zu finden, bedurfte man eines Phöniziers; deshalb mußte Phineus mit seiner Seekunde den unerfahrenen Hellenen zu Hilfe kommen: er wird als der eigentliche Pförtner des Pontus bezeichnet, auf welchem Phönizier und Assyrer schon lange mit den Küstenvölkern verkehrten.

Ueber die Gläubigen an die Zauber und Wunder, mit welchen Sage und Dichtung den Argonautenzug so überschwänglich ausgeschmückt haben, macht sich schon der kritische Strabo im ersten Buche seiner Geographie lustig, indem er das Thatsächliche und Wahrscheinliche als Kern aus der fabelhaften Umhüllung loszulösen versucht. So gilt ihm das goldene Vließ nur als Symbol des Reichthums, welchen Kolchis in seinen Gold-, Silber- und Eisengruben birgt und welcher ihm als eine hinlängliche Veranlassung des Zuges erscheint, auf welche hin früher auch Phrixus dieselbe Seefahrt unternahm.

Man kann aber das goldene Vließ bestehen lassen und die Sache doch ganz natürlich erklären. Das Gold wurde nämlich in Kolchis hauptsächlich aus den goldhaltigen Flüssen gewonnen, welche von den Grenzen der Suanen herströmen. Zu den Goldwäschereien wurden Widderfelle benutzt, in welchen der goldhaltige Sand hängen blieb. Noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hielten die Könige von Imerethi Leute, welche das Gold auf die bezeichnete Weise aus dem Flußsande zu waschen verstanden. Dann wurde das Königreich in einen russischen Bezirk verwandelt, welcher heute mit den benach-

barten Fürstenthümern Mingrelien und Gurien den verkümmerten Rest des alten Kolchis bildet. Allein das Widderfell oder goldene Vließ führen die Nachkommen der einstigen Herrschergeschlechter noch immer im Wappen.

Wäre zu der Zeit, in welche die hellenische Dichtung ihre vergötterten Heroen Jason, Herakles, Theseus, Kastor und Polydeukes, Peleus und Orpheus versetzt, Kolchis nicht reicher und für beutelüsterne Abenteurer verlockender gewesen, als es heute ist, so würde der Argonautenzug nicht soviel Aufsehen gemacht und soviel Nachfolge gefunden haben. Auch Homer läßt Odysseus und seine Gefährten in Kolchis landen und bei Circe, der Schwester des Königs Aeetes, gastliche Aufnahme finden, die Pracht ihres Palastes und den herzerfreuenden, duftigen Wein des Landes rühmend, der seine Gefährten in Schweine verwandelt. Daß eine Medea und Circe den Griechen ihrer Zeit als Zauberinnen erschienen, beweist am besten, wie hoch die königlichen Frauen an Bildung über ihnen standen.

Bei jedem Schritt in den Ländern des Kaukasus hallt der Boden von uralten Sagen aus der Kindheit der Völker, und überall, wohin einst die Hellenen — selbst ehe sie als Kulturvolk in der Geschichte auftraten — ihren Fuß gesetzt, sind tiefgehende Spuren davon zurückgeblieben. So führt Herodot, gleich im Anfang seiner Geschichte, die späteren Kriege der Griechen mit Darius in ihrer Grundursache auf die Raubfahrt der Argonauten zurück, welche durch ihre schmähliche Verletzung des Völkerrechts Haß und böse Nachrede bis in das Herz von Asien hinein weckten.

Ich mußte bei meiner Weiterreise von Kutais desselben Weges ziehen, der die Argonauten einst hergeführt, und so konnte ich nicht umhin, bei der Fahrt auf dem Phasis zum Schwarzen Meere ihrer zu gedenken. Ich habe diese wunder-

volle Fahrt durch die immergrünen Wälder von Kolchis in meinem Werke „Tausend und Ein Tag im Orient“ ausführlich geschildert und will mich hier nicht wiederholen, sondern nur bemerken, daß heutzutage, wo ein Schienenweg von Tiflis zum Schwarzen Meere führt, kaum noch ein Reisender auf den Gedanken kommen wird, zu Wasser durch den kolchischen Urwald zu fahren.

Der Phasis mündet bei Poti; um nach der Hafenstadt Redut-Kalé zu gelangen, mußten wir in die, durch einen Flußarm mit dem Phasis zusammenhängende Chopi einbiegen (welche den südlichen Abhängen der Gebirge entspringt, die Suanethi von Mingrelien scheiden, und bei Redut-Kale mündet, zwischen zweien der drei Häuserreihen dieses traurigen Ortes eine Wasserstraße bildend). Außer der russischen Festungsbesatzung zählte die Stadt damals kaum fünfzehnhundert Einwohner, meistens Griechen und Türken; Armenier und Russen kamen nur vereinzelt vor.

Früher war Redut-Kale ein Freihafen und Verkehrsmittelpunkt zwischen Persien und Europa. Aber mit dem Verschwinden seiner Vorrechte verschwanden auch alle großen Kaufleute des Ortes und nur die Krämer und Schiffer blieben zurück, die in jeder Beziehung den schlechten Ruf verdienten, in welchem sie standen. Gasthöfe gab's im Orte nicht. Ich fand Unterkommen bei einem Griechen, der schon ein paar Officiere aufgenommen hatte, die nach Kertsch reisen wollten und gleich mir warten mußten, bis sich eine Gelegenheit dazu bot.

Von einer regelmäßigen Schiffahrtsverbindung zwischen der Krim und der Ostküste des Pontus war damals noch keine Rede. Von Kertsch aus befuhr monatlich einmal ein russischer Kriegsdampfer die ganze am Küstensaum angelegte Festungslinie bis zum Tscholok, wo die türkische Grenze begann,

und warf dann auch vor Redut-Kalé Anker, um die Post und etwaige Reisende aufzunehmen. Infolge der langsamen Beförderung meines Gepäcks durch die kolchischen Büffelwagen war ich um einen halben Tag zu spät eingetroffen, um den Dampfer benutzen zu können, und nun bot sich mir so wenig wie den beiden Officieren eine Gelegenheit zum Fortkommen. Es fehlte freilich nicht an griechischen Schiffern, alten Piraten, die uns bereden wollten, mit ihnen nach Trapezunt zu fahren, wo eine Verbindungslinie mit Odessa bestand, allein sie stellten so unverschämte Forderungen, daß wir uns schon vorher hätten als halb ausgeplündert betrachten können, wenn wir darauf eingegangen wären. Inzwischen wurden wir auch von unserem griechischen Hauswirth in einer Weise übervortheilt, die uns den Aufenthalt in dem elenden Neste umsomehr verleidete, als schon nach wenigen Tagen bei plötzlich eingetretener unerträglicher Hitze alle Zeichen des Sumpffiebers sich einstellten. Unter diesen Umständen vier Wochen lang auf die Wiederkehr des Kriegsdampfers zu warten, war eine schreckliche Aussicht, und wir nahmen dankbar den Vorschlag des Kommandanten der Festung an, uns auf einer Barkasse unterzubringen, welche eine kleine Ladung Hirse nach der Festung Ardiller (an der Küste des Landes der Dshigethen) bringen sollte. Er meinte, wenn die Fahrgelegenheit auch keine bequeme wäre, so würde uns doch die frische Seeluft besser bekommen, als die giftigen Ausdünstungen der Sümpfe bei Redut-Kale.

Die Barkasse wurde mit vierzehn segel- und ruderkundigen Kosaken unter Anführung eines Chorundschi (Fähnrich) bemannt; dazu kamen dann die beiden Officiere, wovon der eine, ein junger, sehr eleganter Gardekapitän, zwei Diener, und der andere, ein in Jahren schon vorgerückter Tatarenhauptmann, einen Diener mit sich führte. Mich mit meinem Diener hinzugerechnet, bestand also die ganze Besatzung aus

zweiundzwanzig Personen, alle mit Waffen wohl ausgerüstet. Außerdem war auch die Barkasse mit einer Kanone nebst Schießbedarf versehen. So hätten wir getrost unter Segel gehen können, wenn der Wind uns nicht so feindlich entgegengekommen wäre, daß alle Ruder in Bewegung gesetzt werden mußten, um uns vorwärts zu bringen. Die Langsamkeit, mit welcher das, trotz der äußersten Anstrengungen der Ruderer, geschah, kann nur begreifen, wer den tückischen Charakter des Pontus Euxinus kennt, wie er sich besonders an der Ostküste offenbart. Die vorherrschenden Winde sind, infolge der Richtung der Gebirgszüge, Ost- und Westwinde. Folglich steht das unter dem Winde liegende Ufer einer schutzlosen Bucht beiden Luftströmungen offen.

Der ungemein große Wasserzufluß vom Bug, Dnjester, Dnjeper und der Donau' findet ganz auf der Westseite statt, wodurch gegen den Bosporus hin eine Strömung entsteht. Die Fluth treibt von dem Ostrande der Bosporusöffnung längs der Meeresküste Kleinasiens hinab und kehrt, den Busen von Georgien umspülend, in nördlicher Richtung längs der tscherkessischen Küste zurück, so daß ein Schiff, welches vom Westwinde erfaßt und in die Nähe der Küste getrieben wird, durch diese starke Strömung an das sandige Ufer der Bucht von Poti oder an das Felsengestade des Kaukasus prallt.

Hierzu kam noch in unserem Falle, daß wir in unserem kleinen offenen Fahrzeug uns weder zu weit aufs hohe Meer hinauswagen, noch der Küste allzusehr nähern durften, weil außerhalb des russischen Festungsbereichs überall Tscherkessen umherschweiften und auf uns feuerten, sobald sie die Kosakenuniformen erkannten. Das Feuer wurde dann aus der Kanone der Barkasse erwidert, die weiter trug als die langen Tscherkessenflinten, allein wir hätten doch nicht wagen dürfen, zu landen, ohne Gefahr, überwältigt zu werden. Da es nun

nicht immer möglich war, vor Nacht eine bergende Festung zu erreichen, und fast kein Tag ohne Regengüsse verging, die uns bis auf die Haut durchnäßten, so kamen wir nach einer stürmischen, schlaflosen Nacht zu dem Entschluß, uns in künftigen obdachlosen Nächten lieber den Gefahren des Landes als den Tücken des Meeres auszusetzen. Die Kosaken brachten es fertig, bei einbrechender Dunkelheit die Barkasse in einer kleinen Bucht der bewaldeten Küste zu bergen, wo wir unter dem Schutzdach mächtiger Eichen ein Lager aufschlugen und wirklich ein paar Stunden Ruhe fanden, während die Kosaken sich im Wachen ablösten....

Ich übergehe hier alle schon in meinem wiederholt erwähnten Reisewerke erzählten Einzelheiten, welche meine Seereise zwischen Kosaken und Hirsesäcken zur ungesucht abenteuerlichsten Fahrt machten, deren ich mich erinnern kann. Aber sie bot mir auch eine Fülle nachhaltiger Anregungen und erhebender Eindrücke. Mein Zeichenstift wurde nach zehnjähriger Pause wieder zur Hand genommen und, von Gori angefangen, waren schon zu Land und See eine Menge Skizzen entstanden, als es mich nach glücklicher Ankunft in Ardiller trieb, auch die Barkasse, die mich bis dahin geführt, im Bilde festzuhalten. Der Kommandant der Festung glaubte es nicht verantworten zu können, uns wieder ein Fahrzeug mit Mannschaft anzuvertrauen, da die Tscherkessen dort in der letzten Zeit wiederholt versucht hatten, die Blokade zu durchbrechen, und Barkassen wie Kosaken fast täglich zu Rekognoscirungen und Angriffen gebraucht werden mußten.

Ein größeres Segelschiff war, unter Oberst Barachowitsch, kurz vorher in See gegangen, um Jagd auf ein türkisches Fahrzeug zu machen, dem es von Trapezunt aus gelungen war, den Tscherkessen Munition und Proviant zuzuführen und dafür eine ganze Schaar schöner Mädchen, woran in dem

männermordenden Kriege immer Ueberfluß herrschte, einzu= tauschen. Dieser Tauschhandel wurde dergestalt betrieben, daß die Tscherkessen auf leichten, flachen Booten — ganz denen ähnlich, welche Strabo im zweiten Kapitel des elften Buches seiner Geographie anschaulich beschreibt — den türkischen Schiffen entgegenfuhren, weil diese dem Ufer sich gar nicht hätten nähern können.

Die Russen hatten, bei der Unmöglichkeit, die Tscherkessen in ihren Gebirgsschluchten und Schlupfwinkeln zu bekämpfen, Maßregeln getroffen, sie ganz vom Verkehr mit der Außenwelt abzusperren und so durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. Demnach gab es in diesem Theile des Kaukasus keine Schlachten wie im Daghestan, sondern nur Einzelkämpfe, Ueberrumpelungen und Ueberfälle.

Wir mußten über eine Woche hinaus in Ardiller bleiben, um den Kriegsdampfer von Kertsch abzuwarten, welcher uns Erlösung bringen sollte. Meine Freude war groß, als er endlich eintraf. Er führte den Namen Mogutschy (der Mäch= tige) und machte in der That durch seine Größe, die Anzahl seiner Geschütze und Bemannung einen mächtigen Eindruck. Es war ein in England gebautes Schiff und wurde auch von einem Engländer, Kapitän Martin, der schon lange in rus= sischem Dienste stand, befehligt. Außer einem Petersburger Deutschen, Lieutenant von Stoffregen, waren alle übrigen Officiere Russen. Aber die Hauptperson an Bord war der Höchstkommandirende der ganzen Festungslinie vom Schwarzen Meere, General von Budberg, ein Edelmann im höchsten Sinne des Wortes, dabei von gründlicher Bildung, feinen Umgangs= formen und gewinnendem Aeußern.

Ich hatte nun den ganzen Weg, den ich die Küste ent= lang gekommen war, wieder zurückzumachen, aber in sehr an= genehmer und lehrreicher Weise; denn Alles, was ich bis da=

hin, unter Schwierigkeiten aller Art, einzeln und zusammenhangslos gesehen, bot sich mir nun auf das bequemste in großem Ueberblick. Das Kriegsschiff konnte, wegen seines Tiefgangs, nicht so nah an der Küste hinfahren wie die Barkasse zu thun gezwungen war; dafür zeigte es mir aus der Ferne die Herrlichkeit des Hochgebirgs in weithinreichender Uebersicht und wechselvollem Farbenspiele. Aber noch wichtiger als diese Augenweide war mir die Erlaubniß des Generals, ihn bei seiner Besichtigung der Festungen und seinen Zusammenkünften mit Tscherkessenhäuptlingen zu begleiten, welche, durch die in ihren Stämmen herrschende Hungersnoth getrieben, die friedlichsten Gesinnungen in Aussicht stellten, wenn er durch Aufhebung der Blockade ihrer Noth abhelfen wolle. Allein dazu hatte er nicht die Macht, sondern konnte nur versprechen, dem Kaiser darüber zu berichten. Inzwischen ermahnte er die Leute, sich bis zur Entscheidung ruhig zu verhalten, um ihre Lage nicht noch mehr zu verschlimmern.

Bei diesen Zusammenkünften kamen gewöhnlich herzzerreißende Scenen vor. Ganz ohne greifbaren Erfolg wollten die Häuptlinge nie abziehen, und so geschah es, daß sie gefangene Russen auslieferten oder kostbare Waffen boten, um ein paar Säcke Mehl dagegen einzutauschen. Unter den Gefangenen gab es wahre Jammergestalten, aber auch unter den ausgehungerten Tscherkessen selbst, deren fast täglich einige in den Festungen Zuflucht suchten und immer fanden.

Alle diese an den Mündungen von Gebirgsflüssen und Bächen gelegenen Festungen sind aus Trümmern uralter griechischer Ansiedlungen erwachsen, welche zum Theil auf vorgeschichtliche Zeiten zurückführen, so daß die Annahme hervorragender Forscher, wie Kannegießer und Fallmerayer: die ältesten griechischen Städte seien nicht im Peloponnes, nicht in Attika oder Doris, sondern in den Thälern des Kaukasus

zu suchen, viel für sich hat. Als bedeutendste Stadt und berühmtester Handelsplatz aus historischer Zeit wird von Herodot Dioskurias genannt, wo auf den großen Messen so viele Völkerschaften zusammenkamen, daß nach der bescheidensten Annahme (wie wir sie bei Strabo finden), siebzig Dolmetscher für die in seinem Emporium tönenden Sprachen nöthig waren.

Auf Dioskurias (das heutige Suchum-Kalé) folgt Pityus (heute Pitzunda genannt), eine Stadt, die noch zur Zeit des Kaisers Justinian blühte, der dort eine prachtvolle Kirche bauen ließ, welche ich ziemlich gut erhalten fand und in ihrem damaligen Zustande getreu abzeichnete. Seitdem ist sie neu ausgebaut worden.

Wenige Stunden westlich von Pitzunda liegt die Festung Gagra. Dahinter erhebt sich — vom Meere aus gesehen — das Hochgebirge zu gewaltigster Schönheit, weshalb die Sage dahin den Fels des Prometheus verlegt hat, der nackt aus üppigem Grün aufsteigend, zwischen den Schrecken der Gletscherwelt und denen des Meeres steht.

Ich habe diesen Felsen vom Meere aus, mit seinem himmelanstrebenden Hintergrunde zweimal meinem Skizzenbuche mit dem Bleistift einverleibt und bei der Landung auch der Versuchung nicht widerstehen können, den Felsen zu besteigen; denn die tiefsinnige Sage, welche sich schon daran knüpfte, als in der Vorstellung der Griechen der Kaukasus noch die äußerste Grenze der bewohnten Welt bildete, wurde mir während meiner pontischen Küstenfahrt täglich mit schmerzlicher Eindringlichkeit ins Gedächtniß zurückgerufen. Die Felsengestade der Küste dienten damals noch den Lichtbringern und Menschenbeglückern des Zarenreichs als Verbannungsstätte, und diejenigen, welche von den Kugeln der Tscherkessen getroffen wurden, waren weniger zu beklagen als die anderen, unter den Ausdünstungen

der fiebererzeugenden Sümpfe langsam dahin siechenden Opfer. Doch, wie Aeschylos seinen Prometheus sagen läßt:

> Mir ist es qualvoll auch davon zu reden nur,
> Qualvoll zu schweigen; bittres Leid herrscht überall.

Die Nachricht von der Ankunft des kommandirenden Generals verbreitete sich immer wie ein Lauffeuer unter den Bewohnern der Küste. Von allen Seiten kamen, sobald das Schiff Anker warf, Häuptlinge zu Pferde und Haufen Volks zu Fuß angezogen; die einen, um mit dem General zu unterhandeln, die anderen, um das von ihnen „Feuerschiff“ (Atesch-Gjemmi) benannte, wunderbare Fahrzeug zu sehen, welches weder Segel noch Ruder brauchte, um rasch vorwärts zu kommen.

Die große Gefahr, welche der Mogutschi während eines sieben Stunden hindurch wüthenden Sturmes an der trichterförmigen Ostküste zu bestehen hatte, wurde mir von den Officieren erst recht zu Gemüthe geführt, als sie schon glücklich überwunden war.

Von den anderen Erlebnissen der Reise sei hier nur des kühnen Handstreichs Erwähnung gethan, durch welchen der schon früher erwähnte Oberst Barachowitsch sich eines türkischen Schiffs bemächtigte, welches sechzig Tscherkessinnen an Bord führte. Merkwürdiger Weise leisteten die Türken weniger hartnäckigen Widerstand als die Tscherkessinnen, die lieber im Meer umkommen, als sich gefangen geben wollten. Doch gelang es nur wenigen, ihren Tod in den Wellen zu finden. Die anderen wurden in den Festungen Noworossisk und Gelendshik untergebracht, wo ich im Gefolge des Generals von Budberg Gelegenheit hatte, sie mir genau zu betrachten und zwei der schönsten in flüchtigen Umrissen zu zeichnen. Nachdem wir dann noch die Festungen Kabardinskoje und Anapa (den alten

türkischen Sklavenmarkt) besucht, ging es dem Ziel unserer Fahrt, der taurischen Halbinsel, entgegen.

Es war zu Ende des Maimondes, an einem schönen, sonnigen Tage, als unser Dampfer in die das Schwarze mit dem Asowschen Meere verbindende Straße von Jenikalé einlief und im Hafen von Kertsch, dem alten Pantikapäum, vor Anker legte. An meinen kurzen Aufenthalt in dieser ganz modern und luftig gebauten, bloß durch die ausgegrabenen Denkmäler an ihr hohes Alterthum erinnernden Stadt, knüpfen sich — Dank der gastfreundlichen Liebenswürdigkeit des vortrefflichen Generals von Budberg, des ehrwürdigen Admirals von Berg und des Gouverneurs, Fürsten Cherchwulidsew — nur liebe und freundliche Erinnerungen.

Ich fühlte mich wieder in Europa. Meinen asiatischen Diener hatte ich schon bei der Rückkehr nach der Küste von Kolchis entlassen, da er mir auf dem Kriegsdampfer entbehrlich war. Auch hing er zu sehr an seinem Heimathlande, um sich ganz davon trennen zu können. Mir hatte er sich auf meinen Fahrten zu Land und zu Wasser als treuer Hüter meiner Sachen und anhänglicher Gefährte erwiesen; doch fühlte er sich zu Lande sicherer auf den Füßen als zu Wasser, und der Sturm, der unser Schiff an der Küste von Kolchis wie eine Nußschale umhergeschleudert, hatte den seekranken Mann dergestalt mitgenommen, daß er nach keiner zweiten Seefahrt Verlangen fühlte.



XII.

Von Kertsch über Odessa nach Konstantinopel.



Kertsch bezeichnete für mich den Abschluß des ersten und wichtigsten Theils meiner Heimreise. Bis dahin war es meine Aufgabe gewesen, überall, wohin ich kam, Land und Leute mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln genau zu erforschen, um nicht nur für mich selbst eine annähernd klare Vorstellung davon zu gewinnen, sondern auch anderen ein nach Maßgabe meiner Fähigkeit anschauliches Bild davon geben zu können. Aber um das Bild in einen Rahmen zu fassen, beschränkte ich meine Aufgabe auf das Gebiet der Völker des Kaukasus, wobei diejenigen in den Vordergrund traten, welche historisch nachweisbar schon seit Jahrtausenden dieselben Wohnplätze inne gehabt und im wesentlichen dieselbe Lebensweise und gesellschaftliche Gliederung bewahrt haben, welche ich bei meinem Verweilen unter ihnen gefunden.

Dies erschien mir um so merkwürdiger, als sogar nahe bei einander wohnende Völker desselben Stammes, oder derselben Race, altherkömmliche, auffallende Unterschiede in Tracht und Wohnung erkennen ließen. Tiflis, die Hauptstadt der Georgier oder Grusiner, bietet mit seinen Saklis, den schon oft geschilderten kellerartigen Stein- oder Erdhütten mit flachen

Dächern, einen ganz andern Anblick als Kutais, die Hauptstadt der alten Kolchier, heute Imerethier genannt, die in Häusern mit hohen Dächern wohnen, den unseren ähnlich. Dagegen tragen die Imerethier als Kopfbedeckung ganz flache Mützen, oder richtiger ein Stück grobes, fast kreisrundes braunes Tuch (Kudi), welches durch Bänder unter dem Kinn festgehalten wird, während die Georgier schwarze Lammfellmützen von der Höhe unserer Cylinderhüte haben.

Schon Strabo hebt (im 3. Kapitel des 11. Buchs seiner Geographie) die Eigenart der iberischen (kolchischen) Städte hervor, indem er bemerkt: „daß es daselbst sogar Ziegeldächer, nach den Regeln der Baukunst eingerichtete Häuser, Marktplätze und öffentliche Gebäude giebt.“

Die Verschiedenheit der Kopfbedeckung richtet sich merkwürdiger Weise nach dem verschiedenen Laufe der Ströme. Der Phasis auf seinem Laufe zum Schwarzen Meere durchfließt die Länder, wo die flache, — der Kur (Kyris) auf seinem Laufe zum Kaspischen Meere die Länder, wo die hohe Kopfbedeckung vorherrscht.

Imerethier und Georgier sind gleichen Ursprungs, vom Stamme Kartli, sprechen dieselbe Sprache, haben seit dem siebenten Jahrhundert vorchristlicher Zeitrechnung, wo die Scythen (Chasaren) ihr Gebiet überschwemmten, dasselbe oft wechselnde Joch fremder Eroberer zu ertragen gehabt und sich doch, unter gleichen klimatischen Verhältnissen, verschiedenartig entwickelt. Dasselbe gilt von den zahlreichen kleineren Stämmen des Kaukasus, der eine bunte Musterkarte von Völkerresten aufweist, die sich in uralter Eigenart dort erhalten haben. Aber man findet bei ihnen allen etwas Gemeinsames in ihren Sagen, in welchen Alexander der Große eine Rolle spielt, der kaum diejenige der großen Königin Thamar gleichkommt, unter deren Regierung in der zweiten Hälfte des zwölften

Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Georgien den Höhepunkt seiner Macht erreichte und auf kurze Zeit das angesehenste Reich im westlichen Asien bildete. Bei den christlichen Völkern steht Thamar, als Erbauerin vieler Kirchen des Landes, im Vordergrunde, bei den anderen Alexander der Große. Außerdem drehen sich die Sagen, auf den fernen Osten zurückweisend, hauptsächlich um den Wundervogel Simurg und die damit verbundene Geisterwelt auf dem Elborus.

Zwischen die christlichen Völker des Kaukasus haben sich nun seit Dshingis-Chans Verheerungszuge die Tataren und später in geringerer Zahl die Perser eingeschoben, ebenfalls ihre Eigenart zäh bewahrend, so daß der Rahmen des kaukasischen Gebiets ein Mosaikbild von Völkerschaften umschließt, dessen Betrachtung immer in das Dunkel einer fernen Vergangenheit zurückführt.

Auch die Länder, durch welche meine Heimreise nach Deutschland mich führen sollte, haben Trümmer und zum Theil wohlerhaltene Denkmäler aus ferner Vergangenheit aufzuweisen, die aber, im Gegensatz zu denen im Kaukasus, ganz vereinzelt dastehen, ohne lebendigen Zusammenhang mit der Gegenwart, etwa wie bei uns die Hünengräber, Pfahlbauten und Reste römischer Bauwerke.

So machte Kertsch auf mich beim ersten Anblick ganz den Eindruck einer modernen Stadt, in welcher nichts an das alte, 600 Jahre v. Chr. erbaute Panticapäum erinnerte. Dagegen erschloß sich mir in dem hochgelegenen Museum von Kertsch eine Welt von Alterthümern, welche man bei den, in den dreißiger Jahren begonnenen Ausgrabungen der pontischen Königsgräber, und besonders in dem Mithridateshügel, gefunden: herrliche marmorne Statuen, Basreliefs, Sarkophagen, etrurische Vasen, goldene Ketten, Ringe, kostbare Gefäße aller Art und tausende von Münzen. Da führten die Gebilde

griechischer und römischer Kunst bis in die Glanzperiode des alten bosporanischen Reichs zurück, dessen Herrscher sich alle umliegenden Länder tributpflichtig machten.

Auch in der Umgebung der Stadt erinnern zahlreiche Trümmer an die hellenische und römische Vorzeit, sowie an die Blüthezeit der Venezianer und Genueser im Mittelalter und an die darauf folgende Herrschaft der Tataren. In der Festung am Hafen fand ich noch eine aus der Zeit der Genueser stammende alte Kathedrale. Die Säulentrümmer in der Nähe der Stadt wurden mir als noch von dem Palast des Mithridates herrührend bezeichnet...

Mein Freund Seymour hatte mir einen Brief an den englischen Konsul, Mr. Cattley, mitgegeben, der viel dazu beitrug, meinen Aufenthalt in Kertsch angenehm zu machen. Er hatte prächtige Reitpferde im Stalle und holte mich jeden Morgen zu einem Spazierritt in die reizvolle Umgegend ab. Ich lernte bei ihm auch den Württembergschen Konsul Bellini aus Odessa kennen, den seine Geschäfte nach Kertsch geführt hatten, wo er mit mir in demselben Gasthofe wohnte; desgleichen einen talentvollen jungen russischen Maler Dorogow, einen Schüler des damals schon berühmten Aiwasowsky, der durch seine Seebilder aus der Krim auch bei uns viele Bewunderer gefunden hat. Konsul Bellini, ein sehr liebenswürdiger, aber, wie mir schien, auch sehr verwöhnter Herr in schon vorgerückten Jahren, fühlte sich in dem Gasthofe höchst unbehaglich, da er, weil kein Glockenzug vorhanden, immer selbst die Treppe hinunter laufen mußte, wenn er etwas haben wollte, sei es auch nur Wasser zum Waschen oder zum Trinken. Dazu kam ihm Alles unsauber vor, vom Hausflur angefangen bis in sein Zimmer hinein. Und doch war ihm der Gasthof als der beste in Kertsch empfohlen.

Ich mußte herzlich lachen über seine Klagen und brachte

ihn selbst zum Lachen durch meine begründete Erklärung, daß dies der beste russische Gasthof sei, den ich bis dahin im ganzen Zarenreiche gefunden. Bellini hatte auch schon in schlechteren übernachten müssen, aber in einer Hafenstadt wie Kertsch doch einen besseren erwartet, und warum dieser gerade der beste sein sollte, leuchtete ihm erst nach einer langen Erörterung ein, deren Hauptpunkte ich hier kurz anführe, als charakteristisch für die damaligen Zustände. Russen aus der höheren Gesellschaft reisten nie ohne Dienerschaft, die im Gasthofe Alles ebenso für sie besorgen mußte wie zu Hause. Sie führten ihr eigenes Tisch- und Bettzeug mit sich und verlangten nichts als ausreichende Räume und Möbel. Da waren also Glockenzüge und Kellner überflüssig. Der gewöhnliche Russe hingegen, auch der reichste Kaufmann, hatte überhaupt keine Bedürfnisse, welche einen Glockenzug nöthig machten. Er verlangte kein frisches Wasser, da es ihm nie einfiel sich zu waschen; ein Dampfbad mußte für die ganze Woche ausreichen. Er brauchte zu seiner Bequemlichkeit nur einen Divan, oder was schon als Luxus galt — ein Bett für die Nachtruhe; denn am Tage führten ihn seine Geschäfte in der Stadt umher, wo Thee-, Schnaps- und Speisestuben überall zu finden waren. Ein Russe dieses Schlages würde sich in einem reinlichen Gastzimmer ebenso unbehaglich gefühlt haben wie wir in einem von Schmutz strotzenden. Einigermaßen gebildete und bemittelte fremde Reisende kehrten in russischen Gasthöfen nur ein, wenn keine anderen zu finden waren, wie damals in Kertsch, wo, wegen des häufigeren Fremdenverkehrs, schon ein höherer Aufschwung in den Zimmereinrichtungen begonnen hatte. Wenn gründliche Reinlichkeit und Glockenzüge zu wünschen übrig blieben, so konnte ich doch mit Recht unsern Gasthof in Kertsch den besten nennen, den ich in Rußland gefunden.

Bellini reiste zu Lande nach Odessa zurück, da ihm die letzte Meerfahrt wegen seiner Neigung zur Seekrankheit übel bekommen war. Ich zog es vor, mit Dorogow, der mir Manches an meinen rasch hingeworfenen Zeichnungen zurechtrückte und mich zu neuen Versuchen ermuthigte, die Küstenfahrt zu machen, welche an den merkwürdigsten Städten des taurischen Chersones vorüberführt und eine Fülle überraschend schöner Landschaftsbilder bietet. Das herrlichste Wetter begünstigte unsere Fahrt auf dem „Nordstern“ (Poljarnaja Swésda), einem russischen Dampfer von trefflicher Einrichtung und Führung. An jedem Orte, wo Passagiere aus- oder einstiegen, wurde angehalten und Zeit zur Umschau gelassen. Dazu fanden wir in der Kajüte die angenehmste Reisegesellschaft an den russischen Staatsräthen von Hahn und Ssemenow und deren sehr gebildeten und wißbegierigen Gattinnen. In klassischen Erinnerungen erwies sich Ssemenow am stärksten, der in seiner Jugend mit Vorliebe philologische Studien getrieben und noch alle Stellen aus Homer, Aeschylus und Sophokles im Gedächtniß hatte, die sich auf den taurischen Chersones bezogen. Zuerst tauchte Theodosia vor uns auf, die einst so prachtvolle milesische Stadt, die im Mittelalter durch die Genueser zu neuer Blüthe gebracht wurde, dann unter die Herrschaft der Tataren kam und damals über 100000 Einwohner zählte. Als ich die Stadt besuchte, wurde die Einwohnerzahl nur auf 7000 geschätzt, vorwiegend aus Griechen bestehend, für deren wirkliche Abstammung von den alten Hellenen die sprichwörtlich gewordene Schönheit ihrer Frauen als bestes Zeugniß galt. Die Tataren, welche einst hier die Herrschaft führten, hatten sich in eine Vorstadt zurückziehen müssen, wo sie in elenden Erdhütten wohnten. Die Stadt ist reich an Ruinen aus alter Zeit, aber die Italiener haben ihr am dauerndsten ihr Gepräge aufgedrückt. Daß es

unter der handeltreibenden Bevölkerung auch an Armeniern und Juden nicht fehlte, versteht sich von selbst.

In der Nähe von Theodosia (Kaffa) befanden sich drei blühende deutsche Kolonien: Rosenthal, Friedenthal und Neusalz, mit etwa 1000 Ansiedlern.

Der nächste Platz, wo wir anhielten, war Jalta, ein schmuckes Städtchen, dessen weiße Häuser zwischen dunklem Grün uns schon von fern entgegenschimmerten. Dorogow und ich nahmen in Jalta Tatarenpferde und einen Führer, um nach Alupka hinaufzureiten, wo der prachtvolle Palast des Grafen (späteren Fürsten) Woronzow uns lockte, ihn näher ins Auge zu fassen. Er erhebt sich am Ende eines Bergthales, das sich bis zum Gestade des Schwarzen Meeres erstreckt und, dicht beschattet von Bäumen und Reben, zugleich einem wunderschönen Flusse als Bett dient.

Der Palast bietet, seiner Lage und dem Geschmack seines Besitzers gemäß, eine harmonische Vereinigung normännischer und orientalischer Bauformen. Graf Woronzow war in England geboren und aufgewachsen und später im Orient heimisch geworden: Beides sollte in seinem Landsitze zu monumentalem Ausdruck kommen. So hat dem englischen Architekten Blore der berühmte George-Thurm am Windsor-Schlosse als Vorbild gedient, bei Erbauung des Haupteingangs und Thurmes; desgleichen erinnert die ganze Front an englische Landschlösser; alles Uebrige trägt äußerlich orientalisches Gepräge, während das Innere durchweg auf England zurückweist.

Ich schweige von den übrigen Schlössern, Villen und Cottages, an denen die Südküste der Krim so reich ist; der Palast von Alupka überragte sie alle. Und statt mich in Schilderungen der herrlichen, oft großartigen Landschaftsbilder zu ergehen, welche die taurische Alpenkette mit ihren Vorbergen, Felsengebilden und prächtigem Baumschmuck bietet,

führe ich lieber die Schlußverse einer in der Krim entstandenen Dichtung Puschkins an, in welcher er Alles zusammenfaßt, was ihm beim Scheiden von der taurischen Küste das Herz bewegte.

O schönheitreiches Wunderland!
Wo Alles lebt und glüht und schwillt,
Der Freude und des Segens Bild.
Das Wellgeräusch am kühlen Strand,
Die Hügelreih'n, die dunklen Wälder,
Der Strom, die reichen Saatenfelder,
Die Reben, wie Saphire prächtig
Die Thäler schmückend in der Runde —
Das Alles lockt den Wandrer mächtig,
Wenn er in stiller Morgenstunde
Den steilen, hohen Bergpfad reitet,
Und unten, wo das Meer sich breitet,
Die Wasser glänzend grün sich bäumen,
Und mit gewaltigem Wogenschlag
Den nackten Felsenfuß umschäumen
Des Vorgebirges Aju-Dagh.

Puschkin lebte bekanntlich, zur Strafe für seine in jungen Jahren geschriebenen revolutionären Gedichte, längere Zeit in milder Verbannung auf der taurischen Halbinsel, wo seine beiden erzählenden Dichtungen: „Die Zigeuner“ und „Der Springbrunn von Bachtschi-Ssarai“ entstanden. Diesem sind die oben angeführten Verse entnommen. Bachtschi-Ssarai (zu Deutsch „Die Gartenstadt“) war noch im vorigen Jahrhundert die Residenz der Krimschen Chane und hat ihren tatarischen Charakter in voller Reinheit bewahrt. Eine eingehende Schilderung des alten Palastes der Chane, der mit Recht die taurische Alhambra genannt wird, ist in meiner Uebersetzung der Puschkinschen Werke enthalten. Hier sei nur bemerkt, daß Bachtschi-Ssarai, mit etwa 10,000 tatarischen Einwohnern, welche ganz nach altherkömmlicher Weise leben,

durch seine Lage, Geschichte und Eigenart zu den merkwürdigsten Städten Europas gehört.

Besonders erwähnenswerth unter den vielen alten Völkerresten, welche in der Krim hängen geblieben, sind die Karaïm oder Karaïten, wie sie gewöhnlich genannt werden; sie nehmen im Judenthum dieselbe Stellung ein, wie die Protestanten im Christenthum, oder die Schiiten im Islam, das heißt, sie erkennen nur das mosaische Gesetz als Richtschnur ihres Glaubens und Wandels an und verwerfen alle aus dem Talmud und den kanonischen Büchern stammenden Satzungen und Vorschriften. Wegen ihres strengsittlichen Wandels und ihrer allzeit bewährten Zuverlässigkeit und Redlichkeit stehen sie allgemein in hoher Achtung, was sich den übrigen Juden in Rußland nicht nachrühmen läßt, von welchen die Karaim in strenger Absonderung leben. Ihre Gesammtzahl wird auf sechstausend geschätzt, wovon viertausend in der Krim ansässig sind, und zwar der Mehrzahl nach in einer kleinen Stadt, welche ihnen ausschließlich angehört, auch nie Andersgläubige verlockt hat, ihnen dorthin zu folgen, also die einzige reine Judenstadt in der Welt bildet. Sie heißt Tschiufut-Kalé, die Judenfestung, und liegt auf der Kuppe eines kahlen Felsens, wo kein Baum, kein Strauch und keine Blume wächst, auch keine Quelle springt, so daß alles Wasser, wie die sonstigen Lebensbedürfnisse, auf Eseln und Mauleseln aus dem Thale heraufgeschafft werden muß. Trotzdem führen die Karaïm in ihrer Abgeschlossenheit ein zufriedenes Leben und erfreuen sich in brüderlichem Zusammenhalten, bei Fleiß und Mäßigkeit eines behaglichen Wohlstandes. In der Krim vergleicht man sie mit den Herrenhutern und Menoniten. Die Tatarenstadt Bachtschi-Ssarai und die Judenstadt Tschiufut-Kalé liegen nicht weit von einander.

In Jalta verließ uns der liebenswürdige Dorogow, um

weitere Ausflüge ins Innere des Landes zu machen, da die Hauptreize der Küste hier zu Ende gingen. Der Nordstern warf erst wieder auf der Rhede von Sewastopol Anker, an Balaklawa, dem von Homer sehr anschaulich geschilderten alten Hafen der Lästrygonen vorbeifahrend. Balaklawa, ein reizend gelegenes, von Griechen bewohntes Städtchen, hatte damals, seit den Zeiten der Genueser, welche dort ein hochragendes Fort anlegten, keine andere Bedeutung als den Schmuggler-Barken durch seinen felsenumstarrten, viele Verstecke bietenden Hafen als Zufluchtsort zu dienen; erst durch den Krimkrieg kam es als Hauptquartier der verbündeten Westmächte wieder zu einiger Berühmtheit.

Zwischen Balaklawa und Sewastopol streckt sich eine Landzunge hoch und weit ins Meer hinein, Kap Chersones, von den Griechen Parthenion genannt. Dort blühte einst eine mächtige griechische Kolonie; die Reste des Mauerwerks ziehen sich bis an die Thore von Sewastopol hin. Auf dem Vorgebirge Parthenion ist der Schauplatz, wo der Tempel der Diana gestanden und Orestes mit seiner Schwester Iphigenia zusammentraf und diese sammt der Bildsäule der Göttin entführte...

Sewastopol liegt auf einem Hügel, der sich zwischen drei Buchten hinzieht; der breite Meerbusen reicht über eine Meile weit ins Land hinein. Zur Zeit, da ich die gewaltigen Festungswerke Sewastopols sah, galten sie für uneinnehmbar und Niemand dachte daran, daß sie überhaupt je ernstlich bedroht werden könnten. Das ist auch vom Meere aus nicht geschehen, da die Russen ihre eigene Flotte im Hafen versenkten, um die feindliche Flotte abzusperren. Die Stadt auch auf der Landseite zu befestigen, war ihnen nicht eingefallen. Um dies einigermaßen begreiflich zu machen, genügt es, einen Rückblick auf die Entstehung der schon im vorigen Jahrhundert

unter Katharina II. gegründeten Festung zu werfen und die Zwecke, welche dabei verfolgt wurden. Die Großartigkeit des Entwurfs bestand darin, daß Sewastopol als Operationsmittelpunkt für Rußland völlig nutzlos war und dem Feinde durchaus kein Anstoß zu sein schien. Denn Rußlands Emporium war Odessa. Hier liefen alle seine gegen Süden führenden Kommunikationslinien zusammen, so daß die Werke von Sewastopol nur aufgeführt wurden, um Odessa zu maskiren. Rußland wollte ein Scheinarsenal haben, um den wirklichen Mittelpunkt seiner Kommunikationen zu verdecken, und es sollte dies zugleich der einzige unbezwingbare Punkt seiner ausgedehnten und verwundbaren Grenzen sein; es wollte die Nationen Europas daran gewöhnen, dies als seinen verwundbaren, und zwar einzig verwundbaren Punkt zu betrachten, um sie dann an denselben wie an ein gezogenes Schwert heranziehen zu können. Sie dachten nur an einen Angriff vom Meere aus: nach der Landseite zu stand die Stadt offen, so daß sie gleich beim ersten Anlauf hätte genommen werden können, wenn dem Feinde von dieser großen Lücke der Befestigung eine Ahnung aufgegangen wäre. Daß indeß kein Mensch im Generalstabe der verbündeten Mächte davon wußte, ist eine erstaunliche Thatsache, welche beweist, mit welchem unbegreiflichen Leichtsinn der Krieg begonnen wurde. Hätten die an der Alma siegreichen Truppen den geschlagenen Fürsten Menschikow auf seinem Rückzuge nach Sewastopol verfolgt, so wäre dem Kriege bald ein Ende geworden. Statt dessen umgingen sie die Festung in einem großen östlichen Bogen und setzten sich in Balaklawa fest. Dadurch gewann der geniale Totleben Zeit, Vertheidigungswerke anzulegen, welche es den Russen ermöglichten, die Festung noch elf Monate lang zu behaupten, mit deren durch ungeheure Menschenopfer bewirkten Erstürmung dann der unsinnige Krieg ein Ende nahm,

der nur dazu dienen sollte, Louis Napoleon auf seinem Thron zu befestigen und französische Ruhmsucht mit Leichen zu füttern. England gewann nichts dabei, daß es mitgeholfen, die erst während der Belagerung widerstandsfähig gemachte Festung Sewastopol zu zerstören. Den Russen erwuchs aus ihrer Niederlage wenigstens der Vortheil, endlich die Nützlichkeit der Eisenbahnen einzusehen, die bis dahin im Innern des Landes gefehlt hatten, und sich überhaupt mit ihren inneren Angelegenheiten mehr zu beschäftigen als gewöhnlich.

* * *

Von Sewastopol (Sebastopolis: Stadt der Herrschaft) führte uns der Nordstern nach Eupatoria, welches auch im Krimkriege eine traurige Berühmtheit erlangt hat durch den Sieg, den Omer Pascha über den russischen General Chrulew erfocht. Bei Eupatoria sammelten sich zuerst die von Varna übergeschifften Heere der Verbündeten...

Von Sewastopol bis Odessa finde ich in meinem Tagebuche nichts Bemerkenswerthes verzeichnet, als daß ich noch nie vorher eine so ruhig angenehme Fahrt gemacht, ohne jede Störung von Wetter und Menschen. Der blaue Himmel spiegelte sich so hell im weithinschimmernden, nur an der Küste hoch aufbrausenden Meere wieder, daß es hier gar nicht das Schwarze genannt zu werden verdiente. Die Seefahrt bekam mir vortrefflich und am fünften Tage nach dem Abschiede von Kertsch traf ich glücklich in Odessa ein, wo ich mit meinen Reisegefährten in dem mir von Bellini empfohlenen Hotel de Paris abstieg und gleich bei meinem Eintritt merkte, daß es dort an Glockenzügen nicht fehlte.

Odessa macht, vom Meere aus gesehen, weder einen freundlichen noch großartigen Eindruck, da es bei trockenem Wetter fortwährend in eine Staubwolke gehüllt ist, aus welcher nur

die Thurmspitze der Hauptkathedrale und die Kuppeln der Marienkirche hervorragen. Dieser Staub läßt keine kräftige Vegetation aufkommen; man sieht nur verkrüppelte Bäume und Büsche, und an frischem Grün fehlt es gänzlich. Ob diesem Uebelstande seitdem abgeholfen ist, weiß ich nicht. Im übrigen trägt die Stadt überall das Gepräge blühenden Gedeihens; sie ist reich an Palästen, stattlichen Regierungs- und Schulgebäuden, mächtigen Waarenniederlagen, Getreidemagazinen und schönen, meist in italienischem Stil erbauten Häusern. Ihre Hauptzierde bildet der am hohen Ufer des Meeres in beträchtlicher Länge hinlaufende Boulevard, der mit drei Akazienalleen bepflanzt ist, welche dem Staub etwas weniger ausgesetzt sind als die anderen Bäume der Stadt. Hier bietet sich auf der einen Seite eine freie Aussicht auf das Meer und das großartige Leben in den Häfen, während die andere Seite den Blick auf eine lange Reihe prächtiger Paläste lenkt. Der Großhandel mit dem Auslande, besonders der Export von Weizen, Talg und Wolle befindet sich fast ausschließlich in den Händen von Griechen, Italienern und Deutschen, während der russische Kaufmann mehr den Zwischen- und Binnenhandel betreibt. Eine große Rolle spielen in Odessa auch die Juden, deren Zahl mir auf zehntausend angegeben wurde; auch an Franzosen, Engländern, Türken, Persern, Tataren, Polen, Serben u. s. w. fehlt es nicht, so daß man in dem bunten Gewimmel auf den staubigen Straßen meist mehr fremde Sprachen als russisch reden hört. Gerühmt wurden mir die vielen Unterrichtsanstalten der Stadt, welche auch eine ansehnliche öffentliche Bibliothek besitzt. Geklagt wurde über die Schwierigkeit, trinkbares Wasser zu beschaffen.

Ich hatte schon mehr Staub in Odessa geschluckt, als ich vertragen konnte, als Bellini von seiner Reise zurückkehrte und mich in sein sehr elegantes Haus entführte, wo ich noch

ein paar Tage sein Gast sein mußte, die sehr gemüthlich vergingen. Dann brachte er mich auf den Dampfer, der mich nach Konstantinopel führen sollte, und ich war froh, daß ich wieder reine Seeluft athmen konnte. Die Fahrt verlief, bei fortwährend heiterem Himmel, ebenso glücklich wie die frühere und am 16 Juni, kurz nach Tagesanbruch, that sich die Herrlichkeit des Bosporus vor mir auf. Ich habe diese schönste Wasserstraße der Welt in den folgenden Monaten noch oft durchfahren, aber in der zaubervollen Beleuchtung, wie sie sich mir zuerst erschloß, habe ich sie nie wieder gesehen. Die ersten Strahlen der Morgensonne fielen auf die hochragenden alten genuesischen Kastelle und Leuchtthürme zu beiden Seiten, als das Schiff sich langsam der Einfahrt näherte und, nachdem diese glücklich bewerkstelligt war, vorsichtig seine Bahn weiterzog, um jeden Zusammenstoß zu vermeiden, da schon viele kleine und mancherlei große Fahrzeuge auf dem Bosporus schaukelten. Nun ging es vorbei an Schloß Rumeli Kawaghi, dann an Bujukdere, der Sommerresidenz verschiedener Gesandtschaften, wo die Meerenge ihre größte Breite — von nahezu zweitausend Meter — erreicht; dann an Therapia, dem Landsitze der Gesandten von England und Frankreich; dann, etwa in der Mitte des vier Meilen langen Wasserwegs, an zwei festungsartigen Schlössern: Rumeli Hissar auf der europäischen, und Anadoli Hissar auf der asiatischen Seite. Weiterhin folgten die prachtvollen Lustschlösser des Sultans: Tschiragan Serai, Beschiktasch und Dolmabagtsche, der zahllosen zwischen Grün versteckten Villen von Privatleuten und schimmernden Paläste der Großen nicht zu gedenken. Den Hauptreiz bieten aber die bald in schönen Linien geschwungenen, bald in schroffen Felsgebilden bis zu vierhundertundfünfzig Meter aufsteigenden Höhenzüge der Ufer selbst mit ihren von Cypressenhainen, uralten Platanen und hochragenden Lorbeerbäumen umschatteten

Einbuchtungen. Das Auge sieht sich nicht satt an dieser ununterbrochenen Reihe von Schlössern, Kiosks, Dörfern, Gärten, Palästen und Ruinen, Alles von üppiger Vegetation umwuchert. So geht's fort bis zum Marmarameere, wo für den vom Schwarzen Meere Kommenden Konstantinopel mit Pera zur Rechten und Skutari (Chrysopolis) zur Linken sich ausdehnt. Ein Blick auf den Mastenwald im Goldenen Horn, dem herrlichen Hafen, wo fortwährend Schiffe aus- und einlaufen, läßt die hohe Stellung erkennen, welche Stambul (zu Deutsch: „Die Wohlbeschützte"), wie die Türken ihre Hauptstadt nennen, im Weltverkehr einnimmt.

So lange man die wundervoll gelegene Stadt, bei günstiger Beleuchtung, vom Wasser aus betrachtet, zeigt sie lauter Pracht und Herrlichkeit und man fühlt sich, in ihrem Anschauen verloren, wie von märchenhaftem Zauber befangen; tritt man aber hinein, um sie prüfend zu durchwandern, so verschwindet der Zauber bald in den krummen, schmutzigen Gassen, und die an das Marmarameer und den Bosporus vorgeschobenen Paläste mit blühendem Zubehör erscheinen dann wie glänzende Koulissen, hinter denen es bunt hergeht. Selbst in der alten genuesischen Vorstadt Galata, die dem Serail ziemlich gegenüber am Hafen liegt, fand ich bei schönstem Wetter die Straßen abschreckend schmutzig, was ich in diesem Hauptstapelplatz des Handels und Sitz der europäischen Kaufleute am wenigsten erwartet hätte. Etwas sauberer sah es in der hochgelegenen Vorstadt Pera aus, wo die europäischen Gesandten ihre Paläste haben und auch viele stattliche Häuser reicher griechischer und armenischer Kaufleute, desgleichen eine Menge eleganter Gasthöfe, Magazine, Restaurants in die Augen fielen. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind in dem eigentlichen, von einer alten Mauer umschlossenen Konstantinopel zu suchen, welches sich auf einer am südwestlichen Ausgange des Bosporus

befindlichen, dreieckigen Landzunge ausdehnt, die durch das Goldene Horn, den fast eine Meile weit ins Land hineinreichenden Hafen, und das Marmarameer umfluthet wird. In dieser eigentlichen Hauptstadt, wo nur Türken, Armenier und Griechen wohnten, trägt Alles orientalisches Gepräge, sowohl die elenden Holz- und Lehmhäuser des Volks wie das alte und das neue Serail des Sultans, das labyrinthische Schloß der sieben Thürme und die vielen prachtvollen Moscheen, unter welchen die ehemalige Sophienkirche den ersten Rang behauptet. Der terrassenförmige Aufbau der, mit den genannten Vorstädten, über sieben Hügel sich ausdehnenden Stadt läßt sie, vom Goldenen Horn aus gesehen, mit ihren dunklen Cypressenhainen, schimmernden Palästen, Moscheenkuppeln, Minarets und Thürmen in wundersamer Herrlichkeit erscheinen. Aus den Zeiten, die der Türkenherrschaft vorhergingen, haben sich noch erhalten die beiden Obelisken des alten Hippodroms, die Säulen des Konstantin, Theodosius und Marcian; die zwei von den Kaisern Valens und Justinian erbauten Wasserleitungen und große Cisternen mit Hunderten von Granit- und Marmorsäulen.

Doch ich will hier keine Schilderung aller Merkwürdigkeiten von Konstantinopel geben, sondern nur kurz andeuten, was mir zunächst in die Augen fiel und mich zu Betrachtungen anregte, die sich bei eingehendem Studium der Geschichte von Byzanz immer mehr vertieften.

Diese Betrachtungen stimmen durchaus nicht zu dem herrschend gewordenen Satze, daß die höhere Race immer die niedriger entwickelte verdrängt.

Oder will man behaupten, daß die seldschukischen Türken, die 1453 dem oströmischen Kaiserreich ein Ende machten, einer höheren Race angehörten als die von ihnen unterjochten Griechen und Römer?

Waren die Mongolen, welche 1258 die Kaliphenstadt Bagdad erstürmten und den letzten Kaliphen, Motasem, in eine Kuhhaut genäht, durch die Gassen schleiften, eine höhere Menschenrasse als die Araber?

Ich will nicht weiter in die Geschichte zurückgreifen, welche überall lehrt, daß gerade die edelsten und begabtesten Völker, wenn sie den höchsten Grad der ihnen eigenartigen Kultur erreicht hatten, am leichtesten dem Ansturm barbarischer Horden erlagen.

Wir waren auch einmal Barbaren, aber schon damals hat uns Tacitus nachgerühmt, daß gute Sitten bei uns mehr gelten als anderswo gute Gesetze. Ein so schönes Zeugniß hat die Geschichte den Barbarenvölkern, welche das oströmische Reich verwüsteten und die Sophienkirche in eine Moschee verwandelten, nicht ausgestellt, allein ehrliche Geschichtsschreiber haben auch den Griechen jener Zeit kein gutes Sittenzeugniß ausstellen können. Denn obwohl Konstantinopel zum Horte und Ausgangspunkte des griechischen Christenthums und des römischen Rechts wurde und das eine im allmächtigen Rußland, das andere in der ganzen klassisch geschulten Welt zur Herrschaft brachte, so ist es doch selbst an seinem unchristlichen Wandel und seinen völlig rechtlosen Zuständen zu Grunde gegangen.

Von der römischen Kirche sagt unser berühmter Staatsrechtslehrer Bluntschli: „Die romanischen Völker sind vorzugsweise die Träger der römischen Rechts- und Staatsanschauung geblieben. Zuerst sollte aber selbst das Christenthum im Katholicismus seine äußere staatliche und juridische Gestaltung und einen angemessenen Herrschaftskreis erhalten, wonach sich diese Kirche als die Verwalterin eines durch Christi Blut und der Heiligen Verdienste erworbenen Schatzes betrachtete, als eines Vermögens, von dem sie bei Gegenleistungen von Hand-

lungen oder (nach der aestimatio pecuniaria) von Geld, den Schuldigen ablassen zu können glaubte. Diese Herrschafts-, Gesetzes- und Rechtsreligion führte zur tiefsten Entsittlichung in Haupt und Gliedern, und die Rettung kam abermals durch den germanischen Geist, der die Religion wieder zu einer Sache des ganzen Gemüths, zu einem Zeugnisse des innersten persönlichen Lebens machte."

Die Reformation hat auch auf die katholische Kirche vielfach läuternd eingewirkt, sie aber in ihren Grundfesten nicht erschüttert.

Von der griechischen Kirche sagt Fallmerayer in seiner Geschichte des Christenthums von Trapezunt: „Griechenland wurde durch sie ein weites Mönchskloster, dessen Bewohner die Natur des Freundes und des Kriegers, des Bürgers und des Menschen ausziehen mußten, um nach der ihnen auferlegten Weise gerecht zu sein. Hierin liegt das Geheimniß der Siege des Halbmondes über die morgenländische Christenheit. So sehr hatten sich im Laufe der Zeit die Dinge verändert, daß die Enkel eben jener Männer, die einst bei Platäa und Salamis gleichsam für die Freiheit des menschlichen Geschlechts gestritten haben, sich durch Berührung der Waffen zu verunreinigen glaubten, und kirchliche Lizenzen begehren mußten, um das Vaterland gegen Barbaren vertheidigen zu dürfen."

Die tiefgehende Spaltung zwischen den beiden Kirchen ist dogmatisch auf die nun schon anderthalb Jahrtausend alte Streitfrage zurückzuführen, ob der heilige Geist vom Vater allein oder vom Vater und Sohn zusammen ausgehe. Die griechische Kirche will von dem doppelten Ausgang des heiligen Geistes nichts wissen, an welchem die römische festhält, und so ist die Glaubensfrage zu einer Machtfrage geworden, die zum Vortheil derjenigen Macht gelöst

werden wird, welche über die meisten Kanonen und kriegerischen Heerschaaren zu verfügen hat.

Der beste Schlüssel zum Verständniß der Vergangenheit bleibt immer die Gegenwart, welche gar nicht rein abgelöst von jener gedacht werden kann. Das Alte lebt fort in neuen Formen, wie die Eltern sich in den Kindern verjüngen. Allein die Schicksale der Völker werden nicht durch die millionenköpfige Menge bestimmt, sondern durch einzelne Herrschergeister, welche sich die Menge dienstbar zu machen und sie zu leiten wissen. Ein solcher Herrschergeist drückt dem Volke sein Gepräge auf und bestimmt den Gang seiner Geschichte auf Jahrhunderte hinaus. Wie Mohammed seine Araber, so machten Dshingis-Chan und Timur-Leng ihre tatarischen Horden zu Herrschervölkern. Zu diesen gehören auch die ihnen stammverwandten Türken, welche nun schon bis ins fünfte Jahrhundert hinein ihren Herrschersitz am Bosporus behaupten und zwar mit mehr Stätigkeit und Würde, als man ihren byzantinisch-christlichen Vorgängern nachrühmen kann. Die unerbittliche Geschichte lehrt, daß alle Greuel und Missethaten, deren man die Türken beschuldigt, nur ein dürftiges Nachspiel zu denen sind, deren die christlichen Herrscherhäuser von Byzanz sich schuldig gemacht haben. Diese waren bei den häufigen Thronrevolutionen so erfindungsreich in Verstümmelungen, daß Nasenabschneiden, Zungenausreißen und Augenausstechen ihnen nicht genügte: es mußte noch Entmannung hinzukommen. Man weiß, welche Rolle die Entmannung im alten Kaiserreich spielte. Selbst solche Kaiser, die nach der Geschichte ihres Landes „ruhmvoll“ regierten, blieben von haarsträubenden Unmenschlichkeiten nicht frei. So unternahm Basilius II. (976—1025) im Jahre 1014 einen Feldzug gegen die Bulgaren, machte 15000 Gefangene, ließ ihnen allen die Augen ausstechen, gab jedem Hundert einen Wegweiser, dem

ein Auge gelassen war, mit, und schickte sie so nach Hause zurück. Der Bulgarenkönig Samuel fiel bei dem Anblick der Unglücklichen in Ohnmacht und starb an den Folgen der furchtbaren Gemüthserschütterung. Solche Thaten, wie diese, konnten von keinem Barbarenvolke überboten werden.

Der byzantinische Thron stand schon seit dem um die Mitte des elften Jahrhunderts vollzogenen völligen Bruch der griechischen Kirche mit der römischen auf so schwachen Füßen, daß ihm nur das Zusammentreffen verschiedener günstiger Umstände noch einigen Halt bieten konnte. Trotz des innern Zerfalls war Konstantinopel durch seine geschützte Lage und die gewaltigen, dreifachen Ringmauern noch immer die festeste Stadt der Welt, und was von wissenschaftlicher Kultur für das praktische Leben Ersprießliches kommen konnte, war als Erbtheil besserer Zeiten hier noch am ersten anzutreffen. Dazu kam, daß die Feinde des Reichs in der Kriegskunst sich mit den Griechen nicht messen konnten und deshalb mehr auf Plünderungen und Brandschatzungen ausgingen als auf planmäßige Unternehmungen. Von den Kreuzfahrern wurden später die Kaiser noch ärger bedrängt als von den Mohammedanern, so daß die Noth sie trieb, wieder eine Annäherung an Rom zu versuchen, allein hierin fanden sie nicht nur bei der fanatischen Priesterschaft, sondern auch beim gläubigen Volke den hartnäckigsten Widerstand. Als dann Konstantinopel 1204 durch die Kreuzfahrer und Venetianer erobert wurde, hausten diese in der überrumpelten Stadt weit schlimmer als später die Türken. Denn der Haß der lateinischen und griechischen Christen untereinander war größer als ihr gemeinsamer Haß gegen die Türken. Trotzdem machte Kaiser Michael VII., dem es 1261 gelungen war, Konstantinopel wieder zu erobern, später den Versuch, seine Macht durch Anerkennung des päpstlichen Primats zu sichern, allein die rechtgläubigen Priester

ließen keine Aussöhnung zu stande kommen und so taumelte Konstantinopel unrettbar seinem Untergange entgegen, nachdem auch der letzte Versuch des Kaisers Konstantin Paläologus, noch während der Belagerung der Stadt, auf Grundlage der Kirchenvereinigung Hilfe vom Abendlande zu gewinnen, gescheitert war. Adel und Geistlichkeit wollten lieber von den Türken das Aergste erdulden, als mit Christen Gemeinschaft haben, die sich beim Abendmahle des ungesäuerten Brotes bedienen.

Nach dem Falle der Stadt wurde Rußland zum Horte des griechischen Christenthums, welches erst im Zarenreich seine vollgiltige Prägung erhielt. Der Patriarch Peter Mogilas in Kiew veröffentlichte nämlich 1642 seine „Darstellung des Glaubens der Russen“, die 1643 auf der Synode zu Konstantinopel bestätigt wurde und unter dem Titel: „Orthodoxes Glaubensbekenntniß der katholischen und apostolischen morgenländischen Kirche“ das eigentliche und einzige symbolische Buch der griechisch-morgenländischen Christenheit geblieben ist.

Der letzte russische Patriarch starb unter Peter dem Großen. Als die Synode dann zusammentrat, um ein neues geistliches Oberhaupt zu wählen, warf der Zar seinen Degen auf den Tisch mit den Worten: „Hier ist euer Patriarch!“ Seitdem ist der Zar zugleich der Papst der orthodoxen Christenheit.

Eine von der Anthropologie noch ungelöste Frage ist: ob eine urwüchsige Barbarenhorde ein hochentwickeltes Kulturvolk an Grausamkeit übertrifft, oder umgekehrt? Ich habe bei meinen Geschichtsstudien die raffinirteste Bestialität immer auf Seiten der Kulturvölker gefunden, wo religiöser Wahn die Köpfe verwirrt. Durch sein fanatisches Pfaffenthum ist Byzanz zu Grunde gegangen, während die geflüchteten byzan-

tinischen Schulmeister in Italien als Leuchten der Wissenschaft begrüßt wurden und die Epoche des Humanismus heraufführen halfen.

Die Glaubenskämpfe der römischen Kirche werden heutzutage nicht mehr mit Feuer und Schwert geführt; nur das byzantinische Russenthum vermag seine Heere noch für das Kreuz in Bewegung zu setzen und zeigt dadurch, wie weit es hinter den übrigen Völkern Europas zurückgeblieben ist, — selbst hinter den Türken; denn diese gewähren den Bekennern der verschiedenen christlichen Kirchen in ihrem Lande gleiche Rechte, während die Russen sich der rohesten Gewaltmittel bedienen, um die verschiedengläubigen Christen des Zarenreichs den starren Formen der byzantinischen Kirche zu unterwerfen, deren neuester Heilige der fanatische Pobedonoszew ist.

Ich habe schon früher bemerkt, daß es zu meiner Zeit so schlimm wie heute in Rußland nicht stand, vielmehr das eigentliche Volk gegen Andersgläubige sich durchaus tolerant zeigte und nur in den Köpfen ehrgeiziger Slavophilen die barbarischen Gedanken brüteten, deren Verwirklichung wir schaudernd erleben.

* * *

In seinem Innern bietet Konstantinopel viel Aehnlichkeit mit Moskau. Sind die türkischen Moscheenkuppeln auch weit größer als die russischen Kirchenkuppeln, so tragen sie doch beide orientalisches Gepräge und bilden die eigentlichen dekorativen Wahrzeichen der Herrscherstädte. Aber um das eigentliche Volksleben an seinen Nährquellen kennen zu lernen, muß man die Kaufhöfe oder Basars aufsuchen, wo Handel und Wandel noch in echt morgenländischer Weise und wundersamer Mannigfaltigkeit der Bilder sich offenbart.

Die Moskauer Kaufhöfe habe ich in leichten Umrissen zu

schildern versucht; die Basars von Konstantinopel in ähnlicher Weise zu veranschaulichen, ist unmöglich, da sie eine überwältigende Fülle fremdartiger Erscheinungen bieten, welche, um sie auch nur einigermaßen verständlich zu machen, eingehender Erklärungen bedürfen. Ich beschränke mich daher auf ein paar kurze Bemerkungen.

Das ungeheure Labyrinth von Kaufläden und Märkten, wo eine Einfriedigung die andere umschließt, eine Gasse die andere durchschneidet, angefüllt mit den reichsten, mannigfaltigsten Erzeugnissen orientalischen Gewerbfleißes, durchwogt von einer geschäftigen Menschenmenge in den verschiedensten Trachten und Farben, wird von den Fremden gewöhnlich in seiner Gesammtheit Basar genannt, während die Einheimischen unterscheidende Bezeichnungen für die einzelnen Abtheilungen haben.

So bezeichnete Besestan ursprünglich die Abtheilung, wo Leinwand verkauft wurde. (Bes heißt nämlich auf arabisch Leinwand, und stan heißt auf türkisch Ort oder Platz, auch Land, wenn es hinter einem Volksnamen steht, wie Kurdistan: Land der Kurden, Turkestan: Land der Türken.) Im Lauf der Zeit verallgemeinerte sich der an das Wort geknüpfte Begriff und Besestan bezeichnete ein Kaufhaus oder eine Niederlage, wobei noch besonders bemerkt werden mußte, was darin zu kaufen war. So heißt z. B. Silah Besestani: Waffenlager (von Silah: Waffen).

Die Besestans bestanden ursprünglich aus vereinzelten Gebäuden mit vier Thoren, die nach den Handwerken benannt werden, welche in den Buden rings um die Bogengänge in Betrieb sind. Allmählich häuften sich die Niederlagen und Läden, bis das Ganze in Mauern eingeschlossen und überwölbt wurde.

Was wir Basar nennen (in der Bedeutung von Kauf-

markt), heißt bei den Türken Tscharschi und bezeichnet ein Viereck (von tschar: vier). Die Besestans und Central-Tscharschis zeichnen sich vor den anderen Basars und Märkten dadurch aus, daß sie vollständig überwölbt sind und ihr Licht durch Glasfenster von oben erhalten.

Die Chane unterscheiden sich von den anderen Verkaufslokalen dadurch, daß sie zugleich als Herbergen dienen. So giebt es einen Chan der Teppichhändler, einen andern der Tuchhändler u. s. w.

Was mir aber besonders bemerkenswerth erscheint, ist: daß von allen Groß- und Kleinhändlern, die in dem großen Kauflabyrinthe zu Stambul ihre Geschäfte treiben, die Türken als die ehrlichsten und zuverlässigsten gelten.

Ohne jede Bemühung von meiner Seite fand ich Gelegenheit, auch einen Blick in die Diplomatenwelt der Kaliphenstadt zu thun, welche damals als die hohe Schule der Diplomatie galt. Mein Freund Seymour hatte mir bei meiner Abreise von Gori ein „persönlich zu überreichendes" Packet für Sir Stratford Canning, den englischen Gesandten bei der ottomanischen Pforte, anvertraut. Ich erfuhr bald nach meiner Ankunft, daß Sir Stratford das englische Gesandtschaftspalais in Pera schon seit mehreren Wochen verlassen und seine Sommerresidenz in Therapia bezogen habe. Um nun ganz sicher zu gehen, setzte ich ihn durch ein paar Zeilen von dem Stande der Dinge in Kenntniß, und er beeilte sich, mir zu antworten, daß ich ihn sehr zu Dank verpflichten würde, wenn ich ihn am nächsten Vormittage zwischen zehn und elf erwarten wolle, da er keinen bessern Weg kenne, das Packet sicher in seine Hände zu bringen, als es selbst abzuholen. Er stellte sich pünktlich ein und machte mir durch seine natürliche Art, sich zu geben, einen freundlicheren Eindruck, als ich erwartet hatte, da er allgemein im Rufe stand, ein hochfahrender, nackensteifer John Bull zu sein.

Es war das eben die Rolle, die er als Diplomat zu spielen hatte; mir gegenüber blieb er sich in seiner Freundlichkeit immer gleich.

Ich hatte nur einen älteren Bekannten am Bosporus, Dr. Georg Rosen, den ich schon in voller Thätigkeit als zweiten Dragoman bei der preußischen Gesandtschaft fand, in deren Sommerresidenz Bujukdere ich auch einige Wochen zubrachte. Dort lernte ich gleich in den ersten Tagen einen feingebildeten jungen deutschen Gelehrten, Dr. Gustav Bossart, kennen, der als Erzieher in der Familie des Fürsten Handjery lebte, dessen Palais in der Nachbarschaft lag. Dr. Bossart drückte mir den Wunsch der Fürstin aus, meine Bekanntschaft zu machen, wozu er wahrscheinlich selbst Veranlassung gegeben hatte, da er sich ganz vertraut mit meinen in den Cottaschen Blättern — die auch in Konstantinopel viel gelesen wurden — erschienenen Gedichten und Reisebriefen zeigte. Wie dem immer sein mochte: die Fürstin empfing mich so freundlich und bot so viele Anknüpfungspunkte zu eingehender Unterhaltung, daß ich gern ihrer Einladung folgte, meinen Besuch bald zu wiederholen.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich die reizende Frau von Titow, die Gemahlin des russischen Gesandten, kennen, welche kam, um sich bei der Fürstin Rath zu erholen, wie sie es anzufangen habe, für einen Ball, der zu Ehren des eben gelandeten Großfürsten Konstantin improvisirt werden müsse, die nöthigen Damen zu finden.

Ich wollte mich entfernen, wurde aber zurückgehalten und erfuhr nun, daß der junge Zarensohn als neuernannter Großadmiral der kaiserlichen Flotte dem Sultan einen Besuch gemacht habe. Im russischen Gesandtschaftspalaste zu Bujukdere wurden rasch die Vorbereitungen zu einem Balle getroffen, wobei sich ein empfindlicher Mangel an standesgemäßen Damen

herausstellte. Frau von Lecoq, die Gattin des preußischen Gesandten, war kurz vorher gestorben; Lady Canning war zur Sommerfrische nach England gereist, die Gattin des französischen Gesandten nach Frankreich. So fehlten gleich unter den Vertreterinnen der Großmächte drei Damen und unter denen der kleineren Mächte noch mehr.

„Diesem Mangel ist leicht abzuhelfen," sagte die Fürstin lächelnd. „Wo Sie und Mrs. Wellesley die Schönheit repräsentiren, die Gräfin Stürmer und ich das gesetzte Alter, scheint mir die diplomatische Würde für einen ländlichen Ball hinlänglich gewahrt. Im übrigen laden Sie dem Großfürsten so viele schöne Armenierinnen und Griechinnen aus reichen Häusern ein, wie Sie auftreiben können; die werden dem lebenslustigen jungen Herrn lieber sein als die großen Damen, deren er in Petersburg genug hat."

Und so geschah es. Ich wurde auch zu dem Balle geladen, der an Glanz und Pracht nichts zu wünschen übrig ließ. Der hochgelegene Palast der russischen Gesandtschaft war damals das stolzeste Gebäude in Bujukdere, ganz der herrschenden Stellung entsprechend, welche das Zarenthum am Bosporus einnahm oder beanspruchte, und welche ihm nur durch England, oder vielmehr durch die überwiegende Persönlichkeit seines Vertreters, streitig gemacht werden konnte. Herr von Titow hatte in seinem Aeußern nichts Imponirendes, aber viel Gewinnendes.

Auf dem Balle wurde natürlich der Großfürst Konstantin das Hauptmerkziel aller Augen. Er erschien mit kleinem Gefolge in schwarzem Frack und schwarzer Kravatte und machte in seinem Auftreten den Eindruck vollkommener Natürlichkeit als ein hübscher, schlankgewachsener junger Mann von achtzehn Jahren und sehr intelligentem Gesichtsausdruck. Die Vorstellungen fanden üblicher Weise in französischer Sprache statt.

Dabei begab sich ein merkwürdiger Zwischenfall. Als nämlich der amerikanische Gesandte, Mr. Carr, dem Großfürsten vorgestellt wurde und dieser ihn fragte, ob er am Bosporus kein Heimweh nach dem Hudson fühle, antwortete Mr. Carr: „Ich spreche nicht französisch!“ (I don't speak french.)

„Dann erlauben Sie mir wohl meine Frage englisch zu wiederholen,“ sagte der Großfürst, „ich verstehe die Sprache einigermaßen als Seemann.“

„O, Eure Kaiserliche Hoheit sprechen ein vollkommen reines Englisch!“ erwiderte Mr. Carr mit dem Nasenton der Ueberzeugung.

„Sie sind sehr gütig!...“

Der sehr muntere und elastische Zarensohn zeigte sich als Tänzer unermüdlich und hatte durchaus keine Lust, seinem nautischen Mentor, dem Admiral von Lüttke zu folgen, als dieser zum Aufbruch mahnte. Es gab eine kleine Scene, und die reizende Frau von Titow mußte sich ins Mittel legen, um den Admiral zu bewegen, noch eine Stunde zuzugeben.

Unter den türkischen Würdenträgern fesselte mich besonders der damals als alter ego des Sultans allmächtige Risa Pascha, der von niederer Herkunft sich durch Intelligenz und Schlauheit zum Range eines Muschir oder ersten Staatsministers emporgeschwungen hatte. Im Militär, wozu Risa Pascha nicht gehörte, bezeichnet der Titel Muschir Feldmarschallsrang. Er war damals erst ein angehender Vierziger, hatte kluge, blitzende Augen und ein wohlgebildetes, ausdrucksvolles, aber auffallend schmächtiges Gesicht mit schon durchfurchter Stirn und fahlen Wangen. Er stand im Rufe, der Busenfreund der Sultanin-Mutter zu sein, deren unverwüstliche Schönheit ihr im Volksmund die Bezeichnung Besmi Allem (Zierde des Weltalls) erworben. Uebrigens konnte der etwas krummbeinige Muschir mit seiner Figur keinen Staat machen;

ein paar stattliche Herren standen eben hinter ihm, die ihn um Haupteslänge überragten: Der Eine war Graf Ludwig Perponcher, Sekretär der preußischen Gesandtschaft; der andere Jochmus Pascha, ein geborener Hamburger, der sein Glück in der Welt mit dem Schwerte gesucht und gefunden. Als junger Philhellene focht er in Griechenland gegen die Türken, dann unter Espartero in Spanien gegen Don Carlos, und endlich als türkischer Pascha von zwei Roßschweifen gegen das ägyptische Heer in Syrien. Nun konnte er, obwohl erst ein angehender Siebenunddreißiger, schon seit Jahren auf Lorbeeren ausruhen, und das Glück, das ihn früh auf die Höhen des Lebens geführt, blieb ihm auch ferner treu; denn als das Revolutionsjahr 1848 ihn nach Deutschland zurückrief, wurde er bekanntlich Reichskriegsminister, freilich ohne Heer.

Einige Tage nach dem glänzend verlaufenen Balle im russischen Gesandtschaftspalaste kam ein nicht mehr ganz junger Mann zu mir, der schon ein paar Mal vergebens versucht hatte mich zu treffen, und mich diesmal fast wieder verfehlt hätte, da ich eben im Begriff stand nach Stambul zu reiten, um den Sultan Abdul Medschid seinen jeden Freitag stattfindenden Ritt zur Moschee halten zu sehen. Ich bestieg nun, statt eines Pferdes, dasselbe Boot, in welchem mein Besucher gekommen war, wodurch diesem die gewünschte Gelegenheit wurde, mir sein schon auf der letzten Karte als sehr dringend und wichtig bezeichnetes Anliegen eingehend vorzutragen, was dann auch mit solcher Ausführlichkeit und Lebendigkeit geschah, daß ich auf der ganzen Fahrt den Bosporus hinab bis zum goldenen Horn kaum selbst zu Worte kommen konnte, um meinem Begleiter klar zu machen, daß es mir durchaus unmöglich sei, seine Wünsche zu erfüllen, die darauf abzielten, zu den Tscherkessen zu gelangen, um ihnen im Kampfe gegen die Russen beizustehen. Nur schwer gelang es mir, ihn zu

überzeugen, daß jeder Versuch der Art ihn in russische oder tscherkessische Gefangenschaft bringen werde, da man auf der einen Seite so mißtrauisch sei wie auf der andern. Er war Feuer und Flamme für seinen Plan und hatte geglaubt, ein Empfehlungsbrief von mir an einen der Häuptlinge am Schwarzen Meere würde genügen, ihm freundlichen Empfang zu bereiten, wonach er dann als Artillerie-Officier den Tscherkessen bald überzeugende Proben seiner Brauchbarkeit geben werde. Erst meine Bemerkung, daß die Tscherkessen am Schwarzen Meere gar keine Kanonen besitzen, stimmte seine Hoffnungen tief herab. Er war preußischer Artillerie-Lieutenant, sehr gebildet und mit seinen feurigen Augen und schwarzem Lockenhaar von entschlossenem Aussehn. Sein Name war deutsch: Jungmann, aber seine Mutter war eine Polin und daher, meinte er selbst, stamme sein ungestümer Thatendrang. Lieutenant Jungmann mußte schon andere Bekannte ins Vertrauen gezogen haben, denn ich erfuhr bald, daß der russische Gesandte ihn überwachen lasse und auch den Oberstlieutenant von L..., der damals als Instructionsofficier in der türkischen Armee diente, davon in Kenntniß gesetzt hatte. Diesem gelang es bald, Jungmann in türkische Dienste zu bringen, wo er sich als sehr tüchtig bewährte und schon nach zwei Jahren den Rang eines Bim-Baschi oder Majors erhielt. Daß er dabei ein guter Deutscher blieb, bewies er durch das sofortige Aufgeben seiner Stellung beim Ausbruch des Krieges in Schleswig-Holstein, wo er sich der Statthalterschaft zur Verfügung stellte und die scheinbar hoffnungslose Aufgabe erhielt, mit einer Batterie von nur vier Kanonen Eckernförde vor einer Landung der Dänen zu sichern. Er wußte aber gleich seinen ersten Waffengang zu einer Ruhmesthat zu machen, indem er unter dem Feuer der dänischen Flotte das Linienschiff Christian VIII. in die Luft sprengte

und die Fregatte Gefion eroberte. Wer das noch miterlebt hat, weiß wie „der Held von Eckernförde“ damals gefeiert wurde. Aber ich fand, als er mich später besuchte, daß seine schwarzen Locken grau geworden waren; er sagte, das sei während des fürchterlichen Geschützfeuers von Eckernförde geschehen. Ich machte ihm einen Gegenbesuch in Oldenburg, wohin der Großherzog ihn eingeladen hatte, und ich fand seine schönen Wohnräume mit den Trophäen der dänischen Kriegsschiffe geschmückt. Nach der Türkei wollte er nicht zurückkehren, erinnerte sich aber gern der dort verlebten Jahre und erzählte dem körperlich kranken aber geistig frischen Dichter Julius Mosen, zu dem er mich führte, unter herzlichem Lachen von unserer Fahrt auf dem Bosporus, wo er mir innerlich gezürnt habe, weil ich ihn nicht zu den Tscherkessen spediren wollte. In seinem harmlosen Wesen bei leicht übersprudelnder Rede war er ganz derselbe geblieben, das Wort Moltkes bestätigend: „Der Mensch ist, was er ist, und er wird, was die Verhältnisse aus ihm machen“. Mir fällt das beim Schreiben dieser Zeilen unwillkürlich ein, mich zugleich daran erinnernd, daß unter den Büchern, die ich in der Türkei über die Türkei gelesen, die „Briefe eines deutschen Officiers“ (wenn ich mich im Titel nicht irre) mir am besten gefielen, durch Klarheit und Knappheit des Ausdrucks, scharfe Beobachtungsgabe, gründliche Sachkenntniß und alle sonstigen Offenbarungszeichen eines überlegenen Geistes. Daß diese Briefe anonym erschienen waren, zeugte von derselben Bescheidenheit, die dem Verfasser, dem heutigen Feldmarschall Grafen von Moltke, auch nach den größten Ruhmesthaten eigen geblieben. Nicht alle Genies sind so bescheiden, weil eben Keiner seine Eigenart ändern kann.

* * *

Ein Ritt oder eine Fahrt von Bujukdere nach Pera und zurück war mit Allem, was darum und daran hing, immer sehr zeitraubend und kostspielig; ich beschloß deshalb nach Pera überzusiedeln, um der eigentlichen alten Türkenstadt, wo für Fremde kein passendes Unterkommen zu finden war, wenigstens näher zu sein. Jungmann machte mich auf eine Pension aufmerksam, wo ich für die Hälfte der in den großen Hotels üblichen hohen Preise eine freundliche Wohnung und gute Kost fand. Als ich meinen Abschiedsbesuch im Palais Handjery machte, bat mich die Fürstin zum Diner zu bleiben, im Ueberrock, wie ich war, da ich meine Sachen schon eingepackt hatte. Nach Tisch wurde in der prächtigen Familienbarke eine Fahrt nach dem gegenüberliegenden asiatischen Ufer des Bosporus unternommen, um dort bei den „süßen Wassern" den Kaffee zu trinken. Die Fahrt war wundervoll und ebenso die Aussicht von den „süßen Wassern", da das schöne Landschaftsbild durch eine Menge malerischer Frauengruppen belebt wurde. Ich machte dabei wieder die Bemerkung, daß die Türkinnen, von denen man wenig mehr zu sehen bekommt als die Augen, in weit höherem Grade anziehend erscheinen, als die ihr Gesicht unverschleiert zeigenden Griechinnen und Armenierinnen. Der geheimnißvolle Reiz des zierlich Verhüllten regt die Phantasie zu verschönernder Ergänzung dessen an, was zu sehen gestattet ist, und ein paar dunkel zwischen weißem Mussellin hervorglühende Augen erwecken leicht eine günstige Meinung für ihre Besitzerin. Doch bleibt es beim Anschaun aus der Ferne; an irgend welchen Verkehr mit türkischen Frauen ist gar nicht zu denken, sogar für die Türken selbst nicht außerhalb ihres Hauses.

Die Fürstin ließ es bei dem einen Ausflug nicht bewenden; ich mußte noch mehrere Tage als Gast im Hause bleiben, die nicht bloß sehr angenehm, sondern auch sehr lehrreich für mich

waren, da Fürst Handjery als einer der gründlichsten Kenner orientalischer Sprachen und Litteratur mir über Vieles Aufschluß geben konnte, was zu wissen mir wichtig war.

Die Fürstin machte sich aus dem Leben in der großen Welt wenig; den größten Theil ihrer Zeit widmete sie ihrem einzigen Sohne, der unter der Leitung des Dr. Bossart eine höchst sorgfältige Erziehung erhielt und geistig wie körperlich vortrefflich gedieh. Er sollte, sobald er die nöthige Reife erreicht, eine deutsche Universität beziehen und dann einen Beruf nach eigener Neigung wählen. Sie selbst wollte ihre in Südrußland gelegenen Güter verkaufen und nach Deutschland übersiedeln.

Das hat sich dann auch Alles glücklich so gemacht, und als ich die Fürstin später in Berlin, wo sie sich angekauft hatte, fragte, ob ihr der Abschied vom Bosporus nicht schwer geworden sei, meinte sie kopfschüttelnd: es habe ihr dort an der Hauptsache, nämlich an Menschen gefehlt, trotz der vielen Diplomaten.

* * *

Mein Aufenthalt in Pera verlief ziemlich gleichmäßig. Ich trat immer schon früh meine Wanderung nach Stambul an, um nicht allzusehr von der Hitze zu leiden, die täglich unerträglicher wurde, — kam jedesmal erschöpft nach Hause zurück und las oder schrieb bis zum Abend, so gut es gehen wollte; allein es beschlich mich allmählich wieder eine Mattigkeit und Erschlaffung, die mich trieb meine Abreise zu beschleunigen. Bevor der nächste Lloyddampfer ging, machte ich noch, um mich etwas aufzufrischen, einen Ausflug nach den herrlichen Prinzeninseln, der mich soweit kräftigte, daß ich auch Skutari noch besuchen konnte, in dessen Nähe südlich Fanar Burnu sich erhebt, dessen Kuppe mir den schönsten

Abschiedsblick auf Konstantinopel gewährte. Von der Serai-Spitze bis zu den Sieben Thürmen lag die Stadt in amphitheatralischem Halbkreis und märchenhaftem Schimmer vor mir. Rechts erhob sich der Thurm der Jungfrau, Tophana, und der dunkle Cypressenhain des Friedhofs von Pera. Links schimmerte der blanke Wasserspiegel der Propontis bis zu den blühenden Prinzeninseln hin, deren blaue Ufer und funkelnde Gipfel dem schneeglitzernden Olymp zum Vordergrunde dienen. Schwärme von milchweißen Möwen umflatterten die Ruinen des Tempels der Venus Aphrodite und Hunderte von Segeln bläheten sich auf den schiffereichen Gewässern.



XIII.

Rückkehr nach Deutschland. Zweijähriges Stillleben unter Studien und Arbeiten.



Unter den Mitreisenden auf dem Dampfer, welcher mich nach Triest bringen sollte, befand sich auch Mr. Carr, der amerikanische Gesandte, dessen Bekanntschaft ich schon in Bujukdere gemacht hatte. Er war ein hochgewachsener, breitschultriger Mann, der mit seinem wohlgebildeten, aus klaren Augen blickenden Kopfe auch geistig über das Mittelmaß der Menschen hervorragte, obwohl er keine andere Sprache als seine eigene beherrschte oder auch nur verstand. Er sprach sich darüber mit großer Offenheit aus. In der Jugend hatte er keine Gelegenheit gefunden und auch kein Bedürfniß gefühlt, in fremden Zungen zu reden; jetzt war es zu spät das Versäumte nachzuholen und es blieb ihm nichts übrig als die Sache humoristisch zu nehmen.

Damals war noch die französische Sprache vorherrschend in der diplomatischen Welt, nicht bloß im Verkehr der Gesandten untereinander, sondern auch in den Berichten an ihre Regierungen. Selbst der preußische Gesandte, Herr von Lecoq, schrieb seine Berichte französisch, und man hielt allgemein dafür, daß die Beherrschung dieser Sprache, die er seiner Herkunft aus der französischen Kolonie in Berlin verdankte, der Haupt-

grund seiner Beförderung gewesen sei, da sonst nichts an ihm zu finden war, was ihn zum Vertreter einer Großmacht befähigte. Nur Sir Stratford Canning und Mr. Carr hielten an ihrer Muttersprache fest und der Unterschied zwischen dem englischen und amerikanischen Gesandten bestand bloß darin, daß der Eine, als Vertreter seiner Königin, ein großes Haus machen mußte, während der Andere, als Vertreter seines bürgerlichen Präsidenten, gar kein Haus zu machen brauchte.

Für die europäischen Mächte — sagte Mr. Carr — mag die Entfaltung eines großen Glanzes in ihrer Vertretung nothwendig sein, um den Türken Goldsand in die Augen zu streuen; wir bedürfen dergleichen Hilfsmittel nicht zur Erreichung unserer Zwecke, da wir immer gerade aufs Ziel losgehen, ohne Geheimnißkrämerei, Bestechungsversuche und sonstige Diplomatenkünste, welche eine besondere Schulung nöthig machen, um mit Erfolg angewendet zu werden. Bei uns giebt es keinerlei Vorbildungsanstalten für Diplomaten, folglich auch kein stufenweises Aufsteigen zu diplomatischen Ehren und Würden. Jeder kann Gesandter werden, wer sich im öffentlichen Leben als befähigt bewährt hat, die Interessen des Landes würdig zu vertreten, gleichviel, was er früher gewesen. Reichthümer sind dabei nicht zu erwerben, da die Gehälter so knapp bemessen sind, daß die Gesandten eigenes Vermögen haben müssen, wenn sie ein Haus machen wollen. Mit dem Amte hört auch der Titel und die Besoldung auf. Folglich ist in Amerika die Diplomatie weder ein besonderer Beruf noch eine Versorgungsanstalt, und dadurch wird dem Lande viel Geld erspart.

Mr. Carr rechnete mir vor, daß die russische Gesandtschaft in Konstantinopel, welche damals aus dreißig Köpfen bestand, jährlich mehr koste als die ganze Regierung der Vereinigten Staaten, den Präsidenten und seine Minister in Washington zusammengenommen. Aber noch weit größer seien die Summen,

mit welchen die Russen ihre Erfolge bei den bestechlichen türkischen Würdenträgern erkaufen müßten. Er verglich das trügerische Blendwerk der Diplomatie mit dem der nach Vorherrschaft strebenden Kirchen, welche die Religion der Liebe in ihr Gegentheil verkehrt haben, um sie als Kampfmittel zu gebrauchen und herabzuwürdigen. In Europa sei die Aufklärung unter den römisch-katholischen Völkern allmählich soweit vorgeschritten, daß dort neue Kreuzzüge mit Feuer und Schwert unmöglich geworden; in Rußland hingegen lasse sich das blindgläubige Volk noch jeden Augenblick zu einem Glaubenskriege entflammen; da nun aber die byzantinische Kirche während ihrer tausendjährigen Herrschaft gar nichts hervorgebracht, was einer guten Frucht ähnlich sehe und auch unter dem Türkenjoch keine Läuterung erfahren, so könne auch aus der Erneuerung ihrer Herrschaft durch die Russen kein Segen für die Menschheit erblühen. Denn die moskowitische Fäulniß stehe der altbyzantinischen und türkischen in nichts nach und das Wiederaufrichten des Kreuzes auf der Aja Sofia würde nur das Vorspiel neuer Kreuzzüge gegen andersgläubige Christenvölker sein und die Machtmittel erhöhen, sie zu führen. Darum sei das Verbleiben der Türken in Europa ein kleineres Uebel als das Vordringen der Russen nach Europa, wo sie schon viel zu weit um sich gegriffen haben...

Nicht bloß über die orientalische Frage theilte mir Mr. Carr mit großer Offenheit seine Anschauungen mit, sondern benutzte auch jede Gelegenheit, mich über die eigenartigen Vorzüge amerikanischen Lebens aufzuklären. Zu den Bekanntschaften, die sich während der Fahrt von selbst machten, gehörte auch ein französischer Consul, der mit Frau, Tochter und ansehnlicher Bedienung in die Heimath zurückreiste. Da der Gesandte nicht französisch und der Consul nicht englisch verstand, so machte ich zwischen Beiden den Dolmetscher, wenn sie sich

wichtige Dinge mitzutheilen hatten, wozu natürlich die Schilderung einer Audienz gehörte, welche der Consul beim Sultan gehabt, der ihm sogar den Nischan Jftichar verliehen. Das Bändchen dieses Ordens trug er, nebst noch andern bunten Bändchen, im Knopfloch.

„Wie kann ein vernünftiger Mensch nur mit solchem Spielzeug für große Kinder wichtig thun! Er scheint sonst ein ganz netter Kerl zu sein," sagte Mr. Carr.

Ich bemerkte ihm, daß sich dieser Spruch der Weisheit nur sehr frei wiedergeben ließe und drückte dann dem Franzosen Mr. Carrs Bedauern aus, als Amerikaner sich nicht mit ähnlichen Auszeichnungen schmücken zu dürfen.

Der gewiegte Consul hatte indeß aus Mr. Carrs Geberde und Betonung das Richtige schärfer herausgefunden, als es gemeint war, und wunderte sich, daß ein Mann in so hoher Stellung nicht einmal Französisch verstehe. Daß ein Franzose keine andere Sprache zu kennen brauche als seine eigene, fand er dagegen ganz natürlich, da jeder gebildete Ausländer sie verstehe. Das traf nun bei unserer Tischgesellschaft nicht gerade zu, welche zum großen Theile aus Engländern bestand, wovon nur einer, ein Arzt, im stande war, sich mit seiner sehr hübschen Nachbarin, der Tochter des Consuls, französisch zu unterhalten, was die Anderen auch gern gethan hätten aber nicht konnten, obgleich sie, abgesehen von zwei Officieren, ebenfalls der gelehrten Zunft angehörten und jede Gelegenheit benutzten, von ihrer klassischen Belesenheit Zeugniß zu geben.

Solcher Gelegenheiten boten sich in der poetischen Welt Homers, in der wir uns bewegten, natürlich viele. Jeder Ort, auf welchen ein Strahl der Dichtersonne gefallen, erscheint in verklärtem Glanze, der fesselnder und nachhaltiger wirkt als alle historischen Begebenheiten, deren Schauplatz er gewesen. Ich habe nie die deutschen Gelehrten begreifen

können, welche ihren philologischen Scharfsinn darin erschöpft, Homer als Dichter ganz aus der Welt zu schaffen, oder ihn nur als Sammler und Ordner der auf den trojanischen Krieg bezüglichen Sagen gelten zu lassen, wie sie sich bis zu seiner Zeit unter den verschiedenen Griechenstämmen im Laufe der Jahrhunderte gebildet haben sollen. Daß er den Stoff zu seinen Dichtungen nicht aus den Fingern gesogen, bezweifelt Niemand, aber wenn man, der Etymologie seines Namens folgend, ihn nur als Zusammenfüger schon vor ihm entstandener Gesänge gelten lassen will, so ist schwer zu erfassen, was damit gesagt sein soll. Denn mit demselben Recht könnte man von Goethe behaupten, er sei nicht der Dichter des Faust, sondern nur der Zusammenfüger schon lange vor ihm über seinen Helden im Volke bekannt gewesener Sagen und Gedichte. Es kommt doch in dem einen wie in dem andern Falle nicht so wesentlich auf den Stoff an, als auf das Kunstwerk, welches der Dichter aus dem Stoffe geschaffen. Bei Goethe lassen sich die Quellen nachweisen, aus welchen er geschöpft hat; bei Homer nicht; aber die Schöpfungen Beider tragen das unvergängliche Gepräge genialer Eigenart.

Was man bei uns von Wolf bis Bonitz geschrieben hat, um Homer in Homeriden aufzulösen, oder seine Dichtungen als Gesammterzeugniß einer ionischen Sängerschule zu erklären, in welcher die Poesie fortgepflanzt und gelehrt wurde, läßt sich am besten widerlegen durch einen Hinblick auf solche Völker, bei welchen noch heute Rhapsoden im alten Sinne des Wortes als Träger und Fortpflanzer der seit Jahrhunderten überlieferten heimischen poetischen Schätze leben. Sowohl die Serben wie die Montenegriner haben eine reiche Fülle epischer Dichtungen aufzuweisen, in denen Jeder, der sie mit Verständniß hört oder liest, homerische Klänge zu finden glaubt; die Dichtungen haben einen mythologischen Hintergrund; Schicksals-

gottheiten greifen entscheidend ein in die uns vorgeführten Kämpfe, welche mit ihren gewaltigen Helden den homerischen an stofflichem Interesse in nichts nachstehen. Allein aus der Zusammenfügung solcher Gesänge oder Rhapsodien läßt sich wohl eine poetische Chronik bilden, aber kein einheitlich durchgeführtes, mustergiltiges Kunstwerk, wie Homer es in seiner Ilias geschaffen. Wer in diesem, nach bis ins kleinste reiflich erwogenem Plane, aber mit vollkommener dichterischer Freiheit geschaffenen Wunderbau nur eine mehr oder minder geschickte Zusammenfügung überlieferter Gesänge sieht, kann dadurch nichts beweisen als seinen Mangel an künstlerischem Verständniß. In den vorausgesetzten Stammessagen hat doch gewiß jeder Stamm die Thaten seiner eigenen Helden in den Vordergrund gestellt, und aus solchem Sagenbündel sollte die harmonisch gegliederte Ilias entstanden sein? Genau betrachtet, ist im ganzen Gedichte überhaupt nichts wesentlich Sagenhaftes enthalten; denn es wird nichts darin als Vergangenes erzählt, sondern Alles als vor unseren Augen Werdendes oder Geschehendes dargestellt, angefangen von dem Streite des Achilleus mit Agamemnon im achäischen Lager am Strande bis zur Bestattung des durch Achilleus erschlagenen Hektor.

Der Dichter steht hoch über allen seinen Helden und Göttern, die er in Bewegung setzt, wie er sie gerade zur Durchführung seines Planes braucht, und sie wieder verschwinden läßt, wenn andere Figuren in den Vordergrund gerückt werden müssen, wobei immer nur auf die höchste künstlerische Wirkung hingearbeitet wird ohne Rücksicht auf die platte Wahrscheinlichkeit des Geschehenden. Wo die menschliche Möglichkeit aufhört, da müssen die Götter eingreifen, die Homer uns ebenso plastisch anschaulich vor Augen führt wie seine Menschen. Bevor Achilleus auszieht, um seinen erschlagenen Freund Patroklos an Hektor zu rächen, muß ihm Hephästos, auf

Wunsch der Thetis, erst neue Waffen schmieden, die uns in ihrem Entstehen so genau vorgebildet werden, daß wir sie bis ins kleinste nachzeichnen könnten, was aber bei dem Reichthum an bildlichen Gruppen, welche allein den wunderbaren Schild zieren, mehr Zeit in Anspruch nehmen würde als Homer zur Entscheidung des Schicksals von Troja braucht.

* * *

Eine reizvollere Fahrt als die aus dem Marmarameere durch den Hellespont und die griechische Inselwelt ist kaum denkbar; doch die Schilderung schöner Natureindrücke kann nur da fesseln, wo sie Neues bietet oder mit besonderen Erlebnissen verknüpft ist. Beides traf bei mir nicht zu. Die ganze Heimreise verlief, bei fast fortwährend heiterem Himmel, so glatt und ruhig, daß ich mich wunderte, dennoch eine Anzahl seekranker Passagiere an Bord zu finden, die beim Aufspringen jeder frischen Brise einen Sturm im Anzuge sahen und sich bei jedem Schaukeln des Schiffs jämmerlich geberdeten. Anfangs sah es bunt genug auf einem Theil des Verdecks aus, wo Türken, Armenier, Griechen und Albanesen ihr Lager aufgeschlagen hatten, wovon jedoch die meisten schon während der ersten Hälfte der Fahrt wieder verschwanden. Die Orte, wo wir am längsten anlegten, so daß ich Erinnerungsbilder davon in meinem Skizzenbuche festhalten konnte, waren Smyrna, Syra und Korfu, die vornehmste der jonischen Inseln.

Smyrna, die Königin der Städte Anatoliens, wie das türkische Kleinasien, mit Ausschluß von Karamanien (dem alten Cilicien und Karim), heute genannt wird, ist in der That eine majestätische Stadt, die sich am Ende des mächtigen Golfes erhebt, dessen Eingang das malerisch ins Meer abstürzende Vorgebirge Kara-Burnu hütet. Die sieben Meilen lange und bis zu zwei Meilen breite Bucht birgt noch

mehrere kleinere Busen, die den Schiffen höheren Schutz gewähren und an deren Ufern einst Phocea, die Mutterstadt von Marseille, und Klazomenä, der Geburtsort des Thales und Anaxagoras standen. Die das Meer umgürtenden Gebirgszüge des Sipylos und Tenelos erheben sich bis über sechstausend Fuß. Die Stadt steigt vom Meeresufer einen mit Cypressen bewachsenen Berg hinan, auf welchem die Trümmer einer alten Burg liegen. Das Innere von Smyrna gleicht ganz dem von Konstantinopel mit seinem Schmutze und Wirrwarr von engen Gassen. Ueber den Fluß — oder richtiger Bach — Meles, nach welchem Homer der Melesgeborene genannt wurde, spannt sich mit ihrem einzigen Bogen die fortwährend von Kameelreitern belebte Karawanenbrücke. Der Melesbach wird stellenweise fast überragt von den mächtigen Baumästen eines Gartens, der sich auf dem einen Ufer hinzieht, während am andern ein dunkler Cypressenhain einen türkischen Friedhof umschließt. Hier wäre also, nach der Sage, die Stätte zu suchen, wo eine fremde Magd Krithëis das Kind geboren, welches in dem damals schon jonischen Smyrna zu einem Wunder der Welt aufwachsen sollte. Nichts widerspricht der großen Wahrscheinlichkeit dieser Sage als die Behauptung verschiedener deutscher Philologen, daß überhaupt nie ein Dichter Homer gelebt habe. Diese gelehrten Herren lassen seine Werke gegen ihn zeugen, uns aber zeugen sie für ihn, wie die Sage, welche ihn von Smyrna nach der nahen Insel Chios, heute Scio genannt, ziehen läßt, wo er am längsten gelebt:

Ein erblindeter Mann, der die felsige Chios bewohnet,
Dessen Gesang unerreicht noch herrschen wird in der Zukunft.

In Syra erinnert nichts an Homer, als daß er den göttlichen Sauhirten des Odysseus durch Phönicier von der verkehrsreichen Insel geraubt sein läßt.

Korfu (Korkyra) wird gewöhnlich als das Phäakenland betrachtet, wo der von Poseidon vielgeplagte Odysseus bei der lieblichen Nausikaa und im Palaste ihres Vaters Alkinoos so freundlichen Empfang gefunden; auch ist die herrliche Insel ganz dazu angethan, ein Phäakenleben darauf zu führen, allein sie liegt Ithaka zu nahe, als daß sie dem vielgewanderten Odysseus hätte können unbekannt geblieben sein; ein gewöhnliches Segelboot würde ihn in Einem Tage bei günstigem Winde von Korfu nach Ithaka geführt haben. Wenn nun der Dichter zur Heimfahrt seines Helden übernatürliche Mittel in Bewegung setzt, wie er schon gethan, um ihn nach dem Phäakenlande zu bringen, so ist anzunehmen, daß dieses selbst nur einer poetischen Erfindung sein Dasein verdankt. Der fabelhafte Boden gehört zu den fabelhaften Dingen, welche der Dulder Odysseus dem Könige Alkinoos und seinen Phäaken zu erzählen hat...

Der jonische Himmel und Korfu, die Königin der jonischen Inseln, sind mir in leuchtender Erinnerung geblieben. Doch auch die Weiterfahrt aus dem jonischen Meere in das adriatische bot der fesselnden Bilder noch viele, zunächst an der wildromantischen Küste von Albanien, das mächtige Glieder seiner phantastisch zerklüfteten Felsengebirge bis an das Meer vorschiebt, zahlreichen Buchten und Häfen zum Schutz. Die Albanesen — wovon wir verschiedene stattliche Exemplare in malerischen Fustanellen und reichem Waffenschmuck an Bord hatten — nennen sich selbst in ihrer Sprache Skipetaren (Bergbewohner) und werden von den Türken Arnauten genannt. In der alten Geschichte kommen sie vor als Thraker; dann als Illyrier. Ihre Sprache bildet, nach Bopp, einen eigenen Zweig des indogermanischen Sprachstammes, hat aber eine Menge Fremdwörter aufgenommen. Albanien, welches

im Alterthum zu Epirus gehörte, bildet den Uebergang zu den Slavenländern, an welchen unsere Fahrt uns vorbeiführte.

Die Bocche di Cattaro, d. h. die Cattaro-Mündungen, haben ihren Namen nicht von einem Flusse, sondern von einem kleinen Golf, der sich in lieblichen Windungen tief bis ins Land hinein schlängelt und dort, inmitten dunkler Cypressengruppen, immergrüner Oliven, saftiger Wein- und Granatenpflanzungen zu der Ortschaft Cattaro führt, welche dem ganzen Seegebilde den Namen giebt. Zwei Inseln hüten den engen, durch vorspringende Felsenufer scheinbar geschlossenen Golf, im Hintergrunde durch hohe Gebirge überragt.

Von den Bocche di Cattaro kommen wir an der Dalmatinischen Küste zunächst zu der Bucht von Gravosa oder Sta.-Croce, die anderthalb Stunden von Ragusa entfernt liegt. Diese dehnt sich am Fuße des Berges Sergio aus und steigt zum Theil an dessen steilen Abhängen hoch hinauf, so daß sie schon aus weiter Ferne sichtbar wird. Die Einwohner selbst nennen ihre Stadt Dubrawa (Wald); bei den alten Griechen hieß sie Epidaurus; im lateinischen Abendlande war der Name Ragusa schon vor der großen Slavenüberschwemmung gebräuchlich, welche im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung über das Land hereinbrach und es völlig slavisirte.

Der nächste Anhaltspunkt war Spalato, eine ziemlich ansehnliche Stadt, welche fast ganz innerhalb des befestigten Gartenpalastes des Kaisers Diocletian liegt, dicht an der Stätte des weiland prachtvollen Salona, wo der wegen seiner Christenverfolgungen viel geschmähete und wegen seiner großen Feldherrn- und Regenteneigenschaften vielgerühmte Herrscher den Abend seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit verlebte, nachdem er freiwillig dem Throne entsagt hatte, zu welchem sein Schwert ihm den Weg gebahnt. Aus niederem Stande in Dalmatien geboren, kehrte er mit kaiserlichem

Glanz in die geliebte Heimath zurück, wo er in der milden Luft von Salona das glücklichste Jahrzehnt seines Lebens verbrachte.

Zum Schluß muß noch das wohlbefestigte Zara genannt werden, als die Hauptstadt und der Sitz der österreichischen Statthalterei des schmalen, langen Küstenstreifens, welcher den stolzen Namen „Königreich Dalmatien“ führt.

Von Dalmatien ging's an der kroatischen und istrischen Küste vorüber nach Triest. Das kleine Pola an der Spitze von Istria macht durch seinen von zwei mächtigen Thürmen geschützten Hafen und seine herrliche Lage mit amphitheatralischem Aufbau einen großartigen Eindruck. Seine alten Römerbauten zu bewundern, blieb uns keine Zeit. Mr. Carr belehrte mich aus seinem Reisebuch, daß Pola eine von den alten Kolchiern gegründete Stadt sei, welche Jason verfolgten, um ihm das geraubte goldene Vließ wieder abzujagen. So führte die Sage meine Gedanken kurz vor dem Ende meiner Seefahrt zu ihrem Ausgangspunkt zurück.

* * *

Der Herbst war schon ins Land gezogen, als ich über Triest, Wien, Prag, Dresden und Leipzig glücklich wieder in meiner alten Heimath eintraf. Die Uebergänge machten sich ganz allmählich, da die Kunstschätze und historischen Denkmäler in Wien, Prag und Dresden mich nicht sobald von sich losließen. Dazu kam, daß ich seit Jahren kein Theater gesehen und keine gute Musik gehört, woran ich mich nun wieder nach Herzenslust laben konnte.

In Triest hatte ich noch nicht das Gefühl auf deutschem Boden zu sein; das Italienische war überall vorherrschend und daneben klangen mir mehr slavische als deutsche Laute in die Ohren. Unter den slavischen Völkern Oesterreichs be-

gann es damals schon sich mächtig zu regen, wie ich auf der ganzen Reise bis Dresden zu bemerken Gelegenheit hatte, was vielleicht weniger der Fall gewesen wäre, wenn nicht ein deutsch-böhmischer Gutsbesitzer, Freiherr von St. . k. meine Aufmerksamkeit auf die Sache gelenkt hätte. Er war auf der Heimkehr von einem Ausfluge nach Aegypten und Palästina schon im Hafen von Syra auf unser Schiff gekommen, und als ein ehemaliger flotter Husaren-Officier bald ein sehr belebendes Element des jüngeren Theils der Gesellschaft geworden; unter seiner Leitung wurde jeden Nachmittag auf dem Verdeck getanzt und allerlei anmuthige Kurzweil getrieben, wobei selbst den französischen Damen, deren Sprache er vortrefflich mundhabte, die Seekrankheit verging. Er bewährte sich übrigens auch in ernster Unterhaltung als ein Mann von vielseitigem Wissen, das er sich hauptsächlich erworben, seit er als Rittmeister a. D. auf seinem böhmischen Gute lebte, und ich nahm sein freundliches Anerbieten gern an, in Triest und auf der Weiterreise mein Führer zu sein. Ich hätte mir in der That keinen besseren Führer wünschen können, da er nicht allein überall, wohin wir kamen, genau Bescheid wußte, unermüdlich im Erklären und immer bei guter Laune war, sondern mir auch über die Gepäckuntersuchungen und Paßplackereien hinaushalf, welche damals noch zu den Landplagen zählten, durch welche Oesterreich sich nicht zu seinem Vortheil von Rußland unterschied, und denen nur durch einen geschickten silbernen Händedruck einigermaßen abzuhelfen war. In Triest führte er mich zuerst in das unserem Hotel ganz nahe gelegene, großartige Tergesteum, in dessen prächtigem Lesesaal die neuesten Zeitungen aus aller Herren Ländern aufgelegt waren, die gelesensten Blätter, darunter die Cotta-schen, in mehreren Exemplaren. Nun fügte sich's, daß mein Begleiter in einer der letzten Nummern der Augsburger Allge-

meinen Zeitung eine Anzeige meines Buchs „Die poetische Ukraine“ fand, welches erst kürzlich erschienen und mir selbst noch nicht zu Gesicht gekommen war. Sofort wurde in der Münsterschen Buchhandlung Nachfrage gehalten, allein ohne Erfolg: das Buch war noch nicht nach Triest gedrungen; wir fanden es erst in Wien, in der Geroldschen Buchhandlung. Ich thue des kleinen Zwischenfalls hier nur deshalb Erwähnung, weil er zur Folge hatte, daß die slavische Frage während meines Beisammenseins mit Baron St.—k. tonangebend blieb. Er hatte, seit Jahren im Herzen des Landes lebend, von welchem die Bewegung ausgegangen, viel darüber nachgedacht und sie in ihrer Bedeutung klarer erkannt als die meisten Deutsch-Oesterreicher jener Zeit und besonders als die leichtlebigen Wiener. Er sah in den Tschechen nicht bloß den in der Kultur am weitesten vorgeschrittenen slavischen Volksstamm, sondern auch den zähesten und befähigtsten in Verfolgung seiner politischen und nationalen Zwecke. Die Politik der Russen wurzelt in dem starren byzantinischen Kirchenthum, welches keinerlei freie Bewegung zuläßt; die Tschechen hingegen rühmen sich, in Huß und Hieronymus von Prag der Welt zwei heldenmüthige Opfer kirchlicher Aufklärung geliefert zu haben. Ihre gewaltigen Kämpfe für Gewissensfreiheit und ihre schließliche Unterdrückung bieten eine der erschütterndsten Tragödien der Geschichte ...

In Wien wurde die neue panslavistische Bewegung, welche ihren Brennpunkt in Prag und vorläufig mit der Religion nichts zu thun hatte, meist so aufgefaßt, wie ihre Führer sie darstellten: als das Bestreben, eine rein litterarische Vereinigung aller getrennten Stämme herbeizuführen, um in edlem Wetteifer ihre verschiedenen Sprachen zum Ausdruck der höchsten Ideen und Geistesschöpfungen heranzubilden. Das viele Gemeinsame in allen diesen Sprachen ließ auch die Hoff-

nung als begründet erscheinen, daß es nicht schwer fallen könne, ein allgemein verständliches Medium daraus zu bilden. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch; denn bei dem berühmten Slavencongreß in Prag (1846) waren die Redner gezwungen, in deutscher Sprache zu reden, um allgemein verstanden zu werden.

In Deutschland verhielt man sich der slavischen Bewegung gegenüber ziemlich gleichgiltig, soweit ich aus den Zeitungen ersehen konnte, die sich entweder darüber lustig machten, oder sich freuten, daß dem verhaßten Metternichschen Regiment Verlegenheiten dadurch bereitet wurden.

Unter den slavischen Gelehrten war damals der berühmteste Wenzeslaus Hanka, Bibliothekar des böhmischen Nationalmuseums in Prag. Er empfing mich überaus zuvorkommend und bot Alles auf, meinen Aufenthalt in der herrlichen Stadt angenehm und fruchtbar für mich zu machen. Ich konnte von ihm schreiben: „Der alte Hanka erschloß mir in den wenigen Tagen unseres Beisammenseins sein ganzes Wissen, Denken und Fühlen." Seine Bekenntnisse waren kurzgefaßt folgende: Wie er selbst aus kleinen, dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, es doch durch hohes Streben und zähen Fleiß zu hervorragender Stellung gebracht, betrachtete er sich als vorbildlich für sein Heimathland; seine ganze Lebensaufgabe sah er darin, das Volk geistig und sittlich zu heben, um es zur Führerschaft der übrigen slavischen Stämme zu befähigen. In der That waren alle seine Werke auf die Lösung dieser Aufgabe gerichtet. Zunächst suchte er die seit Jahrhunderten verkommene böhmische Sprache zu der alten Reinheit zurückzuführen und dann seine Landsleute auch mit den übrigen slavischen Litteraturen bekannt zu machen. Er war selbst Dichter und als solcher auch ein feinfühliger Uebersetzer, dessen Nachbildungen aus fremden Sprachen wirkliche Bereicherungen der heimischen Litteratur

wurden. Den größten Ruhm jedoch erlangte er durch die Entdeckung der sogenannten „Königinhofer Handschrift" (**Kralodworsky rukopis**) 1817, eine Sammlung altböhmischer Gedichte, welche bald in alle Sprachen übersetzt wurden und sogar unsern Goethe zu deutscher Nachbildung reizten.

Wenzeslaus Hanka stand zur Zeit, da seine Entdeckungen begannen, die bald Fortsetzungen finden sollten, im siebenundzwanzigsten Lebensjahre und galt damals schon für einen ausgezeichneten Paläographen. Zweifel an der Echtheit des merkwürdigen Fundes konnten deshalb nicht leicht aufkommen; dennoch blieben sie nicht aus, fanden aber wenig gläubige Ohren. Die Kritik mußte vor der Thatsache verstummen, daß die durch Hanka gehobenen Schätze in ganz Europa bewundernde Anerkennung fanden und mächtig zur Hebung des böhmischen Selbstgefühls beitrugen. Mir kam es bei Prüfung der Handschriften, deren Verständniß keine großen Schwierigkeiten bot, gar nicht in den Sinn, daß sie ihr Dasein einer Fälschung verdanken könnten; denn in diesem Falle hätte ja Wenzeslaus Hanka selbst der Fälscher sein müssen, da er als bewährter Handschriftenkenner durch Andere nicht so leicht zu täuschen gewesen wäre.

Jahrzehnte sollten noch vergehen, ehe die immer wieder auftauchende Streitfrage zu klarem Austrag gebracht werden konnte, wobei sich dann allerdings ergab, daß die Zweifler recht behielten, obwohl Hanka nie zum Bekenntniß seiner Schuld zu bringen war, die Welt durch seine mit großer Sachkenntniß und Geschicklichkeit hergestellten Schriftstücke getäuscht zu haben.

* * *

Der Empfang, den ich bei meiner Rückkehr in die Heimath fand, bot mancherlei rührende Scenen, die sich eingehender

Schilderung entziehen; daneben auch komische, von denen dasselbe gilt. Ich traf meinen Vater noch am Leben und geistig ziemlich frisch, aber körperlich sehr leidend an; indeß kam nie eine Klage über seine Lippen. Was mich nun geradezu in Erstaunen setzte, war die Klarheit des Urtheils, welches er sich über die damalige Weltlage gebildet hatte. Er war der einzige Mann in der Stadt, der mich in Allem verstand, was über die nächsten Kirchthurminteressen hinausging. Meine gute Mutter hatte sich um Politik nie bekümmert und gab mir wohl zuweilen schmerzlich zu verstehen, wie sie sich absorgen müsse, um Haus und Feld einigermaßen in Ordnung zu erhalten, da sich mein Vater immer mehr mit den Angelegenheiten der Welt als denen des Hauses beschäftigt habe.

Meine kleine Vaterstadt zählte damals wenig mehr als dreitausend Einwohner und war erst vor kurzem durch die Eisenbahnverbindung zwischen Braunschweig und Hannover in den großen Weltverkehr hineingezogen worden. König Ernst August war nach dem Vorbilde des großen Zaren Nikolaus ein entschiedener Gegner der Eisenbahnen; denn jemehr Zeit er zu einer Reise von einer hannöverschen Stadt zur andern brauchte, desto größer erschien ihm sein Reich, aber er konnte sich doch auf die Dauer dem Zuge der Zeit nicht entziehen, wenn er ihm auch nur mit schmerzlichem innern Widerstreben folgte.

Von revolutionären Bewegungen, wie ich sie im ersten Kapitel dieses Buches geschildert habe, war nach meiner Rückkehr in hannöverschen Landen nicht mehr die Rede; das Volk hatte sich, wohl oder übel, mit dem Regiment seines gestrengen Königs ausgesöhnt, der ihm immer noch besser erschien als gar keiner, und statt von politischen Märtyrern sprach man nun von der frischen Zugluft, die durch die Kirche wehe, um sie von mittelaltrigem Dunst und Moder zu reinigen. Johannes

Ronge wurde gefeiert wie ein neuer Luther, machte gute Geschäfte mit seinen Predigten und heirathete dazu eine reiche Frau. Ich las ein paar seiner gedruckt erschienenen Reden und konnte nichts darin finden, was über die allergewöhnlichsten Aufkläricht̃sphrasen hinausging; die Wirkung auf die Menge muß also hauptsächlich in der Art seines Vortrags gelegen haben...

Die meisten Menschen leben, als ob sie in die Welt gesetzt wären, die von den Eltern und Lehrern überkommenen Güter unverändert zu bewahren und, den Jungen der Thiere ähnlich, das Leben der Alten in gleicher Weise zu wiederholen. Solche Menschen, die sich den Kopf nicht über die sogenannten „höheren Fragen" zerbrechen, sondern von den Priestern Alles auf Treu und Glauben hinnehmen, wie es ihnen geboten wird, sind offenbar die glücklichsten, soweit sie Befriedigung ihrer bescheidenen Ansprüche an das Leben finden.

Der Fortschritt hat sich noch nirgends durch die Masse gemacht; die überlegenen Geister, denen die Menschheit den Fortschritt verdankt, sind ihm meist als seine Opfer gefallen. Die Hervorbildung des Höheren aus dem Niedrigen, des Feinen aus dem Groben, des Milden aus dem Rohen bezeichnet den sich überall sehr langsam und unter vielen Rückfällen vollziehenden Stufengang der Menschheit, wobei die Religion die vornehmste Rolle spielt. Die gesellschaftliche Ordnung wird am sichersten da aufrecht erhalten, wo das sogenannte göttliche Gesetz mit dem weltlichen zusammenfällt, wie z. B. bei den Türken, welche strenger nach ihrer Satzung leben als irgend ein mir bekanntes Volk in Europa. Aber:

Der Islam ist durch Kriege groß geworden
Und nur durch Kampf kann er sein Dasein fristen;
Gebrochen ist die Kraft der Glaubenshorden
Jetzt überall, wo sie im Frieden nisten.

Die Türken sind ein in Trägheit verkommenes Volk; sie haben die unterjochten Christenvölker für sich arbeiten lassen und sind selbst darüber erschlafft; sie können wohl noch zum Kampfe entflammt werden, aber nicht zur Arbeit, da für diese keine Belohnung im Himmel verheißen ist. Weil sie fest an den Himmel glauben, machen sie sich um die Erde wenig Sorgen und rauchen der ewigen Seligkeit mit einer Seelenruhe entgegen, die durch nichts zu erschüttern ist. Der Tod hat für sie keine Schrecken; sie kennen kein größeres Vergnügen, als ihre freien Stunden auf den Friedhöfen zu verbringen, die immer in Cypressenhainen liegen, welche die Seele in ganz anderer Weise feierlich stimmen als unsere Trauerbäume; denn diese lassen ihre Zweige tief zur Erde herabhängen, während jene sie hoch zum Himmel emporheben und so den Blick immer nach oben lenken, wohin auch die blauen Rauchwölkchen ziehen, welche die zwischen den weißen, schmucklosen Grabsteinen mit gekreuzten Beinen hockenden Türken ihren langen Pfeifen entlocken, ihnen träumerisch nachblickend.

Solche irdische Sorglosigkeit, verbunden mit himmlischer Zuversicht, habe ich bei keinem andern Volke wiedergefunden und am wenigsten bei meinen kritischen Landsleuten, die ihr Denken dem Glauben nie ganz gefangen gegeben haben, woraus sich denn ein zwiespältiger Zustand gebildet hat, welcher macht, daß dem Glauben nur an Sonn- und Feiertagen gewisse Vorrechte zuerkannt werden, während das Denken die Werkeltage regiert. Und gerade aus diesem zwiespältigen Zustande ist der ungeheure Fortschritt erwachsen, dessen die christlichen Völker vor den muhammedanischen sich rühmen.

Erst durch meinen Aufenthalt unter fremden Völkern verschiedener Glaubensbekenntnisse bin ich zu eingehenderem Studium der Religionsgeschichte angeregt worden und habe gefunden, daß die Erkenntnißquellen der höchsten unserm Geist

zugänglichen Wahrheiten im Orient noch heute ebenso reichlich fließen wie bei uns, aber in ihrer blumigen Umhüllung nicht so leicht zu entdecken sind. Bei den Abendländern überwiegt der Verstand, bei den Morgenländern die Phantasie; daher erklärt sich die Verschiedenartigkeit der Ausdrucks- und Auffassungsweise, welche nur in poetischer Form eine gewisse Ausgleichung findet. Beispiele davon bieten meine Bücher die Fülle. Besonders wird man in meiner durchaus sinngetreuen Verdeutschung der Sprüche des alten Omar Chajjâm finden, daß erleuchtete Köpfe im Orient schon vor Beginn der Kreuzzüge erhabenere Vorstellungen von dem hatten, was Kant „das Ding an sich“ und Hegel den Weltgeist nennt, als unsere damaligen Kirchenlichter:

> Bald verhüllst Du den Augen der Menschen dich ganz,
> Zeigst bald Dich in Bildern der Schöpfung voll Glanz;
> Für dich selbst schaffst Du Alles an Wundern so reich,
> Bist Inhalt des Schauspiels, Zuschauer zugleich! —

„Das Ding an sich“ ist mir immer ein anstößiger Ausdruck gewesen und ich begreife noch heute nicht, wie Deutschlands größter Philosoph ihn als Bezeichnung des Höchsten hat anwenden mögen. Ein Ding kann niemals die Vorstellung von etwas Großem in uns erwecken. „Ein albernes Ding!“ sagt man von einer eitlen Gans in Menschengestalt, und wenn man von „erhabenen Dingen“ redet, so kann sich das doch nur auf die Hervorbringungen eines schöpferischen Geistes, nicht auf diesen selbst beziehen.

Gegen den Hegelschen „Weltgeist“ würde nichts einzuwenden sein, wenn ihn Hegel nicht um die Zeit, da er von ihm redet, ausschließlich in Berlin beschäftigt sein ließe, wobei dann zwischen den Zeilen zu lesen, daß er selber der Weltgeist sei, — ähnlich wie er früher in seiner Heidelberger Antrittsrede erklärte, daß die großen Philosophen vor ihm nur ein-

zelne Seiten der Wahrheit beleuchtet hätten, während durch ihn nun die ganze Wahrheit in die Erscheinung trete.

Die wenigen morgenländischen Philosophen, welche mehr als bloße Nachtreter der Griechen waren, haben nicht die Anmaßung gehabt eine vollständige Lösung des Welträthsels zu bieten, sondern sich damit begnügt, ihren Gedanken, Zweifeln und Anschauungen einen blitzartigen Ausdruck zu geben, der zündend einschlägt und fortwirkt. So ruft zum Beispiel die Schicksalsfrage folgende Gegenfrage hervor:

Du hast mich geschaffen aus Wasser und Erde, —
Was kann ich dazu?
Du schufst Alles, womit ich bekleidet werde, —
Was kann ich dazu?
All mein Gutes und Böses hast Du vorausbestimmt:
Ob und wie ich nur Leib und Seele gefährde, —
Was kann ich dazu?

Die Gnadenlehre giebt Anlaß zu dieser Frage:

Ich bin in stetem Kampf mit meinem Herzen:
Was soll ich thun?
Erinn'rung früherer Schuld macht mir viel Schmerzen:
Was soll ich thun?
Verzeihst Du, Herr, auch gnädig meine Sünden:
Das Schuldbewußtsein ist nicht auszumerzen, —
Was soll ich thun?

Daß solche Sprüche nicht Allgemeingut der Menge werden können, versteht sich von selbst. Die Menge hat zu viel mit des Lebens Nothdurft zu thun, um sich durch höhere Fragen beunruhigen zu lassen. Der Hungrige kann sich nicht von Zweifeln nähren; er verlangt leiblich wie geistig nach dem Brote der Gewißheit. Schwindet der Glaube, so ist die Schuld nicht im Volke zu suchen, sondern bei seinen Lehrern und Führern, welche, statt vermittelnd und versöhnend zu wirken, die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse gegen

einander aufhetzen, als ob es eine Sünde wäre an einem Orte geboren zu sein, wo ein anderer Glaube herrscht als derjenige, zu welchem die Hetzer sich bekennen. Statt nun von der allgemein verständlichen Thatsache auszugehen, daß der Glaube eines Jeden nicht sein eigenes Erzeugniß, sondern nur sein Erbe ist, daß aber die Grundlehren des Christenthums in allen Bekenntnissen dieselben sind, verleugnet man diese wesentliche Gemeinsamkeit, um in unwesentlichen Dingen Ursachen feindlicher Trennung zu suchen.

* * *

Bald nach meiner Rückkehr fragte Baron Cotta bei mir an, ob ich nicht Lust hätte, als Berichterstatter für die Allgemeine Zeitung in die Donauländer zu gehen; allein ich konnte mich nicht dazu entschließen, trotz der verlockenden Bedingungen, welche mir geboten wurden. Ich hatte des Reisens einstweilen genug gehabt, einen ganzen Koffer voll Bücher und Manuscripte mitgebracht und sehnte mich nach Sammlung, nicht nach neuer Zersplitterung. Ich fand noch viele Lücken meines Wissens auszufüllen, selbst soweit es sich auf die von mir bereisten Länder bezog, und ich wollte mir ohne Noth meinen Plan nicht kreuzen lassen, noch ein paar Jahre in aller Stille ernsten Studien zu leben, besonders historischen und sprachwissenschaftlichen, und daneben mein Werk über die Völker des Kaukasus zu vollenden. Zu dem Zwecke ging ich erst nach Göttingen, wo ich es nicht lange aushielt, weil mir dort alle künstlerische Anregung fehlte, und dann nach München, wo ich Alles fand, was ich brauchte, und mich in regem Verkehr mit bedeutenden Männern von weitem Horizont bald heimischer fühlte als in der eigenen Heimath, an welche sich für mich zu viele traurige Erinnerungen knüpften, als daß

ich meines Lebens dort auf die Dauer hätte recht froh werden können.

Der Niederlassung in München im Mai 1846 ging ein Ausflug nach Schwaben voraus, da es mich drängte, die Männer persönlich kennen zu lernen, welche mich zuerst in die Litteratur eingeführt hatten: in Augsburg Dr. Kolb, Dr. Widenmann und Dr. Altenhöfer, in Stuttgart Baron Cotta, Gustav Hauff, Gustav Schwab und Gustav Pfitzer. Alle kamen mir auf das freundlichste entgegen; ich verlebte mit ihnen schöne Tage und nahm die besten Erinnerungen mit. Bei Cotta lernte ich auch Franz Dingelstedt kennen, der abseits von der schwäbischen Dichterschule lebte und sich vorwiegend in Hofkreisen bewegte. Bei Kolb traf ich mit dem berühmten Nationalökonomen Friedrich List zusammen, der mir über meine Aufsätze im „Ausland" und in der „Allg. Ztg." viel Verbindliches sagte und mich durchaus mit dem ihm befreundeten Fürsten Wallerstein bekannt machen wollte, dem sie auch sehr gefallen hätten. Bei Dr. Widenmann traf ich den geistvollen Professor Fallmerayer, dessen „Fragmente aus dem Orient" damals großes Aufsehen machten. Wir hatten uns gegenseitig schon durch unsere in der Allg. Ztg. erschienenen Briefe kennen gelernt und die persönliche Begegnung führte zu dauernden Beziehungen der freundlichsten Art. Dazu kam nun noch der durch sein reizvolles Werk über Griechenland rasch in der feineren Lesewelt sehr beliebt gewordene Dr. Ludwig Steub, so daß es mir von vornherein in München an anregenden Bekanntschaften nicht fehlte, für deren Vermehrung ich nicht zu sorgen brauchte, da sie sich ganz von selbst machte bei der ungezwungenen Art des Verkehrs in der Pflegestadt aller freien Künste, wo sich leicht zusammen findet, was zusammen paßt. Bei Fallmerayer lernte ich den Grafen Max Bothmer kennen, einen jungen Haupt-

mann, der für einen der unterrichtetsten und begabtesten Offi- ciere der Armee galt und mit einer martialischen Gestalt eine ungemeine Zartheit des Gefühls und reine Empfänglichkeit für das Schöne vereinte, aber bei seinen strengen Grundsätzen ein entschiedener Feind alles Frivolen war. Fallmerayer, mit dem er in demselben Hause wohnte, hielt große Stücke auf ihn und gab viel auf sein Urtheil, das sich auch an mir in einem wichtigen Lebensfalle entscheidend bewähren sollte. Graf B. führte mich bei seiner anmuthigen, schon mit einigen Kindern gesegneten Gemahlin ein, an der er mit rührender Liebe und Verehrung hing und die er mir als seinen besten Halt im Leben rühmte. Wir machten im Sommer manchen Spaziergang zusammen, und als ich einige Wochen hindurch eine Wasserkur in dem nahegelegenen Brunnthal durchmachte, besuchte mich das mir sehr freundschaftlich gesinnte Ehepaar fast täglich. Ich faßte zu den trefflichen Menschen ein solches Vertrauen, daß ich gar keine Geheimnisse vor ihnen hatte, und sie erwiesen sich dieses Vertrauens vollkommen würdig.

Es war schon eine geraume Zeit seit meiner Rückkehr in die Stadt vergangen, als ich eines Nachmittags eine seltsame Begegnung in der Cottaschen Litterarischen Anstalt in München hatte, wo ich mir ein in der Allgem. Zeitung sehr günstig besprochenes neues Werk ansehen wollte, aber kaum ange- fangen hatte, darin zu blättern, als raschen Schrittes eine schlanke Dame eintrat und in schnell von der Zunge springen- dem, für ungeübte Ohren schwer verständlichem Englisch eine Frage an den Gehilfen richtete, die diesen völlig verwirrte, wozu vielleicht auch die auffallende Schönheit der Dame bei- trug, welche unwillkürlich die Augen fesselte. Ich erklärte dem jungen Manne, daß die Dame eine englische Uebersetzung der Gedichte des Königs Ludwig zu haben wünschte, da sie von der deutschen Ausgabe nichts verstehe, welche Seine

Majestät ihr geschenkt habe. Während ich so leise sprach, faßte die schöne Dame mich scharf prüfend ins Auge und sagte dann, mir die Hand reichend, auf Französisch: „Welch ein Glück, Sie hier wiederzusehen!"

„Ich kann mich nicht erinnern früher die Ehre gehabt zu haben —"

„Voriges Jahr in Paris!"

„Ich bin nie in Paris gewesen."

„Nun, dann war's in Petersburg!"

„Ich habe Petersburg seit fünf Jahren nicht gesehen."

Allein sie ließ keine Ausflucht gelten, gab mir ihre Karte, sagte, sie werde mein Gedächtniß schon auffrischen, wenn ich sie in den nächsten Tagen besuchte, und schied dann mit einem warmen Händedruck.

Auf der Karte stand „Lola Montez". Das war der Name der berühmten spanischen Tänzerin, welche sich schnell in die allerhöchste Gunst hineingetanzt hatte und so sehr darin wuchs, daß sie zur Gräfin von Landsfeld erhoben wurde. Obschon ich mich wohl hütete, sie zu besuchen, um nicht mit ihr in das Gerede zu kommen, das ihren leichtfüßigen Schritten folgte, nahm ich die Begegnung doch nicht so tragisch wie Graf Max Bothmer, der mir rieth, lieber gleich abzureisen als mich der Gefahr einer näheren Bekanntschaft mit der schönen Dame auszusetzen, die schon Manchem eine hoffnungsvolle Laufbahn gekreuzt. Die Gräfin faßte die Sache ebenso ernst aber doch ruhiger auf, als ihr Gemahl, und meinte, ich sollte München nicht eher verlassen, bis die Verhältnisse wirklich dazu drängten, was noch nicht der Fall sei. Ich erkannte die rührende Besorgniß Beider um meinen Ruf mit dankbarem Gemüthe und lebte so zurückgezogen wie möglich, so daß lange Zeit verging, ehe sich mir dringende Veranlassung bot, auf ein paar Monate von München zu scheiden, die ich einer

dringenden Einladung meines alten Freundes und Gönners, Karl Baron von der Malsburg folgend, auf dessen schönem Landgute Escheberg bei Kassel zubrachte, ebenso fleißig arbeitend, wie in München, da die reiche Schloßbibliothek mir alle Hilfsmittel zur Vollendung meines Werkes über die Völker des Kaukasus bot ...

Ueber meinen weiteren Aufenthalt in München, wo ich bei meinen Studien und Arbeiten am meisten durch den ausgezeichneten Orientalisten M. J. Müller und den großen Philologen Friedrich v. Thiersch gefördert wurde, soll eingehender im zweiten Bande meiner Erinnerungen die Rede sein.



Berichtigung.

Seite 237 ff. lies Wladikawkas.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.






89092520899
b89092520899a